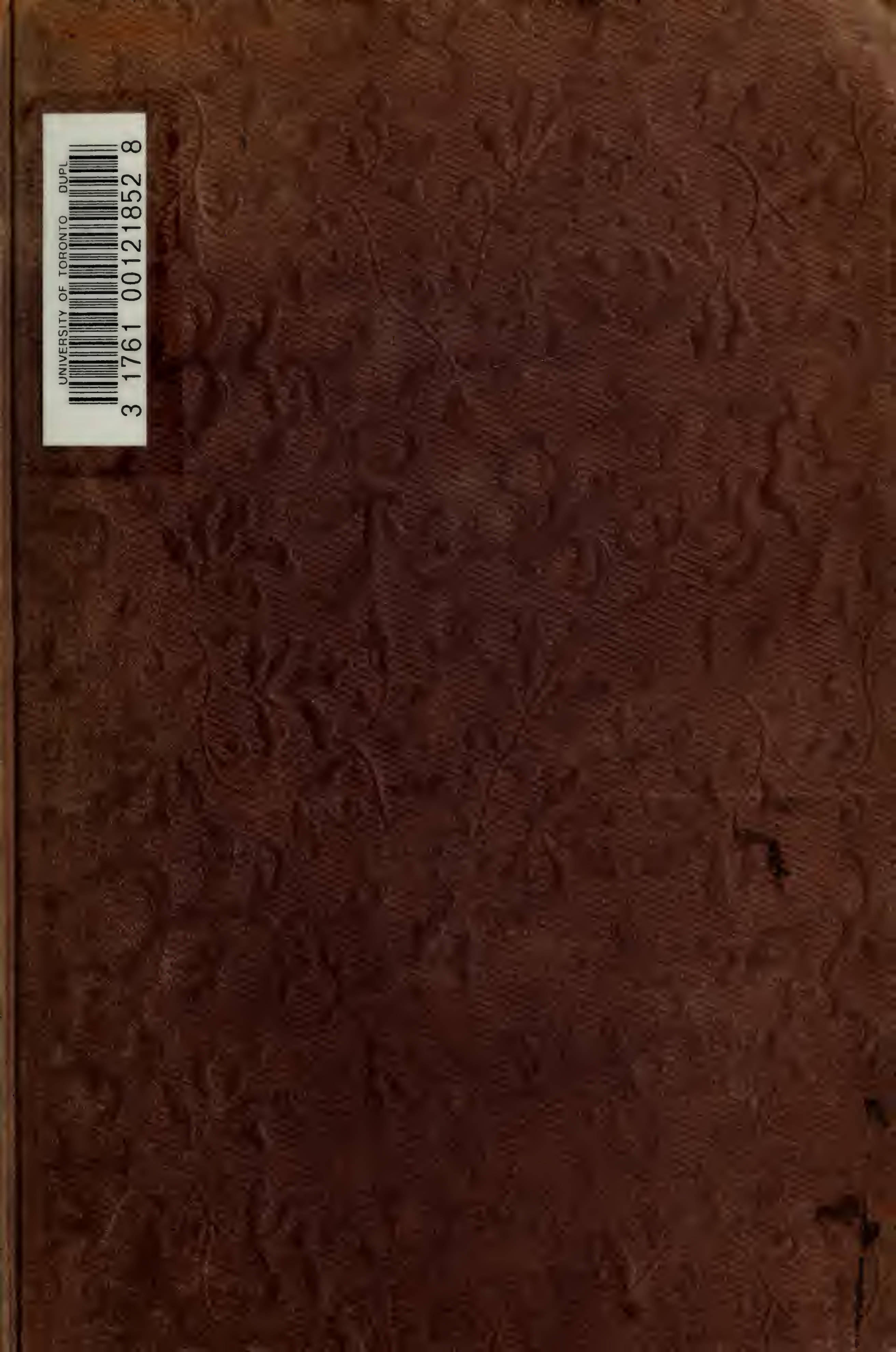
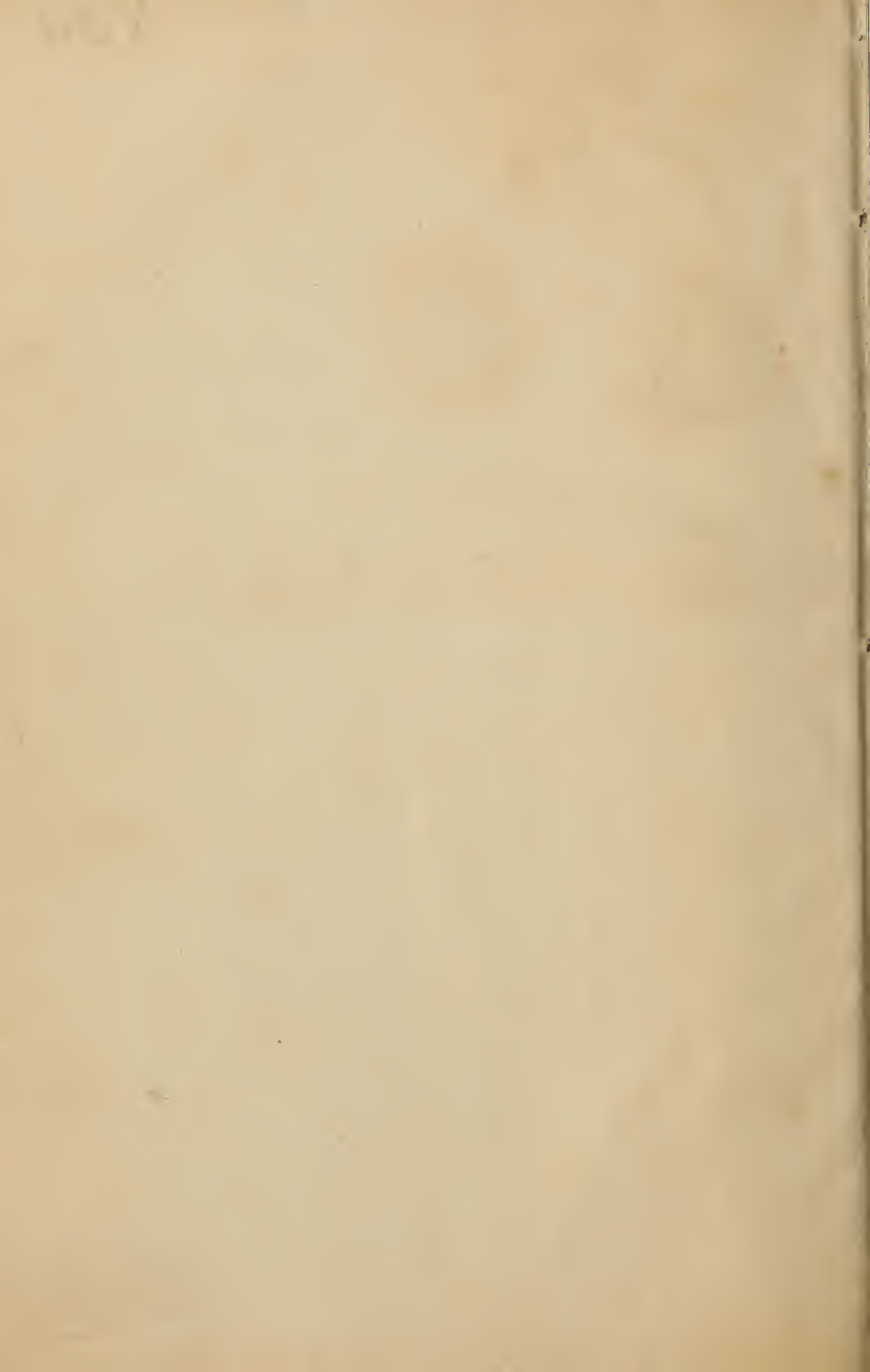

UNIVERSITY OF TORONTO DUPL
3 1761 00121852 8



Baum



Briefe aus Indien.



Briefe
aus Indien.

Von

Dr. W. Hoffmeister,

Arzt im Gefolge Sr. Königl. Hoheit

des Prinzen Waldemar von Preussen.

Nach dessen nachgelassenen Briefen und Tagebüchern

herausgegeben von

Dr. A. Hoffmeister.

Mit einer Vorrede von C. Ritter

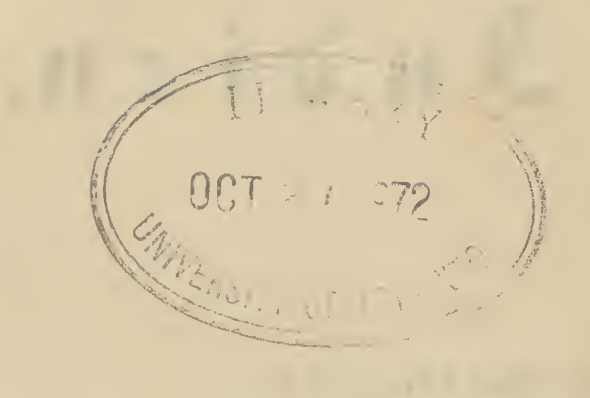
und

sieben topographischen Karten.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1847.



Vorwort.

Die folgenden Briefe und Nachrichten sind der Nachlaß eines Reisenden in dem fernen Orient, den auf dem höchsten Gipfel des Glücks, das dem für Anschauung Begeisterten und nach Erkenntniß der Natur Forschenden nur zu Theil werden kann, plötzlich der gewaltsame Tod in der Schlacht, den ganz Friedlichen im pflichtgetreuen Berufe, zur Seite seines Prinzen ereilte, den er durch alle Gefahren der angestrengtesten Reise, als ärztlicher Gefährte, bis an die Ufer des Indus auf das Gebiet der Sikhs begleitet hatte.

Lebensfrische Jugend, wissenschaftliche Vorbildung, größte Empfänglichkeit für eine ganz fremde Welt, unermüdete Thätigkeit im raschesten Fluge zur Auffassung der unendlich wechselnden Erscheinungen der mannigfaltigsten und grandiosesten Art in der Natur, wie in den Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft, dabei das regste Bedürfniß, sich in dem frisch Erlebten seinen Freunden in der Heimath schnell mitzutheilen — Alles dieses vereint, bezeichnet den Standpunkt, von dem aus dieser hier veröffentlichte Nachlaß zu betrachten ist. Es sind nur die zerstreuten Blätter eines lebendigen Ganzen, das seine Gestal=

tung erst nach einer glücklichen Rückkehr hätte gewinnen können. Da diese Hoffnung von Brüdern und Verwandten schmerzlich aufgegeben werden mußte, schien es diesen der Pietät angemessen, auch die Bruchstücke zu sammeln, um das in ihnen, wenn auch oft nur Angedeutete und Angeregte nicht ganz fruchtlos wieder untergehen zu lassen.

Und hierin glauben wir ihnen dankbar beipflichten zu müssen; denn schon die wenigen, zu ihrer Zeit nur rhapsodisch in Flugblättern hie und da veröffentlichten Fragmente, erregten eine allgemeine Theilnahme, die noch durch etwas zusammenhängendere Nachrichten erhöht werden dürfte.

Ist auch die Zeit einer flüchtigen Reise viel zu kurz und ungünstig zu gründlichen Forschungen und wissenschaftlichen, tiefgreifenden Erörterungen, weil ein Lebensbild das andere schnell verdrängt, so hat sie dagegen die Vortheile der lebendigsten Auffassung von Verhältnissen, Hauptformen und frappanten Gestaltungen in ihren großartigsten Umrissen, Contrasten und ansprechendsten Lebensmomenten.

Solche Vortheile werden auch in den hier gesammelten Briefen und Papieren nicht vermißt werden, zumal da dieser Nachlaß die Scenerien aus den berühmtesten, schönsten und grandiosen Ländern des Orients darbietet, durch eine seltene Staffage belebt, welche nur im Gefolge eines Prinzen im Orient hervortreten konnte.

Hiedurch ist für die Charakteristik des orientalischen Völkerlebens der Gegenwart am Ganges und Indus, wie auf Ceylon und in den hohen Himalaya-Thälern eine ganz neue Seite der Anschauung gewonnen, da die Briefe Mittheilungen eines der Reisegefährten des ersten deutschen Fürsten enthalten, welcher Ceylon, Bengalen und die Höfe von Oude und Katmandu besuchte.

Doch auch die Natur- und Länderkunde geht hierbei nicht leer aus, da ganz neue Bahnen in den bewunderungswürdigen Hochgebirgen des Himalaya-Systems durch den kühnen Muth der Reisenden über Felsenhöhen und Schneegebirge gebrochen wurden, und da die Productionen der Thierwelt wie die des üppigsten Pflanzenwuchses in Thälern und Höhen dem Naturbeobachter manchen neuen Stoff und manchen Ueberblick gewährten.

Endlich so tragen die vielen charakteristischen, ganz concret auf-

gefaßten Züge von Sitten und Gebräuchen des Menschenlebens unter den verschiedensten Racen, Völkern, Ständen, religiösen und politischen Gemeinschaften, wie Stufen der Civilisation im Orient nicht wenig zu dem stets anziehenden und anregenden Interesse an diesen Mittheilungen bei, durch die man für Vieles andere sich für hinreichend entschädigt halten wird, was man etwa vermissen könnte, da eine solche vollendetere Zuthat durch die zerstörende Hand des Schicksals unmöglich ward.

Berlin, den 14. März 1847.

C. Ritter.

Vorwort des Herausgebers.

Bei der geringen Anzahl ursprünglich deutscher Berichte über Indien und indische Verhältnisse erregte die Reise Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Waldemar von Preußen in den Orient ein allgemeines Interesse, weil sich zugleich die Hoffnung daran knüpfte, daß die Beobachtungen über die durchreis'ten, bisher noch gar nicht oder wenig besuchten Gegenden einem größern Publikum zugänglich gemacht werden würden. Einzelne briefliche Mittheilungen des Dr. Hoffmeister, der als Leibarzt den Prinzen begleitete, waren der eigenthümlichen Auffassung und lebendigen Darstellung wegen in weitern Kreisen beifällig aufgenommen worden, und gaben zu der Erwartung Anlaß, die kurzen Bruchstücke nach der Rückkehr der Reisenden zu einem Ganzen vereinigt zu sehen.

Der Tod des Verfassers vernichtete diese Hoffnung. Es schien daher den Hinterbliebenen Pflicht, den schriftlichen Nachlaß des Verstorbenen, der allerdings nur unter seinen Händen eine gleichmäßig geordnete, wissenschaftliche Form hätte erhalten können, zu sammeln und dem Druck zu übergeben, wozu der Prinz seine Zustimmung zu geben die Gnade hatte.

Diese Entstehung des Buchs hat die Form desselben bedingt. Es enthält die nur für den nächsten Kreis der Verwandten und Freunde geschriebenen Briefe, meistens im Drange der Geschäfte einer eiligen mühevollen Reise, unter dem beschwerlichen Einflusse eines tropischen Klima's verfaßt. Dennoch ist nicht nur an ihrem Inhalte nichts geändert, sondern auch ihre ursprüngliche Form beibehalten, weil die Briefform allein die nöthige Freiheit in der Mittheilung und Zusammenstellung des verschiedenartigen Stoffes gewährte; nur sind die Lükken, so viel es thunlich war, aus den Tagebüchern ergänzt, manche kürzere Briefe gleichen Inhalts zu einem längeren vereinigt und in chronologische Reihenfolge gestellt, um einen deutlichen Ueberblick der ganzen Reiseroute zu gewähren. Die Bruchstücke der botanischen und zoologischen Notizen, welche sich zerstreut in den hinterlassenen Papieren fanden und nicht wohl in die zusammenhängende Reihe der Briefe einordnen ließen, sind am Ende hinzugefügt.

Dies über die Entstehung und Form des Buchs. Ueber den Werth des mitgetheilten Stoffes stand dem Herausgeber kein Urtheil zu; es war ihm deshalb ganz besonders erwünscht, dem Buche das persönliche und beifällige Urtheil des Professors Dr. Carl Ritter als Empfehlung voransetzen zu dürfen.

Für manche der Leser, welche vielleicht der Persönlichkeit des Verfassers, wie sie sich in den Briefen ausspricht, ein näheres Interesse zuwenden, könnte es erwünscht sein, einen kurzen Abriß seines so früh beschlossenen Lebens und seiner wissenschaftlichen Bestrebungen hier zu finden.

Werner Hoffmeister war in Braunschweig am 14. März 1819 geboren. Hier lebten seine Eltern bis zum Jahr 1827, wo sein Vater, der bis dahin Prediger der Gemeinde zu St. Petri gewesen war, als Consistorialrath nach Wolfenbüttel versetzt wurde. Ungetrübt verging die Kinderzeit in den sorglosen Verhältnissen des älterlichen Hauses bis zum Tode des Vaters im Jahre 1832, dessen schmerzlichen Eindruck der heitere Sinn des Knaben jedoch bald überwand.

Es war von früher Jugend an das frische Leben der Natur welches ihn vor allen andern Dingen anzog und beschäftigte. Gern durchstreifte er mit seinen Jugendgenossen die nahegelegenen Berge und

Wälder, um Pflanzen und Insekten zu sammeln, oder er verwandte seine Zeit auf die Pflege und Wartung einer Anzahl der verschiedenartigsten Thiere, mit denen er das Haus und den Hof bevölkerte. Bald waren es Sperlinge oder Meisen, bald ein Paar junge Dohlen oder Eulen vom nahen Kirchthurme, bald Mäuse und Fledermäuse, die seine Menagerie bildeten. An einer Eule, der durch die Rohheit des Thurmwärters die Beine zerbrochen waren, machte er seine ersten chirurgischen Versuche, bei welchen die Leiden des Thieres seine schon damals gefaßte Neigung für den ärztlichen Stand fast erschüttert und wankend gemacht hätten.

Bei diesen Beschäftigungen wurde die wissenschaftliche Ausbildung keineswegs vernachlässigt, welche sein fähiger Kopf rasch förderte. Neben den alten Sprachen waren es besonders Mathematik und Geographie, die ihn lebhaft interessirten; doch blieb die Vorliebe für Naturwissenschaft immer herrschend, und wurde durch die gleiche Neigung eines älteren Bruders und die wissenschaftliche Anweisung eines befreundeten Gehülfen der Officin genährt und befördert. Die fleißige Lektüre von Reisebeschreibungen und häufige Streifzüge in das nahe Harzgebirge erweiterten mit den zunehmenden Jahren den Kreis der Anschauungen und erhöhten den Wunsch, auch fernere Gegenden und die ihnen eigenthümliche Natur kennen zu lernen. Schon damals konnte es ihn mit Schmerz erfüllen, daß seine Zukunft ihm so wenig Aussicht zur Befriedigung dieses seines sehnlichsten Verlangens zu bieten schien.

Während der letzten Schuljahre hatte er sich für das Studium der Medizin entschieden und bezog nach dem Tode der Mutter zur Vorbereitung für die Universität das Collegium Carolinum zu Braunschweig, wo er in stiller Zurückgezogenheit den anatomischen, botanischen und mineralogischen Studien seine Zeit widmete. Im Frühjahr 1839 verließ er Braunschweig, um auf der Universität Berlin seine akademische Laufbahn zu beginnen. Außer dem vorzüglichen Rufe dieser Universität zog ihn dahin die Gelegenheit, dort den Rath und die wissenschaftliche Unterstützung seines Oheims, des Professors Lichtenstein nutzen zu können, dem er vor Allen die Richtung seiner Studien verdankte. Er gebrauchte mit demselben Fleiße die Mittel zur Ausbildung, welche ihm die Vorlesungen von Müller, Mitscherlich,

Kunth und Weiß gewährten, und mit der tiefern Einsicht wuchs seine Liebe zu der gewählten Wissenschaft.

Von Berlin aus bezog er die Universität Bonn, wo sein heiterer, lebensfroher Charakter unter dem Einfluße des akademischen Lebens im Kreise zahlreicher Freunde sich in voller Frische und Kraft entwickelte. Mannichfache Reisen, theils in die nähere Umgebung des Rheinthals, theils nach der Schweiz, Südfrankreich und Holland gewährten dem fortwährend lebendigen Drange in's Weite eine vollere Genüge, auch trugen sie durch die fleißige Benutzung der gelehrten Anstalten, Museen, Hospitäler und Kliniken, sowie in Montpellier durch die Bekanntschaft mit Marcel de Serres, Lallemand und Kuinoltz für die ganze wissenschaftliche Fortbildung eine reiche Frucht. Die ärztlichen Kenntnisse wurden in Bonn durch den akademischen und persönlichen Verkehr mit Nasse, Harleß, v. Ibell, durch zahlreiche Experimente und eigene medizinische Praxis erweitert und befestigt.

In ähnlicher Weise vergingen die letzten Jahre der Studienzeit auf der Berliner Akademie, wohin er Michaelis 1841 zurückkehrte; doch wurde sein heiterer Sinn schwer darniedergedrückt durch den plötzlichen Tod einer jüngern Schwester, die er sehr liebte. Aller Lebensmuth schien für eine Zeit lang gebrochen und ein solcher Trübsinn hatte seine Seele ergriffen, daß er von jeder Zerstreuung zurückgezogen und in sich verschlossen fast nur aus Pflicht das begonnene Studium fortsetzte. Die medizinische Praxis, welche ihn in der Klinik von Busch, sowie in der orthopädischen Anstalt des Dr. Behrendt beschäftigte, war wenig zur Wiedererweckung der früheren Heiterkeit geeignet; doch wurde sie mit großem Fleiß und mannichfacher Aufopferung getrieben. Daneben widmete er einen großen Theil seiner Zeit einer naturwissenschaftlichen Arbeit über die Regenwürmer, welche er Behufs seiner Doktordisputation begann und später in einer eigenen, im Druck erschienenen Schrift weiter ausführte. Die Vorlesungen von Schönlein, Wagner und Hecker, gaben der Liebe zur Wissenschaft wieder eine neue Kraft und vollendeten seine akademische Vorbereitung.

Mit einer tüchtigen Vorbildung zum ärztlichen Stande und einem reichen Schatze naturwissenschaftlicher Kenntnisse ausgestattet, verließ er nach erlangter Doktorwürde die Universität Berlin im Herbste 1843,

um London und Paris zu besuchen. In London blieb er drei Monat, die er nicht bloß zur Förderung der wissenschaftlichen Bildung benutzte, sondern zugleich auch nach Gelegenheit suchte, als Schiffsarzt nach Indien zu gehen. Er fand keinen Platz, der seinen Wünschen entsprach; auch der Plan, von Paris aus als Aufseher und Arzt einer Kolonie nach Malacca zu gehen, der fast zur Reife gediehen war, scheiterte. Unmuthig und niedergeschlagen kehrte er in das Vaterland zurück. Da zeigte sich ihm das Glück, von dem er sich ganz verlassen glaubte, unerwartet günstig. Seine Königl. Hoheit, der Prinz Waldemar von Preußen, bereitete sich zu seiner Reise in den Orient vor. Der Dr. Hoffmeister wurde durch Humboldt, Schönlein und Lichtenstein als ärztlicher Begleiter empfohlen und von Sr. Königl. Hoheit angenommen. In dieser ebenso ehrenvollen als erfreulichen Stellung wurde ihm die reichste Erfüllung des von Jugend auf genährten Wunsches zu Theil. Seine vielseitige Vorbildung, die jugendliche Frische des Gemüths und der kräftige Körper schienen den günstigsten Erfolg für den Nutzen seiner Reise zu verbürgen. So verließ er mit den frohesten Aussichten auf die nächste und spätere Zukunft sein Vaterland, um in einem fernen Welttheil nach glücklich überwundenen Schwierigkeiten und Gefahren der langen Reise ein frühes Grab zu finden.

Berlin, den 7. April 1847.

Dr. A. Hoffmeister.

Erster Brief.

Abreise von Triest. Ancona. — Kirche des h. Cyriacus. — Insel Corfu. — Bewohner derselben. — Café del Club. — Herzog von Cambridge. — Gebirgspartie. — Abreise. — Meerbusen von Patras. — Patras. — Kastell. — Kaffeehaus. — Korinth. — Akrokorinth. — Abfahrt von Kechries, — Athen. — Akropolis. — Beschreibung der Stadt Athen. — Der griechische Hofstaat. — Ländliche Feste. — Der Markt in Athen. — Museum. — Dorf Kalaki. — Nymphengrotte. — Botanischer Garten. — Abreise.

Athen am 21. Sept. 1844.

Es scheint, als ob sich Alles vereinigen sollte, diese Reise zu einer der angenehmsten zu machen. Das Wetter ist unvergleichlich schön, die Sonne und der Mond wechseln mit immer gleich heiterem Scheine; das Meer ist glatt wie ein Spiegel, dunkel-saphirblau, die Hitze nicht übermäßig, die Gesellschaft äußerst liebenswürdig; kurz, es ist Alles, wie man es sich nur wünschen kann.

Von Triest segelten wir am 16. September Nachmittags ab, und kamen am andern Morgen um 8 Uhr bei Ancona an, wohin uns der Konsul, ein schwächlicher, kleiner Mann, abholte. Unter seiner Leitung besahen wir Alles, was irgend Merkwürdiges in dieser kleinen, schmutzigen Stadt vorhanden ist. Das Meer, dessen Ufer ich gern besucht hätte, lag blau und krystallhell zu unseren Füßen, und die schmutzigen, weißen Häuser sahen mit ihren flachen, gekalkten Dächern von Hohlziegeln ganz nett und erträglich von oben aus. Wir sahen darauf die Kirche des heiligen Cyriacus, die aus den Trümmern eines Venustempels gebaut sein soll. Sie sieht von außen fast wie ein venetianisches Bauwerk aus mit vielen kleinen, von Löwen getragenen Säulen am Hauptthore und vielen bunten Marmorverzierungen in grauem Kalkstein. Im Innern ist sie ganz und gar,

wie ich mir die maurischen Moscheen denke, mit breit gewölbten Decken von buntem Tuche. Die vielen Monumente und Antiquitäten, welche sie enthält, haben kein besonderes Interesse.

Nachdem wir in einem schmutzigen Gasthause, dem ersten der Stadt, ein erträgliches Mittagsbrod eingenommen hatten, durchstreiften wir einige Straßen der Stadt, die von schmutzigen und zerlumpten Leuten wimmelten, und bestiegen bald wieder das Dampfschiff, welches uns von Ancona nun der istrischen Küste entlang führte. Die Ufer blieben bis Corfu beständig im Gesicht, wurden aber noch trockener und dürrer wie bei Ancona und Triest. Olivenwälder mit Bäumen von bedeutendem Alter und unglaublicher Dicke und Wein waren die einzigen Spuren der Kultur, die man mit Hülfe des Fernrohrs auf den nackten Kalkfelsen entdecken konnte. Hin und wieder zeigte sich auch ein Haufen kleiner weißer Häuser von Kalkstein oder ein rauchender Kamin; kein Mensch war zu sehen, keine andere Spur von Leben. Endlich erschien die Insel Corcyra, jetzt Corfu genannt, zur Rechten von ihr die Insel Fano, auf der die Nymphe Calypso gehaus't haben soll, und die Felsen der Cyclopen. Diese sind indessen rund um Corfu nicht selten, und wenigstens ein Dutzend macht Ansprüche auf Aechtheit. Welch reizender Anblick, endlich einmal eine grüne Insel vor sich zu haben! Auch die gegenüberliegenden hohen albanesischen Ufer sahen hier malerischer und frischer aus. Ueber ihnen thürmen sich die keraunischen Berge gegen 7000′ hoch auf. Als Gegensatz zu ihnen sieht man auf der Insel selbst den hohen San Salvador (gegen 4000′ hoch).

Die Stadt Corfu sieht freundlich und hell aus; bunte Flaggen und eine Menge Fischer und Matrosen, Griechen und Türken in allen möglichen bunten Trachten, meistens aber ganz weiß, oder mit rothen und blauen Jacken und weißen Fustanellen erfüllen den Hafen. Oben über der Stadt ragt das Kastell hervor; eben so mächtig sind die Festungswerke auf der nahe liegenden Insel Vido, von wo die Engländer, in deren Besitz die Stadt ist, den Hafen beherrschen. Endlich kam die ersehnte Erlaubniß, das Land zu betreten. Um 3 Uhr Nachmittags holte uns eine zierliche, mit Leinen überzogene Barke vom Schiffe ab und setzte uns im Hafen ans Land. Welches Ge-

dränge am Kai, welche Masse fremder, wildblickender Gesichter! Rechts eine große Niederlage von Melonen, Kaktusfrüchten und Trauben; links das schmutzige Gesundheits-Untersuchungsbüreau, über dessen Thür Ὑγιεῖον καταστήρων geschrieben stand. Auffallend ist unter den sonneverbrannten Gesichtern mit zerrissener, ehemals weißer griechischer Tracht die große Menge von griechischen Priestern, ganz schwarz, mit viereckiger hoher Mütze.

Die Inselbewohner zeichnen sich meist noch durch bunte Farbe in der Tracht und durch ihre blauen Sackhosen aus, die ich mit keinem anderen Ausdrucke zu bezeichnen weiß, da mir der griechische Name fehlt. Sie bestehen nämlich aus einem großen faltigen Sacke, in dem an jeder Seite für die Füße ein Loch geschnitten ist. Dagegen tragen die Palikaren von Morea die weiße Fustanelle, einen kaum über die Knie reichenden, in unzählige Falten zusammengelegten Rock von Baumwollenzeug, dazu die sehr künstlich ausgenäheten, an der Wade zugehakten Skalze von rothem Tuche oder rothem Saffian, eine Art Gamaschen, die unter dem Knie anfangen und über dem Spanne aufhören. Alle Griechen tragen den rothen Feß mit blauer oder silberner Troddel, eine Kopfbedeckung, die mir bei der furchtbaren Sonnengluth unbegreiflich unzweckmäßig vorkommt. Prachtvoll ist bei den Vornehmen die rothe oder blaue Jacke ohne Aermel, mit Gold oder Silber gestickt; die Aermel sind ein besonderes Stück und lassen die ganze Innenseite des Armes offen, aus der ein sehr weißer Hemdsärmel hervorbauscht. Der Leibgürtel ist sehr breit und mit Stickerei von Gold- und Silberfäden schön verziert. Solcher Leute trafen wir jedoch in Corfu nur wenige; die meisten sahen dort recht zerrissen und schmutzig aus, die zahllosen Priester ausgenommen, auf deren schwarzen oder dunkelblauen Talaren man vermuthlich den Schmutz nicht bemerkte. Der breite schwarze Backen- und Kinnbart scheint hier vor Allem die Befähigung zum Priesteramt zu geben; ich kann sonst nicht begreifen, wie Leute mit solchen Spitzbubengesichtern Geistliche sein können. Bei den unteren Volksklassen fiel mir die dunkelbraune Färbung der Haut sehr auf, welche wohl weniger von der Sitte, halb nackt zu gehen, herkommt, als vom maurischen oder Zigeunerblute. Die meisten unter diesen Leuten waren sehr häßlich, besonders aber die fast dunkelkasta-

nienbraunen Höker, welche Kaktusfrüchte, Auberginen, Jujuben und Liebesäpfel feil boten, mit ihrem halb geschorenen Kopfe, an welchem der übrig gelassene Haarschopf hinten in einen Zopf gebunden war.

Auf dem Wege zum Gasthause, zu dem wir durch enge Gäßchen voll Gestank und Unrath uns führen ließen, wurden wir von Bettlern aller Art angefallen. Ein Haus eben so schmutzig von außen als die übrigen wurde uns als Gasthof bezeichnet. Auf den Stufen der Hausthür lag ein schmutziger Mohr, der mit fünf andern lumpigen Kerlen Würfel spielte, rundum zerstreut die abgenagten Schalen der Wassermelonen, die ihnen zum Frühstück gedient hatten. Mit Mühe drängten wir uns durch und krochen eine steile hölzerne Treppe hinauf, die von Schmutz klebte. Die ganze Gesellschaft war darin einig, daß wir das falsche Haus getroffen hätten, und daß dieser Stall unmöglich ein in allen Reisehandbüchern als vortrefflich geschildertes Gasthaus vom ersten Range sein könnte. Die Führer wurden also gezwungen, umzukehren, um ein anderes Gasthaus, welches außer diesem existiren sollte, aufzusuchen. Kaum waren wir jedoch wieder bei der Thür angelangt, als uns die ganze Gesellschaft unserer freundlichen Engländer entgegenkam, ein sicheres Zeichen, daß unsere Führer uns richtig geleitet hatten. Es wurden einige Worte gewechselt, unter denen auch das Wörtchen dirty (schmutzig) nicht selten vorkam. Dieses hatte unglücklicher Weise der eben eintretende Wirth, ein halbcivilisirter Albanese, aufgefaßt und verstanden, der sich nun in eine Fluth von Verwünschungen ergoß, die mit den wüthendsten Blicken begleitet waren.

Das würfelspielende Publikum und viele andere Leute, denen solches Schauspiel höchst erwünscht zu sein schien, versammelten sich, und wir mußten eilen fortzukommen. Das andere Wirthshaus hatte ganz freundliche Zimmer; man schlug uns aber mit der Nachricht zu Boden, daß nur auf Wochen oder Monate vermiethet würde. Es blieb uns also nichts übrig, als den Rückweg durch das versammelte kritisirende Corfu anzutreten. Dieser Schritt wurde endlich gethan, und da fand sich erstens, daß die Zimmer des Gasthauses viel besser waren, als wir geglaubt hatten; zweitens aber, daß der Wirth aus Malice, weil wir nicht wie die Engländer die Nacht dazubleiben Lust

hatten, sondern an Bord zu schlafen gedachten, uns nichts zu essen geben wollte.

Ein paar im Voraus gezahlte Geldstücke machten ihn indessen sanftmüthig und er versprach, daß ein gutes Mittagsessen in der Zeit von zwei Stunden fertig sein sollte; dieser Zeitraum wurde bis auf eine Stunde abgehandelt; denn länger wollten sich unsere Magen nicht gedulden. Bis dahin suchten wir dieselben durch ein Gemisch von Kaffeesatz und Wasser im Café del Club hinzuhalten, welches unter einer prächtigen Säulenhalle liegt, die fast den ganzen schönen Platz in der Mitte der Stadt umgiebt. Verschmitzt aussehende schwarzäugige Knaben, von denen einige einen gefangenen Vogel auf gräßliche Weise marterten, andere einen blödsinnigen Krüppel die Krücken wegrissen, spielten um uns her. Der prächtige mit Ailanthus-Bäumen bepflanzte Platz lag vor uns; links von ihm erhob sich das luftige Palais eines Engländers mit weitem Portikus und zwei schönen Thoren, davor ein Springbrunnen, dessen Bassin die Bildsäule eines gefeierten Engländers umgab. Rechts dehnt sich ein weiter Akazienhain, in dessen Mitte die Bildsäule des Generals Schulenburg steht, der unter den Venetianern im Jahre 1716 die Türken sechsmal von der Festung zurückschlug; und endlich hoch über dem Platze strahlt die Festung mit ihrem Leuchtthurme auf der Spitze. Da wir noch Zeit hatten, suchten wir die schönsten Punkte um den Platz und dessen Umgebung auf. Die Kunst, d. h. die Engländer haben viel zur Verschönerung der reizend gelegenen Stadt gethan; besonders schön nahm sie sich aber von oben gesehen aus, vom Fuße des Kastells, den wir erstiegen hatten.

Eine Einladung zum Diner bei dem Herzoge von Cambridge, dem zeitweiligen Commandanten der Stadt, setzte uns über die Nothwendigkeit hinweg, zu unserm Wirthshause zurückzukehren. Dem Diner folgte ein Spatzierritt, bei dem ich leider durch die erste Produktion meiner Reitkunst so sehr in Anspruch genommen wurde, daß ich von dem köstlichen Olivenwalde und der prächtigen Abendröthe wenig zu sehen bekam; und hätten wir nicht beim Rückwege das Tempo ermäßigt, so möchte ich wohl wenig Erinnerung von diesem schönen Abend behalten haben. So bewahre ich doch wenigstens ein

mattes, aber freundliches Bild von dem schönen, eichenartigen Wuchse der Oelbäume, von den halbnackten Hirten und den bunten Ziegenheerden in dem dichten Schatten dieses Waldes und von der prachtvollen Durchsicht auf das blaue Meer, in welchem sich eben die untergehende Sonne begräbt. Spät erst fuhren wir beim Mondschein über das spiegelglatte Meer, von den zwölf Gondolieren des Herzogs gerudert, zum Dampfschiffe zurück. Um fünf Uhr Morgens des 19. Septembers war eine neue Ausflucht, die sich über den gebirgigen Theil der Insel Corcyra und die interessanten Ruinen derselben erstrecken sollte, verabredet; leider aber konnte man über die wohlerhaltenen Reste einer alten Stadt, Namens Calliope, wovon alle Handbücher der Engländer voll waren, nirgend bei den Gelehrten der Stadt Corfu Auskunft erhalten. Niemand kannte den Namen, und ich erfuhr erst später, daß er durch einen Druckfehler aus Cassiope entstanden war, welches der alte Name von Corcyra ist. Die antike Stadt liegt weiter östlich und zeigt noch durch zahlreiche Ruinen ihre ehemalige Größe.

Um halb sechs waren wir schon auf dem Lande und in den Sätteln. Zunächst durchstreiften wir die malerische Umgebung der Stadt, in der sich schon einzelne Palmbäume zeigten, sahen zwei sehr hübsche Dörfer, von denen das eine, Potamo genannt, sehr belebt war; die Häuser bestehen aber überall nur aus vier Mauern ohne Fenster mit einem flachen Dache. Der Schmutz innerhalb derselben war schrecklich anzusehen; doch gehen die Leute in ihrem Anzuge noch erträglich reinlich, namentlich die Frauen, die eine ganz besondere Art sich zu kleiden haben und nicht wie die übrigen Griechinnen den Kopf mit dem Fesse bedecken.

Nun ging der Ritt ohne Weg und Steg, steile Berge in die Höhe, über Gräben und Hecken, immer nach den höchsten Punkten hin. Oben bei einer Hütte angelangt, deren Bewohner großen Schrecken verriethen und wahrscheinlich nie Pferde auf ihrem steilen Felsen gesehen hatten, ließen wir uns von einer Frau Trauben geben, die wir mit gutem Appetit verzehrten, während die ganze Bewohnerschaft die traubenessenden Reiter anstaunte. Zeichen mußten statt der Sprache dienen, da wir keinen Dolmetscher bei uns hatten. Nun

ging es wieder im Galopp über ein altes Flußbett, voll von Steinen und Kieseln, bis wir eine neue felsige Anhöhe zu erklimmen fanden. Die Pferde kletterten wie die Ziegen. Bei den Ruinen eines Landhauses, sehr malerisch zwischen Oelbäumen gelegen, machten wir Halt; ein paar schön gewachsene, festlich geschmückte junge Griechen fanden sich ein, um die Pferde zu halten. Ich benutzte die Gelegenheit, die schönen Leute mit edlen und stolzen Gesichtszügen zu skizziren. Der eine trug ein ganz weißes Kostüm, nur die Beinbedeckung war von scharlachrothem Tuche mit Silberschnüren und der Gürtel ebenfalls von rothem Sammt, durch und durch mit Gold gestickt; der letztere enthielt ein Paar mit Silber ausgelegte Pistolen mit langen schmalen Griffen nebst einem langen und einem kürzern Dolche. Das Zeichnen machte ihnen viel Vergnügen, denn sie schienen sehr eitel auf ihre Schönheit und ihren Putz zu sein.

So schön der dichte und riesenhafte hohe Olivenwald hier auch wird, so ist doch die Vegetation im Allgemeinen schon recht verdorrt; ein paar Cyclamen und die Squilla maritima mit langem blätterlosen Stengel waren die einzigen blühenden Gewächse; auch Insekten giebt es nur wenig; ich sah nur einige Käfer (Ateuchus) im Miste, Hornissen und ein paar weiße Schmetterlinge. Die Leute führen im Ganzen ein träges Leben; denn dieser Olivenwald bringt ihnen ohne große Anstrengung genug zum Leben ein; niemand denkt daran, junge Pflanzungen zu machen, und die Felder bei den Dörfern werden weder gedüngt noch geackert. Wie vor hundert Jahren bringt auch noch heute jeder Baum seinen regelmäßigen Ertrag und die Rebe wächst von selbst; nur in der Nähe der Stadt, wo der Boden sehr fruchtbar ist, waren Maisfelder und Gemüsebau zu sehn, und zwar weit mehr als es im übrigen Griechenland der Fall ist.

Nie hätte ich geglaubt, daß der Oelbaum, wenn er die Höhe der Eiche erreicht, sich so malerisch ausnehmen könnte; die Stämme sind gewöhnlich voll von Löchern und Höhlen, aber von bedeutender Dicke und mit schöner Krone; köstlich ist der Schatten, den man in der Mittagshitze auf dem Kamme des Gebirges hinreitend unter ihrem Laubdache genießt. So langten wir auf Wegen, die ich zu Fuße nicht hätte passiren mögen, endlich wieder in der Nähe der Stadt

an, nicht wenig ermüdet, aber noch von der Erinnerung der schönen Aussichten in die meerumspülten Bergreihen belebt. Da ich noch einige Einkäufe machen wollte, war mir die Erlaubniß, bei der Besichtigung der Festungswerke der gegenüberliegenden Insel Vido zurückbleiben zu dürfen, sehr erwünscht. Einige Minuten später war ich wieder auf dem Dampfschiffe, und bald kam auch die Gondel des Herzogs von der Insel Vido zurückgerudert, und gab das Zeichen zur Abfahrt, die auch sogleich erfolgte. Unsere englische Reisegesellschaft fanden wir schon versammelt und die Erlebnisse wurden ausgetauscht. Gegen 4 Uhr nahmen wir unser Mittagsmahl zusammen ein, wobei die drückende Hitze in der Kajüte diesmal nicht wenig lästig wurde; dazu hatte sich nach dem Essen ein sehr unbequemer warmer Wind eingestellt, durch den das Schiff heftig an zu schwanken fing, so daß bei vielen Passagieren gegen Abend die Seekrankheit ausbrach. Die Nächte waren in unserer Koje unerträglich, die Hitze stieg darin bis auf 28°; ich nahm deshalb meinen Marinaro zu Hülfe und schlief auf dem Verdeck, bis der stark nässende Morgenthau mich wieder in die Koje zurücktrieb. — Wir waren indessen in den Busen von Patras eingelaufen und fuhren nun bald an der Küste von Livadien, bald näher an der Küste von Morea hinunter. Viele Dörfer wurden uns an den kahlen, oder mit Meerfichten und Tamarisken bewachsenen Bergen gezeigt, wo sonst berühmte Städte lagen; doch will ich nicht mit deren Aufzählung ermüden. Wirklich schön präsentirte sich keins. Um neun Uhr wendete sich das Schiff und wir stiegen bei Patras, der ersten griechischen Stadt, an's Land. Dies ist ächter klassischer Boden. Wenn man es nicht wüßte, so müßten es die mächtigen Trümmer, die weit in's Meer hinein den Hafen umgeben, und die ernsten feierlichen Gesichter der am Ufer ausgestreckt liegenden Soldaten sagen. Einen weiten Platz, umgeben mit kleinen steinernen Gebäuden, durchwanderten wir, ehe wir in die wirkliche Stadt kamen. Alles wimmelte hier von regen thätigen Menschen; einige derselben wälzten Fässer, andere nagelten Kisten zu; hier arbeitete ein fleißiger Schuhmacher vor seiner Thür, dort ein Schneider mit wenigstens einem Dutzend Gesellen; hier hat man gar angefangen, einen Kanal mitten durch die Straße zu graben und eine

Menge Pflasterer arbeiten an dem neuen Marktplatze: kurz eine Geschäftigkeit herrscht hier, wie sie in andern großen Städten Griechenlands nicht wieder angetroffen wird.

Die Stadt ist ganz neu; von der alten, die weiter westlich und nach Art der alten Hafenstädte Griechenlands weiter vom Meere entfernt lag, sind nur noch Trümmerhaufen sichtbar; Alles ist durch die Türken gräßlich verwüstet. Mit großem Eifer wird jetzt an der neu sich erhebenden Stadt gearbeitet, selbst lange Säulengänge sind schon auf Kosten der Regierung gebaut worden, um die zukünftigen Straßen zu bezeichnen, obgleich in ihrem Schatten noch keine Boutiquen oder Wohnhäuser entstanden sind. Weiter nach dem Berge zu verwandeln sich freilich die Häuser in unreinliche Ställe, und unter den sauber gekleideten Männern liefen schmutzige Krüppel und ganz nackte Zigeunerbuben umher; hie und da sah man auch ein paar alte Weiber mit wirrem Haar sich durch den Schmutz schleppen, der in den Straßen herrscht, denn die schönen Quellen, welche oben am Berge entspringen, verwandeln sich bei der großen Hitze, da ihnen niemand ein Bett gräbt, in einen stinkenden Sumpf, ehe sie die Mitte der Stadt erreichen, während sie als fröhliche Bäche mit Vegetation umgeben sich ins Meer ergießen könnten. An den von Schweinen durchwühlten Morast schließt sich gleich der dürre, blatt- und graslose Staubboden an.

Als wir die Hälfte des Berges, auf dem das prächtig erhaltene Kastell sich erhebt, erstiegen hatten, sahen wir wiederum, wie die schönen Quellen schrecklich gemißbraucht wurden. Man wollte nämlich ein Haus bauen; dazu war nichts nöthig, als den Trümmerboden etwas umzuhacken und einen Kanal von der Quelle hineinzuleiten. In diesen Sumpf wurde dann Stroh und trocknes Gras gestreut, um die Steine zu bereiten, die an Ort und Stelle gleich verbaut werden. Auf der Spitze des Berges mußten wir uns durch große Trümmerhaufen einen Weg zu dem halbzerstörten venetianischen Kastell bahnen. Eine kleine eiserne Thür war nur angelehnt; wir drangen ein und fanden hier eine starke Abtheilung von griechischen Soldaten auf das Malerischste gruppirt. Es giebt wirklich nichts Netteres, als diese schöne griechische Tracht. Die Jacken

waren hellblau mit Silber, die Skalze von demselben blauen Zeuge, Fustanellen und Aermel weit und weiß; ein breiter Säbel, viele Pistolen, ein sehr langes Gewehr und der rothe Feß auf dem Kopfe vollendete ihr kriegerisches Aussehen. Zum Theil saßen sie auf einer halb zerfallenen Treppe, das Gewehr im Arm; eine andere Gruppe spielte Karten unter einem Feigenbaume auf den Trümmern eines marmornen Brunnenrandes; andere waren beschäftigt, die Maulthiere, welche Proviant brachten, abzuladen. Ein Kapitain von riesenhafter Größe, mit furchtbarem, schwarzen Schnurrbarte und vielen Denkmünzen an der Jacke, ging umher und las brummend aus einem schmutzigen Papiere die Namen ab. Wir bestiegen den Thurm und sahen bald den schwarzbärtigen Kapitain mit seiner Kompagnie in eiligem Marsche durch das Trümmerfeld hindurchziehen; ein reizender Anblick. Tiefer unten lag die Stadt in schöner Unordnung, rundum die Berge von rothem Kalkstein, gegenüber Albanien und in der Mitte der blaue Meerbusen, voll von Segeln. Nachdem wir uns an der schönen Aussicht gelabt hatten, gingen wir zu einem andern Thor der Festung hinein und fanden hier den Ursprung der Quelle, welcher mit schönem, frischen Grün umgeben war. Besonders erquickend war der Anblick einer ungeheuer großen Platane, der einzigen, die die Türken stehen gelassen haben, weil sie ihnen diente, die Griechen daran aufzuhängen. Dicht am Brunnen fanden wir ein kleines Haus zwischen Bäumen, ein Plätzchen gar zu einladend, um sich nicht gern dort niederzulassen. Die Bewohner des Häuschens brachten schnell Stühle und Tische ganz unaufgefordert, holten frisches Wasser und boten uns Weintrauben, nur um das Vergnügen, uns anzusehen, genießen zu können. Das Kastell mit der Platane wurde bald zum Gegenstand des Skizzirens genommen. Nun kamen von verschiedenen Seiten neugierig die Leute herzu, lauter wunderhübsche Gesichter, ehrlich ohne den spitzbübischen Ausdruck, sonnenverbrannt, aber reinlich; vor allen zogen zwei wunderschöne 10—11jährige Jungen meine Aufmerksamkeit auf sich; ich zeichnete den einen; er stand ehrbar still, unbewußt, was ich mit ihm anfangen würde. Männer, die sich herzugedrängt hatten, um mir über die Schulter zuzusehen, fingen an das Ding zu merken, und als

sie endlich die Aehnlichkeit entdeckten, riefen sie einmal über das andere: Καλόν! καλόν! und nun wollte ein jeder gezeichnet sein; jeder drängte sich auf den Platz, wo der Knabe gestanden hatte, schlug sich auf die Brust und demonstrirte mit ungeheurer Lebendigkeit, sich in die beste Positur setzend und die Kleider zurecht rückend. Es war ein wunderhübsches Schauspiel. Einem der feinsten unter ihnen, der die besten Kleider hatte, wurde die Ehre zu Theil, abkonterfeit zu werden; und als er endlich auf dem Papier stand, konnten sich der Kerl und seine Nachbaren vor Freude gar nicht lassen; er sprang bald auf dem einen Beine, bald auf dem andern, knackte mit den Fingern und redete in einem fort; endlich nahm er Graf Gr. und mich bei Seite und zog uns fast mit Gewalt in seine nicht weit von da befindliche Hütte hinein, holte seine Waffen hervor, zeigte uns seine im Türkenkriege gewonnenen Münzen, und legte uns seine besten Gürtel und Jacken vor; dann ging er in den kleinen Garten, riß mit beiden Händen Trauben ab, die er uns anzunehmen zwang, und pflückte außerdem für jeden von uns einen großen Strauß wohlriechender Kräuter.

Als wir zum Brunnen zurückkamen, fanden wir den alten von Gram und Strapazen gebeugten Konsul dort, der seinen Besuch schon vorher hatte anmelden lassen. Er sprach wenig, da er nur italienisch und griechisch verstand, und sah bei all unserm Jubel sehr sauertöpfisch aus, während wir uns amüsirten, die kleinen braunen Jungen mit den schönen, schwarzen, freundlichen Augen nach Geldmünzen springen und Rad schlagen zu lassen. Indeß hatte der Graf Gr. eine Menge der anderen Leute um sich versammelt, denen er Experimente mit einem chemischen Feuerzeuge vormachte. Wie sie die Augen aufrissen und den Kopf schüttelten, als der Zunder mit einem Knalle zu brennen anfing! Einer war so kühn, es selbst versuchen zu wollen; als es endlich gelang, wurde er von den andern angestaunt und wußte sich selbst vor Freude nicht zu bergen, und alle riefen dazu im Chor ihr καλόν! καλόν! — Während solcher Unterhaltung ging die Zeit unvermerkt hin und wir mußten an den Rückweg nach der Stadt denken. Es fand sich jedoch, daß wir noch ein wenig Zeit bis zur Abfahrt hatten, die wir dazu nutzten, uns in einem Hause, das ganz unter Korinthen-Weinlauben verborgen war,

die Korinthenvorräthe zeigen zu lassen. Leider waren die schönen Früchte alle schon zum Trocknen ausgebreitet, und man erklärte uns, wie bei ihrer Zubereitung verfahren würde, ohne uns von den sehr schmackhaften und hochgeschätzten Trauben anbieten zu können. Dann sahen wir dem Unterrichte einer Schaar kleiner Kinder zu, die alle in einer schmutzigen Hütte auf einem Stücke groben Zeuges an der Erde saßen und von einem alten Manne im Lesen unterrichtet wurden. Die Abc-Bücher waren alle anstatt des Einbandes mit dem Rücken in einen Rohrstab eingeklemmt. Die größeren Kinder hatten eine Art Katechismus. Endlich ruhten wir uns noch ein paar Minuten in einem sehr besuchten Kaffe auf dem Marktplatze. Hier wimmelte es von Leuten jedes Ranges und Standes; schmutzige braune Kerle mit weißen Schnurrbärten und nothdürftiger Bedeckung, und feine Dandys mit dichtgefalteten, blendend weißen Fustanellen, dicker Goldstickerei auf den rothen Jacken, einem prachtvollen Gürtel, einer ellenlangen Troddel auf dem hohen Feß, roth saffianenen Schuhen und scharlachner Skalze. Einer unter ihnen zeichnete sich durch Schönheit, langes Haar und stark geschnürte Taille aus; er war ein Palikare.

Die meisten Leute saßen draußen, wie es in Griechenland Mode ist, ohne etwas zu genießen, als etwa ein Glas Wasser, mit den Rosenkränzen spielend. Vor dem Haupteingange saßen zwei Musikanten, die eine abscheuliche Musik aufführten; der eine, ein alter Mann, schrapte auf einer Geige, wozu der andere mit einem Zahnstocher auf einer achtsaitigen Guitarre kratzte; nur die obere Saite wurde gegriffen, die andern bloß gekratzt. Im Innern des Kaffe's verkaufte man auch Blutegel, die in großen Flaschen am Fenster hingen. Während ich sie betrachtete, erhob sich vorn ein furchtbarer Lärm; der alte Mann wurde von einem jüngern aus dem Stuhl geschoben und der Geige beraubt, und dieser fing nun seinerseits an, seine Kunst zu produciren. Er hatte gesehen, daß der Alte reichlich belohnt war und glaubte als ein größerer Künstler auch auf Belohnung Anspruch machen zu können. Unter einer Art Tusch dieses Musikchors, der mit grunzendem Gesange begleitet wurde, verließen wir das schöne Kaffe und bald darauf Patras.

Die Nacht auf dem Schiffe war schön und mondhell, so

warm, daß ich es vorzog, im Marinaro auf dem Decke zu schlafen. Um 6 Uhr wurde aufgestanden; denn um 4 Uhr sollten wir in Begleitung unserer Engländer nach Korinth auf dem Wege sein. In der Morgendämmerung übersah man schon den alten korinthischen Hafen, das Ende des Meerbusens, der hier einem Landsee gleicht und an dem jetzt das jämmerliche Nest Lutraki liegt. Die kahlen Felsen erheben sich zu beiden Seiten an 1000′ hoch und leuchten röthlich; die Ufer sind baumlos aber mit grünen Tamarisken und Lentiscussträuchern bewachsen. Außer den bestellten Pferden fanden wir noch eine große Menge anderer, die der von Athen unsertwegen abgeschickte Gesandte uns bestimmt hatte. Somit war große Auswahl vorhanden; dennoch bekam ich irrthümlicher Weise statt eines Pferdes ein bescheidenes Maulthier, welchen Tausch ich indessen trotz der Kette, die statt des Zaumes diente, und trotz des hohen Pferdesattels nicht zu bereuen Ursache hatte. Unsere Karavane, wohl zwanzig Personen stark, bewegte sich im schnellen Trabe über den Ufersand durch die niedrigen grünen Büsche. Immer höher dehnten sich die kahlen Gebirge vor uns aus und in einer halben Stunde lag Akrokorinth vor uns. Die Gegend wurde immer kahler, je näher wir dem Sitze der alten Pracht kamen, bis wir zuletzt uns nur über ganz pflanzenleere Steinfelder und Trümmerhaufen bewegten. Traurig und immer trauriger sah die bisher grüne Ebene aus; endlich tauchten melancholisch einige Mauern aus alter Zeit hervor, an die sich fensterlose Baracken anlehnten. Sechs hohe und starke Säulen sind die einzigen Monumente, welche von aller versunkenen Schönheit übrig geblieben sind. Diese weite trümmervolle Ebene war ehemals mit prachtvollen Straßen und Pallästen vom Berge der Akrokorinth an bis zum Meere bedeckt: jetzt sieht man nur einige zwanzig erbärmliche Häuser, die auf einem Flecke zusammenstehen; ebensoviel liegen hier und da zerstreut. Von Kultur des Bodens war keine Spur zu entdecken; doch verriethen große Weinfässer, die hier und da in den zerbrochenen Mauern standen, daß Weinbau irgendwo getrieben werde. Wir kamen an dem Amphitheater vorbei; der Professor Roß, der berühmte Alterthumskenner, uns vom König entgegengeschickt, machte darauf aufmerksam, sonst würde ich in der etwas an der Seite ausgehöhlten

Niederung eher einen ausgetrockneten Teich erkannt haben, so wenig Spuren vom alten Mauerwerk sind übrig geblieben; nicht einmal die Sitze oder Stufen sind mehr zu erkennen. In der Stadt verweilten wir nicht, sondern ritten gleich auf einer alten verfallenen venetianischen Straße, die sich uns hier und da in Bruchstücken früherer Pflasterung zeigte, aber den klimmenden Pferden eher ein Hinderniß war, als zur Erleichterung diente, an dem Berge zur Akrokorinth hinauf. Die Straße geht durch Abgründe und über Felsen und ist oft gefährlich, denn der Berg ist sehr hoch und steil. Nach einer Stunde kamen wir am ersten Thore an. Hier ist die Festung noch ziemlich wohl erhalten; es findet sich auch eine Besatzung dort von etwa dreißig Mann. Von diesem Thore aus gingen wir zu Fuße, bald an den Trümmern einer von Marmorsäulenstücken erbauten türkischen Moschee, bald an einem griechischen Leichensteine, bald an einer venetianischen Cisterne oder dem Mauerreste einer christlichen Kapelle still haltend: denn es ist kein Jahrhundert, das nicht hier seine Denkmäler errichtet hätte; sie liegen freilich jetzt alle in Schutt und Trümmern, und die der schönsten Periode sind am tiefsten darunter begraben. Auf der äußersten Spitze setzten wir uns nieder auf ein paar Säulen vom Tempel der Aphrodite (es sind nur Stücke, die einem Archäologen wie Professor Roß erfordern) und betrachteten Korinthus Landesenge, auf beiden Seiten das blaue stille Wasser, todt ohne alle Schiffe, die beiden großen Prachthäfen vom alten Korinth. Wie schmal sah die Landenge von oben aus und wie nah erschien der Helikon und der Parnaß am gegenüberliegenden Ufer. Auch sie sind jetzt kahle Bergrücken, die einst wunderschön mit Fichten- und Eichenwäldern umkränzt grünten. Schade, daß die erstorbene Vegetation einen so äußerst melancholischen Eindruck hervorbringt; wohin man auch das Auge wendet, die Menschen fehlen, die Bäume fehlen, nur neugierige Engländer sieht man mit Fernröhren nach den Spuren ehemaliger Größe forschen. — Trotz der brennenden Sonnenhitze geht das köstliche Quellwasser, was in den unterirdischen altgriechischen Wasserleitungen, die selbst die vielen Jahrhunderte der Barbarei nicht haben zerstören können, gesammelt wird, niemals hier auf dem glühenden Felsenscheitel aus.

Bei der drückendsten Hitze kletterten unsere Thiere wie Katzen die fürchterlichen Wege hinunter und bald fanden wir uns bei einem frugalen Mittagsmahle im schmutzigen Wirthshause zusammen.

Unter vielen andern Dingen war besonders der Wein völlig ungenießbar. Die nachlässige Behandlung desselben während der Gährung würde bald der Anlaß völliger Verderbniß sein; deshalb setzt man dem Weine, um ihn haltbar zu machen, Fichtennadeln und Harz im Ueberfluß zu, so daß er dadurch einen widerlichen, harzigen Rhabarbergeschmack bekommt. Nach Stillung des Hungers bestiegen wir wieder die Pferde, um unter der Leitung des Professor Roß das sogenannte Stadion, das große Theater auf Korinthus Landesenge und Poseidon's Fichtenhain in Augenschein zu nehmen. In einer Stunde, die wir auf ziemlich ebenen Wegen zurücklegten (eine auffallende Erscheinung in Griechenland), erreichten wir die Stelle. Das Theater und die Ruinen eines Tempels liegen ziemlich nahe bei einander. Es sind riesenhafte Denkmäler antiker Baukunst. Die Steine, welche noch den Umkreis des Theaters bezeichnen, wo einst mit langsam abgemessenem Schritte die Erinnyen wandelten, sind Stücke von 12—14′ Länge und 8′ Höhe. Daß dennoch ein solches Werk hat zerstört werden können, und wie es geschehen, davon geben die ganz nahe dabei liegenden Trümmer eines türkischen Kalkofens die beste Belehrung; ganz so wie auf der Akropolis die mit Säulenknaufstücken vermischten Bombenhälften. Poseidon's Fichtenhain besteht nur noch aus einigen höchstens funfzigjährigen Bäumen; der alte Bestand mag wohl oft niedergebrannt sein, und die jungen Bäume verstümmelt man absichtlich, um Harz zur Weinbereitung von ihnen zu gewinnen. Auf der 600 Fuß langen Arena fanden wir noch Mosaik-Stücke und eine Kupfermünze. Nachgrabungen sind weniger gemacht, als man vermuthen sollte. Es finden sich auch noch viele Gräber bei Korinth, von denen wir eins eröffnet sahen. Wir verließen nun die Trümmer des alten Korinth und kamen in einer Stunde vom Theater an den Punkt des korinthischen Meerbusens, wo uns ein anderes Dampfschiff aufnehmen sollte, um uns nach Athen zu führen. Der Abfahrtsort Kechries besteht aus einer Reihe niedriger Hütten. Es war aber dort ein Gedränge, was an's Unglaubliche grenzte; ganz

Griechenland schien zusammengeströmt zu sein, wie vormals zum Kampfe der Wagen und Gesänge. Auf dem Dampfschiff drängten sich alle in Haufen zusammen, viele noch in große Schaafpelze gehüllt, um die Hitze zu vermeiden; bald war kein Platz mehr zum Gehen oder Stehen frei, denn Alles lagerte sich auf dem Verdecke familienweise zusammen. Man sah viele elegante Trachten, viel silberne, schwere Säbel und Pistolen, viel festgeschnürte Taillen; aber wenig schöne Gesichter. Der Minister kam, uns abzuholen, und gab uns auf dem Dampfschiffe ein schönes Diner. Endlich trat die Abendkühle ein, nach einem so schwülen Tage, unter so vielen dicht zusammengedrängten Menschen ein großes Labsal. Um halb 9 Uhr fuhren wir in den Piräus ein. Leider ward mir der Auftrag, bei dem Gepäcke so lange zu bleiben, bis das Verlaufen der Menschenmasse erlaubte, es an's Land zu schaffen, wo es die königlichen Wagen sogleich in Empfang nehmen sollten. Das Gepäck war endlich am Lande, allein die versprochenen Wagen fanden sich nicht; so warteten wir bis 10 Uhr, länger zu harren erlaubte die Unsicherheit der Landstraße nicht. Zum Glück bekam man noch für vieles Geld einen Wagen und fuhr nun auf einer ungeebneten Landstraße den unheimlichen Weg durch einen dunklen Olivenwald hin. Ich war indessen so müde, daß ich trotz dem Vergessen meines Hirschfängers, den ich noch denselben Tag an der Seite getragen hatte, bald fest einschlief, und als wir endlich die Nähe der Stadt erreichten, nur mit Mühe durch den Ruf meines Begleiters: „die Akropolis!“ aus dem Schlummer geweckt werden konnte. Viel vermochte man nicht zu erkennen, aber was zu sehen war, wie einzelne Palmen und viele Ruinen, sah traurig und trübe aus; die Straßen eng, die Häuser elende Baracken, viel Unrath und Schutt. Es war 11 Uhr, als ich im Hôtel de l'Orient abstieg. Da ich mich in Folge der Anstrengung und der Hitze des Tages etwas unwohl fühlte, blieb ich am folgenden Tage ziemlich ruhig zu Hause, oder machte doch nur kleinere Partien mit einem Engländer zusammen, z. B. nach dem Jupiterstempel, von welchem noch achtzehn ungeheuere Säulen (60′ hoch) stehen. Er liegt dicht hinter dem abgesondert in der Ebene stehenden Hotel; denn der leer gelassene Raum ist bloß Andeutung eines Platzes, der noch

entstehen soll. Die Häuser fehlen bis auf das Hotel und das köstliche, aus dem Marmor des Penthelikon gebaute Schloß, welches sich über eine große Fläche ausdehnt, und die leere Trümmerallee angenehm belebt. Ein weiter erhöhter Platz befindet sich vor dem Schlosse, an welchem Marmortreppen hinaufführen; rechts liegt das Hôtel de l'Orient, links das Gebäude der bairischen Gesandtschaft, tiefer leider, als der Platz vor dem Schlosse. Der Berg daneben ist der Lycabettus, dann folgen das Schloß und die Säulenreste des Jupitertempels. Wie melancholisch sehen doch die Reste der verschwundenen Pracht neben den modernen Bauwerken aus.

Am folgenden Tage, es war ein Montag (21. September), bestieg ich mit den Engländern, welche die Erlaubniß dazu ausgewirkt hatten, die Akropolis, die jetzt wieder gesäubert und aufgegraben wird. Große Haufen von Bomben liegen da überall, wohin man sieht, und ihre Größe giebt Aufschluß, weshalb so mancher sechsfüßiger Marmorblock von seinem Piedestal hat weichen müssen, und weshalb der Boden schneeweiß ist von zertrümmertem Marmor. Viele hohe Säulen, die Jahrtausende stehen, zeigen auch, wie das Feuer und die Alles verschlingenden türkischen Kalköfen gewüthet haben.

Das Parthenon macht einen unglaublich erhabenen Eindruck; es ist das schönste Denkmal des Alterthums, welches ich gesehen habe. Die kolossalen Basreliefs, welche sonst die Frontispice ausfüllten, sind freilich jetzt im british Museum, wohin sie Lord Elgin hat bringen lassen. Ich habe sie dort auf dem Boden stehen sehen, wo sie einen traurigen Anblick gewähren, wie Alles, was aus seinem rechten Standpunkte in der freien Luft heruntergerissen ist. Dagegen haben die Abtragung und Aufgrabung der alten türkischen Moscheen und Gebäude eine große Ausbeute an schönen Marmortrümmern gegeben; ein eigener Schuppen bewahrt die zerbrochenen Statuen und Friese auf, ein anderer die Vasen und Münzen.

Die Tempel des Erechtheus, des Apollo und des Bacchus sind hin und wieder zerstreute kleine Säulenreste, keiner zwar so groß als das prachtvolle Parthenon, alle aber in ihrer Art schön und Erstaunen erregend. Hätte die Sonne nicht so gewaltig gebrannt, wie gern wäre ich noch stundenlang auf den hohen Marmorstufen sitzen

geblieben und hätte noch länger die großen Trümmer der Vorzeit über mir und die schmutzigen Schutthaufen der Gegenwart unter mir angesehen.

Beim Herabsteigen fielen mir die großen Haufen Menschenknochen auf, die man in jeder Vertiefung liegen sieht. In der Stadt selbst sind sie schon verschwunden. Diese besteht bis jetzt nur aus einer einzigen, mit vieler Mühe erträglich gemachten Straße, welche gerade auf das Schloß zuführt; in der Mitte derselben steht eine alte christliche Kirche in maurischem Styl gebaut, ganz gebräunt und kümmerlich niedrig, wenn man die sechzig Fuß hohen Säulenschäfte dagegen hält. Sie ist ganz von schmutzigen Marktbuden umgeben, in denen Früchte und Eßwaaren verkauft werden; hinter ihr geht die Verlängerung der Hauptstraße noch etwas weiter und führt zu dem bedeutendsten Kaffe der Stadt, welches nicht weit von der Kirche entfernt liegt, dem Κουφεῖον τῆς Ἕλλαδος (gesprochen coffion tis Ellavos). Es enthält eine große Stube mit einem Billard darin, ganz vom Schmutze starrend, zwei Eingänge mit Glasthüren, schmutzige, weiß vermalt gewesene Tische und eine Unzahl Faullenzer, die schlechte Papiercigarren rauchen und ein Glas Wasser trinken. Man kann aber auch Kaffee, Chocolade und, wenn man genau die Stunde abpaßt, etwas Eis bekommen. Barfüßige, schmutzige Burschen in griechischer Tracht bringen das Verlangte, wenn man das Glück hat, sich ihnen verständlich zu machen.

Weit von der Stadt ab liegt ein Schauspielhaus in einer Straße, der noch die Häuser fehlen; die Universität und das Hospital finden sich in einer leidlich hübschen Gegend, die jetzt mit freundlichen Häusern bebaut wird. Hier sieht man die einzigen grünen Bäume. Gräßlich sind dagegen die der Akropolis zunächst gelegenen Stadttheile; hier starrt Alles von schmutzigen Ruinen; doch sieht man fast keine Mauer, in der nicht bunte Säulenstücke, Köpfe oder Leiber von Statuen vermauert wären. Zwischen diesen Ruinen laufen braune, schmutzige Kinder und häßliche alte Weiber in Lumpen umher. An manchen Stellen liegt der Schutt 24′ tief und man stößt beim Graben auf die Köpfe von stehenden Säulen.

Am Dienstag (22. September) hatte ich die Ehre, dem Könige

und der Königin vorgestellt zu werden, und seit dieser Zeit bin ich fast alltäglich am Hofe und habe an allen Landpartien lebhaften Antheil genommen. Der König ist ein junger Mann mit einnehmendem, immer freundlichem Gesichte. Er trägt das griechische Kostüm beständig und legt den breiten Silbersäbel nie ab. Er hatte die Gnade, gleich zuerst in eine lange Unterredung mit mir sich einzulassen und schien auch in den folgenden Tagen mit Vorliebe ein Gespräch über zoologische Gegenstände zu suchen, zumal wenn ich die Ehre hatte, ihm bei Tafel gegenüber zu sitzen. Die Königin ist eine zierliche, muntere, bewegliche Dame, die stets eine heitere Laune zeigt und alle Partien selbst zu arrangiren liebt, die ein rasch galoppirendes Pferd einer Theegesellschaft und gesellige Spiele im Freien den musikalischen Unterhaltungen vorzieht. Obgleich ihre Hofdamen im eleganten griechischen Kostüm waren, trug sie sich immer sehr einfach auf deutsche oder französische Weise. Am besagten Tage ging es zur Ruine der Bergfeste Phylae, am Hymettus gelegen. Es war ein grausenhafter Ritt, und ich hätte auf diesen Pfaden nicht zu Fuß klettern mögen; allein mit griechischen Pferden war dieses vierstündige Auf- und Abklettern nur eine Kleinigkeit, welche die Königin und ihre Damen im Galopp abmachten, während mir die Abgründe und die losgetrennten, hinunterstürzenden Steine nicht selten große Bedenklichkeiten verursachten. Professor Roß war beständig voran, um vorkommende Zweifel zu lösen und Alterthümer zu erklären. Leider ist die Zeit zu kurz, sonst würde ich viel Gelehrsamkeit, die ich unterwegs aufgeschnappt habe, auskramen.

Die Aussicht von den kolossalen Felsblöcken der alten Festung war entzückend. Athen, d. h. das weiße königliche Schloß in der blauen Ferne, die tannenbewachsenen Berge in rother Beleuchtung, überall aber graue Klippen vorherrschend. Um 9 Uhr kamen wir zu dem Dorfe zurück, bis zu welchem uns die Wagen geführt hatten. Es ist ein großes und reiches Dorf. Hier fanden wir das königliche Zelt aufgeschlagen und ein herrliches Diner wurde servirt, bei dem nichts fehlte, was einen verwöhnten Gaumen erfreuen kann. Während des Essens kam die Bevölkerung herbei, die Männer in weißem wollenen Zeuge, den Kopf bis auf den langen Haarschopf hinten ganz kahl geschoren; die

Weiber mit Tüchern um den Kopf und langen weißen, sehr nett mit schwarzen Zeugstreifen benähten Röcken. Kinder reicher Eltern zeichneten sich durch rothe Kappen aus, die ganz mit alten Gold- und Silbermünzen besetzt waren, so daß es von weitem aussah, als trügen sie Helme. Lustige Feuer wurden angezündet und brannten bald rund um das Zelt. Nun erhob sich plötzlich ein klagender Gesang, zu dem die in einer Reihe aufmarschirten Burschen unter der Anführung eines geschickten Vortänzers einen sehr graziösen Tanz ausführten. Sie fassen dabei sich an den Händen, die fortwährend geschwungen werden, und ahmen alle Bewegungen des Vortänzers nach, jedoch weniger lebhaft. Der Pas besteht in drei schnellen Schritten vorwärts und einem langsamen zurück; dadurch, daß alle zugleich dieselbe Bewegnng machen, bekommt der Tanz etwas Feierliches und Abgemessenes. Nur von Zeit zu Zeit steigert sich das Tempo, der Vortänzer knackt mit den Fingern, schnellt sich in die Luft und wirft sich an die Erde, ohne aber die Hand loszulassen. Die ganze Reihe geräth dadurch in lebhafte Schwingungen, doch thut kein einziger einen falschen oder unzeitigen Schritt.

Aehnlich ist der Tanz der Weiber, nur daß bei ihnen die Hände um eine zwischenstehende Person fortgereicht werden, so daß die erste, dritte und fünfte und wiederum die zweite, vierte und sechste sich angefaßt haben; im Uebrigen derselbe Schritt, dieselbe traurig einförmige Klagemelodie, aber dieselbe Leidenschaft für den Tanz und dieselbe Ausdauer. Nie tanzen Männer und Frauen miteinander. Das Aufhören des Tanzes war schwieriger zu bewirken, als das Anfangen. Es wurden nach seiner Beendigung nun auch unsererseits interessante Spiele im Freien gespielt, wobei wieder der König und die Königin durch Behendigkeit sich auszeichneten. Endlich wurde auf Antrieb der Königin ein Wettlauf von den jungen Mädchen des Dorfs ausgeführt, was ungeheures Gelächter gab. Confect und Geld auf eine Kiste gelegt war das Ziel; die Begeisterung und Wuth der Kleinen und das Gedränge um die Kiste, wohin die meisten mehr auf dem Kopfe als auf den Füßen gelangten, gewährte wirklich ein hübsches Schauspiel.

Es war dabei eine Ungebundenheit und allgemeine Heiterkeit in

der ganzen Gesellschaft, wie ich sie in Griechenland, bei den so aufgeregten Zeiten, von denen wenigstens die Zeitungen schreiben, wahrlich nicht vermuthet hätte. Als wir endlich um 11 Uhr in den Wagen stiegen, hörten wir noch lange das Jauchzen der ehrlichen Dorfbewohner, und ihr „Ζῆτω ὁ βασιλεύς" (Sito o vasilews) tönte noch lange nach. Hätte ich nicht nach dieser noch drei Landpartien ganz ähnlicher Art mit dem Hofe von Griechenland gemacht, so würde ich diesen Abend für eine der interessantesten und angenehmsten Erinnerungen der Reise halten. Die Liebenswürdigkeit der Majestäten scheint bei näherer Bekanntschaft zuzunehmen und damit auch der Geschmack, den ich an diesen Festen zu finden anfange. Leider sind sie Schuld, daß ich diesen Brief nicht, wie ich sollte, gehörig bedacht und ausgeschrieben habe. Kein Augenblick war mir frei; ich habe eine Menge Bekanntschaften gemacht, die Zeit kosten; so bleiben mir nur die nächtlichen Stunden, wenn ich vom langen Reiten, Tanzen und Essen ganz und gar ermüdet bin, übrig, eine Zeit, die man zu Allem andern, nur nicht zum Tagebuch- oder Briefschreiben gebrauchen kann. Auf dem Dampfschiffe, welches am 30. Sept. von hier über Syra nach Alexandrien abgeht, werde ich Zeit finden, das Fehlende von fünf Tagen nachzuholen.

Wenn die Reise so fortgeht, so wird meine Stellung eine sehr freundliche und angenehme sein, und von übermäßiger Anstrengung ist nicht die Rede. Man hat uns die Griechen überall als Diebe und Räuber geschildert; ich habe fröhliche, gutmüthige, herzliebe Leute gefunden. So wird es wohl auch in Afrika und Indien gehn und die erwarteten Gefechte mit wilden, mordgierigen Wegelagerern werden wohl nie aufgeführt werden.

Nachtrag zum ersten Briefe.

Aus dem Tagebuche.

Athen, den 28. Sept.

Meine Absicht, den Lykabettus zu besteigen, wurde heute Morgen zum zweiten Male vereitelt, indem ich zu spät erwachte; denn die schönen gazenen Vorhänge sind eine herrliche Erfindung gegen die Mücken, allein auch das beste Mittel, die Morgenstunden zu versäumen.

Mein erster Gang war zu dem Professor Buros. Er hatte versprochen, mich auf den Fischmarkt zu führen, und wir machten uns sogleich auf den Weg. Der Markt, ein dicht zusammengebauter Haufen von Buden, über deren Dächer nochmals alte Leinwand ausgespannt ist, um die Sonnenhitze möglichst abzuhalten, ist ein unangenehmer Aufenthalt wegen der Menge schlechten Fleisches und der Legionen von Fliegen, welche die geschlachteten Kälber wie ein schwarzer Ueberzug bedecken. Von Früchten findet man besonders Solanum melongena (Malanzars) nebst einer andern Art Solanum deren Früchte sehr lang, dünn und grün gefärbt sind und viel gegessen werden. Kartoffeln waren als Seltenheit da, Weintrauben die Hauptsache. Die Abtheilung der Fischverkäufer nimmt nur einen kleinen Theil des Marktes ein, und soll erst gegen drei Uhr recht besucht sein; es war noch zu früh, indeß fand sich schon eine recht hübsche Auswahl von Fischen vor. Ich erinnere mich besonders Sparus erythrinus und eine größere Art gesehen zu haben neben Exocoetus evolans, Mullus barbatus, Scorpaena, Squatina und Raja pastinaca (Trygon pastinaca).

Von dort gingen wir in das Museum. Ein kleines reinliches Haus ist durch die naturforschende Gesellschaft, die vom Könige unterstützt wird, dazu gemiethet; in seinem Erdgeschoß befindet sich die mineralogische Sammlung, und dies soll der bedeutendere Theil des ganzen Museums sein. Ich kann allein nach der Masse versteinerter Knochen aus dem Penthelikon und einem dem Lykabettus benachbarten

Berge urtheilen. Es sind eine Menge höchst interessanter Ueberreste, die meisten von Wiederkäuern; ein Unterkiefer schien mir unverkennbar dem Wallroß zuzugehören; Nilpferdknochen erkannte ich ebenfalls. Wie Schade, daß Niemand so viel Interesse an diesen Fragmenten nimmt, sie zu ordnen und zu bestimmen; doch daran ist nicht zu denken, ein Glück noch, daß sie aufbewahrt werden.

Der zoologische Theil des Museums ist allerdings nothdürftig bestellt; er umfaßt die Griechenland eigenthümlichen Arten und einige durch Tausch oder als Geschenk erhaltene brasilianische. Sie sind sämmtlich schlecht ausgestopft. Das einzig nennenswerthe und wirklich seltene Stück dieser Sammlung ist ein gut erhaltenes Exemplar der Capra Aegagrus von der wüsten Insel Antimilo (Phyle). Vielleicht könnte es gar eine neue Art sein; denn wer dürfte voraussetzen, daß der Aegagrus von Persien her auf eine abgesonderte Klippe jenseit des ägäischen Meeres geschleudert sei. Der im Museum befindliche hatte die dreikantigen Hörner der Ziegen; sie waren sehr nach außen gedreht. Die Farbe des Thieres war oberhalb schwarzbraun, die Seiten gelbbraun.

Zu Hause angekommen fand ich zu meinem Erstaunen eine abermalige Einladung zu einer Landpartie. Um 11 Uhr ging es fort. Ich kam mit einem Fräulein Kolokotroni und dem Leibarzt Treiber in einen Wagen; doch wollte die Unterhaltung nicht recht fließen, da ich keinen Gegenstand von aushaltendem Interesse zu berühren im Stande war. Wir erreichten nach einer zweistündigen Fahrt ein unbedeutendes Dorf, Kalaki, von dünngesäeten Olivenwäldern umgeben. Dort fanden wir das Zelt der königlichen Familie von roth und weißen Leinen auf einer dem Winde ziemlich preisgegebenen Anhöhe stehen. Sogleich ging's zu Pferde weiter, und mit großer Ausdauer flog die Kavallerie über ein sehr steiniges Terrain hin. Mein Schimmel war trotz seines schleudernden Galopps ein ausgezeichnetes Pferd. Ueber Hecken und Dorn an manchem zerstörten Gehöft vorbei, gelangten wir endlich auf einen steilen Bergpfad hinter den Hymettus; die Pferde thaten ihr Möglichstes, allein die glatten Thonschieferklippen spotteten jeder Anstrengung, und die Mehrzahl stieg ab, um den Weg zu Fuß durch Terebinthen- und Fichtengestrüpp zu suchen.

Endlich sahen wir zu unsern Füßen den Feigenbaum, der den Eingang zur Nymphengrotte bezeichnet; doch hatten wir Mühe, in dieselbe einzudringen, besonders waren die Damen, denen die Königin mit gutem Beispiel voranging, in großer Verlegenheit. Mit Hülfe von Stricken und mitgebrachten Leitern gelangten wir endlich hinein; allein so schön auch die Bemerkungen des Prof. Roß über den ursprünglichen Gebrauch der Höhle waren, daß sie früher den Nymphen als dem Apoll geweiht gewesen, und ungeachtet der schönen Stalaktiten in derselben, vermochte sie nur kurze Zeit das Interesse der Gesellschaft zu fesseln. Die Damen waren schon kühner als zuvor, auf den Leitern und mit Hülfe der Stricke die steile Wand wieder zu erklimmen; denn die Lust sich zu zeigen, überwindet leicht das Vergnügen, einem gelehrten Manne zuzuhören. Der Rückweg, zu dem es anfangs schwer war die Pferde wieder zu erlangen, ging in demselben Tempo vor sich; keine Ruhe wurde ihnen gegönnt, bis wir wieder in Kalaki ankamen; doch auch jetzt war die Lust zum Spatzierenreiten noch nicht befriedigt und so besuchten wir den Windmühlenberg, auf dem eine Mühle mit zwölfarmigen Flügeln stand. Da aber die Aussicht nicht besonders schön und der Wind lästig war, so kehrten wir bald zum Zelte zurück, in dem uns sodann ein schmackhaftes Mahl vereinte. Ich hatte die Ehre, dem Könige gegenüber zu sitzen und von ihm über Mancherlei befragt zu werden, wobei ich sah, daß nicht bloß die Höflichkeit, mit Jemand von Sachen zu reden, die sein Fach betreffen, sondern wirkliches Interesse für die Wissenschaft der Grund seiner Fragen war. Nach der Mahlzeit versammelte sich die ganze Dorfschaft. Ein Mann schlug die große Trommel, ein anderer blies auf einer blechernen Flöte, die große Anstrengung zu erfordern schien. Bald lud der Klang der Musik die tanzlustigen Männer ein, den Chorus zu formiren, und ihre Reihe bewegte sich in Schneckengängen bald schneller, bald langsamer in sehr graziös gemessenem Taktschritt. Dies war die Romaika. Ein anderer Tanz, der von einzelnen oder zwei einander gegenüberstehenden Tänzern ausgeführt wurde, fing langsam an und artete dann aus in ein bacchantisches Stampfen, auf die Knie Fallen und rasches Aufspringen mit schnalzendem und gellendem Pfeifen begleitet, je wil-

der die Bewegung wurde. Darauf tanzten auch die Weiber, erst für sich, später mischten sich einzelne in die Männerreihen, und als wir angesteckt, von der Lust nachzuahmen, wohl nicht ohne Störung in die Reihen eindrangen, kamen noch andere hinzu. Nun drehten wir uns dazwischen bald im Walzer, bald im schottischen Tanz, zu nicht geringer Erheiterung derer, die den antiken Chorus tanzten. Man suchte die moderne Grazie nachzuahmen, allein die Versuche scheiterten und dienten mehr zur Erheiterung, als daß sie einen klassischen Eindruck gemacht hätten. Die Rückfahrt bei Mondschein, bei der ich die reizende Mauromichalis und den Grafen G. begleitete, war wunderschön. Gesang und klassische Uebersetzung deutscher Lieder in das Französische trugen nicht wenig zur Erheiterung bei.

Am Sonntag Morgen fand ich mich sehr müde in meinem Bette; die Sachen mußten gepackt werden und leider konnte ich deshalb dem feierlichen Gottesdienste nicht beiwohnen. Als am Nachmittage endlich Alles geordnet war, besuchte ich mit Professor Buros den botanischen Garten. Der Weg dahin führte an einer Wasserleitung entlang, deren Feuchtigkeit den herrlichsten Baumwuchs möglich machte. Es war besonders die Melia Azedarach, welche hier köstlich gedeiht, in drei Jahren zu einem Baume erwächst und gelbe Fruchttrauben trägt. Alle diese Bäume sind aus dem botanischen Garten hierher verpflanzt, dessen Nähe sie verrathen. Vor dem Eingange fanden wir die Frau des Directors, die uns hineinführte und sehr freundlich Bouquets darbot. Im Garten selbst war eben nicht viel Ausgezeichnetes zu sehen, Broussonetia, Melia, Cercis und Syringa mit der zweiten Blüthe, Rosen und Costus, außerdem viel Obstbäume und andere Baumzöglinge. Der Director wohnt in einem türkischen Gebäude, an welchem die von außen aufsteigende Treppe mit einer Zugbrücke noch an den Pascha erinnert, der hier einst haus'te.

Die Frau konnte es nicht unterlassen, uns die Fabrikate des Herrn Directors zu zeigen, dessen Hauptbeschäftigung der Garten nicht ist, wie sich leicht aus seiner unendlichen Verwilderung erkennen ließ. Er hat nämlich die schätzenswerthe Entdeckung gemacht, den Abfall aus den Meerschaumkopffabriken zu einem eleganten Material zu verarbeiten, welches durch Brennen wasserdicht wird und dem Ala-

baster an Farbe, dem Porzellan an Härte gleichkommt, aber letzteres an Leichtigkeit weit übertrifft.

Das schönste Abendroth umleuchtete bei unserer Rückkehr die Akropolis; alle Berge glänzten in einem rosenrothen Lichte. Welch prächtiger Anblick! Als es dunkelte, gewahrten wir die Feuer von Zigeunerhaufen im Blachfelde.

Der Montag ging mit Vorbereitungen zur Abreise hin; nach dem Essen begab ich mich zum Schlosse und fuhr gegen 5 Uhr dem Piräus zu. Das heiterste Abendlicht leuchtete am Parthenon; die weißen Säulentrümmer blickten auf uns herab, als wollten sie uns ein Lebewohl zurufen und erweckten Erinnerungen an die Heimath. Am Hafen fanden wir die uns bekannten Engländer; einige nahmen Abschied, andere fuhren mit uns. Noch manchen Anderen sagten wir ein herzliches Lebewohl, die Barke ruderte fort und sogleich donnerten die Kanonen der im Hafen liegenden Kriegsschiffe ihren Abschiedsgruß.

Zweiter Brief.

Mahmudie-Kanal. — Der griechische Hof. — Abreise von Athen. — Ankunft in Syra. — Die Quelle auf Syra. — Passagiere des Dampfschiffes. — General El Mesari ben Ismaël. — Afrikanische Küste. — Alexandrien. — Moschee. — Kaffeehaus. — Nadel der Kleopatra. — Orientalische Gärten. — Aegyptisches Fort. — Säule des Pompejus. — Palais des Pascha. — Musikanten. — Abreise nach Cairo auf dem Mahmudie-Kanal. — Dampfschiff auf dem Nil. — Orchester desselben. — Der Nil und seine Ufer. — Schöpfräder. — Gesang der Araber. — Nächtliche Ankunft in Cairo. — Hôtel Oriental. — Esbekieh-Platz. — Citadelle. — Kasernen. — Neue Moschee. — Aegyptische Soldaten. — Tiefer Brunnen. — Menagerie. — Bazar. — Fellah-Frauen. — Türken. — Khalifengräber. — Moscheen. — Volksbelustigungen.

Cairo, den 12. Oktb. 1844.

So fahre ich denn wirklich auf dem Nilkanal zwischen Alexandrien und Cairo, und wenn es auch noch nicht der Nil selbst ist, so ist es doch gewiß ein Punkt, von wo noch nie ein Brief nach B.

geschrieben wurde. Das Schiff, auf dem ich mich befinde, ist ganz und gar eine holländische Treckschuite wie die, auf der man von Utrecht nach Leyden fährt, und wird auch ebenso nur mit etwas mehr Lärm von drei muntern Pferden gezogen, wozu die nackten Kerle, die Pferdetreiber, einen abscheulichen Gesang ertönen lassen, dem ein anderer Kerl im Schiff mit einem Sprachrohr antwortet. Auch die Umgebung des Kanals ist gerade so flach wie in Holland, nur mit dem Unterschiede, daß man dort durch Tulpen- und Hyacinthengärten und hier durch die traurigste kahle Sandebene fährt.

Mein letzter Brief enthielt einen schnell zusammengeflickten Bericht über Athen; doch glaube ich, daß die letzten Tage daran fehlten und die wirst Du mir jetzt erlassen müssen, weil ich nicht im Stande bin, mein Tagebuch nochmals zu excerpiren. Ich kann Dich nur versichern, daß der König und die Königin von Griechenland ganz charmante Leute sind, die wohl verdienten glücklicher zu sein, als sie sind; denn das undankbare Volk, dem zu Liebe der König ungeheure Summen jährlich verwendet, wird nie zur Erkenntniß kommen. Welches Vergnügen herrschte am Hofe, als der Prinz durch seine Gegenwart die Hoffeste verherrlichte, an deren keinem ich gefehlt habe; ich glaube, es mag für gewöhnlich recht langweilig zugehen; denn es fehlt ein hoffähiger Adel, alle Deutschen sind verbannt. Die Gesellschaft ist also einförmig genug, bestehend aus vier oder fünf Hoffräulein der Königin, von denen nur eine deutsch spricht, mehreren griechischen Cavalieren, unter denen mir Herr Mauromichalis, der Ordonnanzoffizier des Königs, sehr gefallen hat; dann Professor Roß, ein sehr gelehrter Alterthumsforscher, früher an der griechischen Universität, von welcher der dritte September manchen verdienten Mann, manche Hauptstütze entfernt hat. Daß also die Freude groß war, als ein so höchst liebenswürdiger Prinz mit seiner Begleitung etwas Mannigfaltigkeit in dies einförmige Leben brachte, ist wohl natürlich; daher drängte ein Fest das andere, und der Vergnügungen war kein Ende. Zwar mußte man etwas fest auf den Knochen sein, um nach einem sechsstündigen Ritte über Stock und Stein im Galopp, zu Fuß vielleicht noch zwei Stunden mit dem Pferde an der Hand über steile Wände und Felsblöcke herabklettern

zu können, wobei selbst die griechischen Pferde mitunter ausgleiten, und dann am Ende des Festes noch die halbe Nacht unermüdlich zu tanzen in einem Klima, wo die Abendkühle einem warmen Vormittage bei uns gleicht. Das Alles habe ich aber mitgemacht und was vielleicht noch mehr zu bewundern ist, Ihre Majestät die Königin war dabei immer voran, führte den Zug im Galopp über die Steinfelder hin, wo mancher, z. B. ich, nicht an Galoppiren gedacht haben würde, gab nach der Tafel neue angreifende Spiele an und ließ ihren Hoffräulein, die gewiß oft lieber das Kanapee gesucht haben würden, als im Blindekuh- und Reifenspiel handlend einzugreifen, nicht viel Ruhe. Kurz die Partien nach dem Penthelikon, wo der köstliche Marmor gebrochen wird und wo eine Gruppe von Pappelbäumen als Seltenheit in Griechenland es allein der Mühe werth macht, Tänze im Mondenschein mit schönen Damen im prachtvollen griechischen Kostüme aufzuführen, die Partien nach dem Hymettus und der Nymphengrotte waren köstlich und haben sich mir unvergeßlich eingeprägt, was für Eindrücke auch darauf folgen mögen. —

Doch ich vergesse, daß ich auf dem Nil bin; denn von Afrika wollte ich eigentlich schreiben. Ich berühre daher unsere Meerfahrt nur in der Kürze. Von Athen fuhren wir am Abend des 30. Septembers ab unter dem Donner der Kanonen von drei großen französischen und zwei englischen Kriegsschiffen, deren Mannschaft sämmtlich in den Masten stand. Am Morgen des 1. Oktobers erreichten wir Syra, eine der griechischen Inseln, deren Hauptstadt gleiches Namens sehr malerisch auf einem kegelförmigen Berge gebaut ist, während zwei höhere Berge einen schönen Hintergrund bilden. Es ist dies der katholische Theil der Stadt. Alle Häuser desselben sind weiß und haben flache Dächer, auf denen man schläft. Die am Hafen gelegene weitläuftige griechische Stadt (Hermopolis) ist bei weitem größer und enthält den ganzen Handelsstand. Der Konsul kam uns entgegen und bewirthete uns nach orientalischer Sitte mit Scherbet und Konfekt. Wir durchzogen die reinlichen, gut gepflasterten Straßen der Stadt, die auf beiden Seiten mit Läden voll Manufakturwaaren, meistens inländischer Fabrik, als Marinaro's, Pfeifen, Schuh und Zeug besetzt waren, und bestiegen darauf die Spitze des einen Berges, auf

dem ein Kloster liegt. Der Weg war sehr steil, und die Straßen in der Oberstadt sehr eng und schmutzig; eine Menge Schweine versperrten den Weg, so daß unsere Esel Mühe hatten, hindurch zu kommen; dabei war es eine Höllenhitze und die weißen Häuser, sowie die baumlosen Berge blendeten die Augen; doch war die Aussicht oben hinreißend schön, obgleich alles Grüne, einige schöne Weingärten abgerechnet, gänzlich fehlte. Man sah von hier über das Meer weg Paros, Naxos, Delos und verschiedene kleinere Inseln, und auf der andern Seite erhob sich der mächtige Berg Pyrgos, durch eine schroff abfallende Thalkluft vom Klosterberge geschieden, kahl und dürr; nur am Fuße zeigten sich einige grüne Weingärten, mit Mauern umzogen. Der Weg zu dieser Kluft geht über die rauhsten Klippen; dennoch sieht man zahllose Frauen mit großen Amphoren auf ihm hin und her klettern. Sie holen das köstliche Wasser aus dem dort sprudelnden, einzigen Quell der Insel, um es in der Stadt zu verkaufen. Beim Rückwege stiegen wir, um diese Quelle zu besuchen, das schroffklippige Thal hinab. Welch köstlicher Schatten unter den großen Feigenbäumen an der Quelle! Dicht daneben war ein herrlicher Weingarten, oder vielmehr eine große Weinlaube mit Kalebstrauben daran, süß und saftig und höchst erfrischend, nachdem sie zur Abkühlung in das frische Wasser der Quelle gelegt waren; wir konnten gar nicht genug davon bekommen. Da erschien plötzlich ein Bote vom Dampfschiff, uns schleunigst zurückzurufen; wir bestiegen also unsere Esel wieder und setzten die muntern Thiere in einen sausenden Galopp. In kurzer Zeit erreichten wir das Haus des Konsuls und wenige Minuten darauf befanden wir uns auf einem großen, aber finstern französischen Dampfschiffe, welches uns weiter führen sollte. Hier zum erstenmale drängte sich die Nähe des Orients dem Beschauer recht sichtbar in allen Formen auf. Es wimmelte von Mekkapilgern aus dem westlichen und nördlichen Afrika. Hier lag auf einem bunten Teppich ein ehrwürdiger freundlicher Greis, dessen gelbbraunes Gesicht gegen den weißen Bart seltsam abstach. Er war ganz weiß gekleidet; der um den Kopf geschlungene und mit dem weißen Turban befestigte Zipfel seines weißen Gewandes von dünner Seide und der großmächtige Strohhut, gelb und roth, charak-

terisirte ihn als Beduin. Wer hätte aber geglaubt, daß dieser kleine magere Mann mit seinen zart gebauten Händen und Füßen der in allen Schlachten gefürchtete El Mesari ben Ismaël, jetziger französischer General der leichten Beduinen-Kavallerie, sei. Er geht über Alexandrien nach Mekka, begleitet von zwei allerliebsten dunkelbraunen Jungen, die nichts auf dem Leibe haben als ein schmutziges Hemd und die rothe Feßmütze. Sie scheinen mit der größten Zärtlichkeit an dem alten Manne zu hängen, auch läßt er sich Alles von ihnen gefallen, und zuweilen spielt sogar ein Lächeln um die starren Züge, wenn sie es recht toll machen, ihn am Schnurrbarte zupfen, sich auf ihn setzen und alles mögliche Possenspiel treiben. Den ganzen Tag liegt er unbeweglich auf seinem prächtigen Teppich; sein Zeitvertreib ist eine kostbare goldene Uhr, die auf halb 6 zeigt, wenn es 12 Uhr Mittags ist; er sieht nach ihr, um die Zeit zum Beten nicht zu versäumen. Dies geschieht täglich fünfmal, und er hat dazu eine eigene Bastmatte, die er auf dem Boden ausbreitet; dann sieht er, mit dem Gesicht nach Mekka gewandt, erst in die Hände, macht eine tiefe Verbeugung und fährt rasch wieder in die Höhe, um sich dann schnell auf die Knie und das Gesicht zu werfen. Diese Ceremonie wiederholt er zweimal und rollt darauf seine Bastmatte wieder zusammen. Eine eben so morgenländische Scene bieten drei zusammensitzende Türken mit ihren Sklaven. Sie rauchen ihre langen Nargiles (Wasserpfeifen) mit der größten Gravität, unverwandt nach dem Brodeln des Wassers in den Kristallflaschen der Pfeifen hinschauend. — Es waren auch Perser da mit grünen Turbanen, roth- und weißgestreiften langen Talaren und prächtigen seidenen Gürteln; ihr Gesicht zeichnete sich durch große Nasen und große vorspringende Augen aus. Mehrere von den Figuren, die mir auffielen, habe ich gezeichnet; auch habe ich einem alten Türken, der an Zahnweh litt, einen großen Backenzahn ausgezogen. In Folge dieses wurde ich häufig genöthigt, mit diesen wunderbaren Leuten ihre Wassermelonen zu verzehren, und es ist nicht meine Art, so wohlgemeinte Einladungen zu verschmähen.

Wie froh waren wir, als endlich die afrikanische Küste verkündigt wurde; denn so mannigfaltig und neu auch die Bilder waren, die sich auf dem Schiffe darboten, so wird man doch durch nichts so

leicht ersättigt, als von Kajütenluft, Oelgeruch, Dunkelheit und Maschinengetöse. Am flachen Gestade, das wir in einem weiten Bogen umfahren mußten, um von einer ganz entgegengesetzten Seite in den alten Hafen zu kommen, gewahrten wir mehrere Thürme, oder etwas dem Aehnliches; auch die Nadel der Kleopatra und die Pompejussäule wurde uns gezeigt. Leider ist aber die Küste so niedrig, daß alle diese Gegenstände, scharf gegen den Horizont gestellt, sich recht kläglich ausnehmen. Jetzt hatten wir den Bogen zurückgelegt und bekamen nun zum zweitenmale die ägyptische Flotte, welche hier stationirt, in Aussicht. Es soll eine wundervolle Flotte sein; Gott verzeih mir, daß ich sie recht garstig aussehend gefunden habe. Alle Schiffe erscheinen alt und ungeputzt; an den meisten war die Farbe sehr abgängig geworden, und nur in wenigen sah man etwas Leben. Braune Kerle mit rothen Mützen und weißen Hosen sprangen sehr geschickt im Takelwerk umher.

Unter den vielen Barken, die auf das Dampfschiff zusteuerten, erkannten wir bald die dem Konsulat zugehörige. Sie war mit rothem Tuche ausgeschlagen, und zwölf schöne braune Matrosen ruderten sie; an ihrer Spitze machte sich ein glänzend schwarzer, wohlgewachsener, langer Neger bemerklich, welcher einen weißen Turban, weißes Oberkleid und Pantalons und scharlachene Unterkleider trug. Wir erfuhren, daß der Konsul selbst krank zu Kairo liege und deshalb zum Empfange zwei Abgesandte geschickt habe, einen jungen Schreiber, der vor Verlegenheit, wie es schien, in einem beständigen Zittern war, und einen andern ziemlich gewöhnlich aussehenden Mann. Die Dinge wurden genommen, wie sie vorlagen, und so fuhren wir durch das dichte Gedränge der nun herzuströmenden Schifferbarken. Welches Geschrei, welches Getümmel von schwarzen und braunen Gesichtern, mit platten Nasen und dicken Lippen. Der Turban und ein Schurz war meistens die einzige Bekleidung dieser bunten Bevölkerung. Am Ufer harrten Heerden von Kameelen und Eseln auf die Ankunft der Passagiere, und ein neuer Kampf stand uns hier bevor, der indessen bald durch die Bemühungen unserer Begleiter geschlichtet wurde. Statt der robusten Esel, die fast Maulthiergröße erreichten, ward uns das bessere Loos einer höchst eleganten, mit weißer Seide ausgeschlagenen Ka=

lesche zu Theil. Diese führte uns nun in die Stadt. Eine Menge von Dromedaren war das Erste, was uns Europäern befremdlich in's Auge fiel; dann erregte auch die wunderbare, bunte Bevölkerung, die braunen Beduinen, die schwarzen Nubier und Aethiopier, die Sklaven von der Westküste Afrika's mit entsetzlich platten breiten Nasen, manchen Ausruf des Erstaunens. Die verhüllten, in blaue Hemden und Hosen gewickelten Frauen der Fellahs mit ihrem dreieckigen Schleier von schwarzer Seide und den schwarzen Ringen um die dunkeln Augen, fesselte unsere Aufmerksamkeit eben so, wie das Schnitzwerk der künstlichen Fenstervorbaue, halb Jalousie, halb Balkon, mit den allerverwickeltsten Mustern. Durch enge und breite Straßen, durch das lebendigste Volksgedränge kamen wir endlich auf einen freien Platz, der von einer Anzahl ganz europäisch aussehender Gebäude eingeschlossen wird. Sie sind von Mehemed Ali auf Spekulation erbaut, und er nimmt gute Miethe dafür auf. Vor einem derselben machten wir Halt. Es war ein großes steinernes Haus mit hohen Salons, alle Jalousien geschlossen; hinter jedem Zimmer befand sich ein Alkoven mit zwei Betten. Schöne Sophas, ein Pianoforte und viele Pariser Kupferstiche zierten die Räume; die Tafel war excellent, kurz es hatte alle Vorzüge eines guten deutschen oder französischen Hôtels, nur daß leider die nächtliche Plage der Mosquitos unsern Schlaf störte. Wir lehnten eine Zeitlang in den Fensterbänken und sahen die trübselig schweigsamen Züge von steinbeladenen Dromedaren in immer gleichem Schritte vorüberziehn, sahen Muhamedaner in allen bunten Trachten des Orients, eine Menge von englischen und französischen Reisenden, selbst Ladies zu Esel und zu Pferde; Alles fand sich auf dem großen Platze zusammen. Verkäufer von Backwerk und Süßigkeiten, von süßen Citronen und Scherbet, was alles mit Grazie auf dem Kopfe getragen wird; endlich Wasserträger mit ihren Ziegenfellschläuchen, von einer künstlich abgebalgten Ziege, der die Beine und der Hals zugenäht sind, bereitet, zu Kameel und zu Fuße drängten sich durcheinander.

Zwei Tage wurden zur Besichtigung der Stadt festgesetzt und vollkommen genügend befunden. Schon am Tage unserer Ankunft machten wir die erste Excursion zu Esel durch die Stadt, wobei

wir in der That nicht viel Sehenswerthes fanden. Am schönsten war die Aussicht auf das am Meer gelegene Palais und den Harem des Pascha. Wir traten hinein und unterhandelten mit dem Wacht habenden Militär und einigen türkischen Gerichtspersonen, die wegen des Ramadan erst nach Sonnenuntergang zusammengekommen waren, um des Nachts zu arbeiten. Es wurde so die Besichtigung vom Innern des Palais vorbereitet. Die Nacht war hereingebrochen, als wir unsere Esel wieder bestiegen und in die verfinsterte Stadt zurückritten, wo nur Dattelbuden hin und wieder ihr trauriges Talglämpchen leuchten ließen. Die Datteln, wie sie unreif vom Volke verschlungen werden, sehn wunderschön orange- und citronengelb aus, zum Genuß einladend, sind aber für Europäer, des vorwiegenden Gerbestoffs wegen, ganz ungenießbar.

Vor einer Moschee, in der ein lauter Gesang sich hören ließ, machten wir Halt und stiegen ab. Sie enthielt einen großen Saal mit vielen Pfeilern, rein geweißt; zwischen diesen liefen Stangen, an welchen Oellampen aufgehängt waren. Die gläubige Gemeinde stand in schnurgeraden Reihen hintereinander; gerade dem Eingange gegenüber war das Allerheiligste, eine kleine Nische, vor welcher der Imam stand. Jedesmal wenn dieser seinen traurigen Gesang: „Allah il Akbar" anstimmte, warf sich die ganze Gemeinde mit dem Kopfe auf die Erde, wie Taschenmesser zusammenklappend, und dieses wechselseitige Auf- und Niederfahren der buntbeturbanten Menge nahm sich zu sonderbar aus, als daß wir der Versuchung hätten wiederstehen können, uns eine längere Zeit durch die Gitterfenster und die offene Thür an diesem Anblick zu ergötzen. Plötzlich fuhr ein gutgezielter Pflasterstein mitten zwischen uns, traf aber glücklicherweise nur beim Niederfallen tüchtig meine Seite. Diese Ueberraschung bewirkte, daß wir schleunig uns auf unsere Esel schwangen und schnell unserm Bestimmungsorte, einem Kaffe, zuritten. Dort wurden uns kleine Nargilehs angeboten, etwas zu rauchen, das mir große Anstrengung verursachte; dazu bekam man in ganz kleinen Tassen ohne Unterschalen schwarzen Kaffee, mit dem Satz darin, der indessen gar nicht übel schmeckte. Man saß auf einer hohen Balustrade mit baumelnden Beinen, weil die verschiedenen Versuche, auf türkische Art

zu sitzen, durchaus mißglückten und aufgegeben werden mußten. In einer Ecke des Kaffe's, welches sich nach und nach mit Besuchern füllte, gewahrte man ein abscheulich kinderhaft gemaltes Transparent, hinter dem sich nach einiger Zeit eine roh gearbeitete Figur à l'ombre chinoise zeigte. Die obern Extremitäten waren fast nur rudimentär, die untern spinnenartig. Zu dieser gesellte sich bald eine andere Gestalt, den Teufel vorstellend, mit höchst zweideutigen Emblemen. Diese plastische Darstellung wurde durch einen Gesang in Versen unter Begleitung eines Tambourins verschönert und bildet die Unterhaltung des feinern Theils der orientalischen Bevölkerung von Alexandrien, und gewiß haben die Leute dabei den Genuß eines modernen Theaters nicht entbehrt.

Am Morgen des andern Tages (den 3. Oktober) erwachte ich roth gestochen von Mosquitos, welche den Mückenvorhang durchbrochen hatten. Diese Thierchen, eine Art Culex, keine Simulia, schlüpfen durch den Vorhang, wo sich nur eine offene Nath oder ein dem Nachsuchen leicht entgehendes Loch findet, und stechen dann im engen Raume vertheilt um so empfindlicher.*)

Unser erster Weg war, uns mit unserm russischen Dollmetscher, einem Manne, der wenig Lebensart, aber ein gutes Theil Dummheit besaß, nach einem der schönsten Stadttheile in Bewegung zu setzen. Schon am Tage vorher hatten wir die Nadel der Kleopatra besucht, ein Monument, das im Sand halbbegraben und von großen zerfallenen Mauern umgeben sich traurig ausnimmt. Die ganze Gegend besteht hier bis tief in den Grund hinein aus Kalksteintrümmern der alten Alexanderstadt; man betrachtet die Ruinen als Kalksteinbruch und holt den Bedarf zum Baue aus diesen oft durchwühlten, aber noch immer unerschöpften unterirdischen Magazinen. An der Nadel der Kleopatra fand ich nichts besonders Interessantes, außer einer 18 ″ langen Eidexe, die sich an derselben hinaufflüchtete, als ich sie zu fangen versuchte. Ueberhaupt wimmelt es hier von Stellionen, die mich oft an das Mährchen vom dummen Kailun

*) In Kairo habe ich culex annulatus unter dem Namen mosquito böse Stiche austheilen sehen.

erinnerten, wenn ich sie in die Steinhaufen alter Palläste hineinschlüpfen sah.

Wunderschön und einzig in seiner Art fand ich dagegen die ganz modern-orientalischen Gärten mit ihren hohen Lauben und Marmorfontainen, die wir am 4. Oktober besuchten. Wir ritten zuerst durch die Vorstadt, welche dem neuen Hafen zunächst liegt, zwischen von Palmen überragten Mauern hin. Alle Palmen prangten mit den schönsten Früchten. Hier und da hörte man das klägliche Knarren eines Sakieh (Schöpfrad), welches gewöhnlich unter dichten Baumschatten am höchsten Punkt des Gartens angelegt ist, um von da aus denselben fortwährend zu bewässern. Süßes Wasser ist ein kostbarer Artikel und trinkbares wird nur durch eine einzige Wasserleitung an die Stadt geliefert; diese tiefen Brunnen geben Brakwasser, welches zur Bewässerung allenfalls taugt, aber nicht zum Trinken.

Wir traten in ein reinliches, hohes, von außen fast europäisch aussehendes Haus ein. Ein langer Vorsaal mit schwarzen und weißen Seekieseln mosaikartig gepflastert, führte gleich in den ersten Hof, der unten mit einer Einfassung von Mesembryanthemum und dessen Mauer mit Jasmin, Rosen und einer Menge schöner Schlingpflanzen sauber bezogen war. Ein langer Gang, mit Marmorplatten belegt, ebenfalls mit Mesembryanthemum eingefaßt, führte zur großen Laube, einem im orientalischen Geschmack aus Holzschnitzwerk zusammengesetzten luftigen, großen Gebäude, in dessen Mitte verschiedene Fontainen aus Marmorbecken aufstiegen. Alle Gewächse, welche diese Laube überzogen, waren in voller Blüthe; besonders schön duftete der Jasmin (Jasminum Sambac). Hier war der Eingang zum Garten. Alle Gänge desselben waren mit hohen Einfassungen versehen, meist von Rosmarin; Oleander, Orangen- und Pisangbäume bildeten das höhere Bosquet; die Dattelpalmen standen in einer eigenen Abtheilung, auch war der Gemüsegarten abgesondert, worin Melongenen, Kürbis- und Gurkenarten kultivirt wurden.

Da unser Führer hier einen starken Anfall vom kalten Fieber bekam, setzten wir unsern Weg allein fort und wanderten auf die steile Höhe eines Forts zu. Trotzdem, daß die lumpige Besatzung desselben schon von oben winkte, uns nicht zu nähern, waren wir in kurzer Zeit oben

und genossen einen reizenden Blick auf die weißen Moscheen zwischen Dattelgärten, auf der einen Seite umschlossen von dem meerähnlichen mareotischen Pfuhl, auf der anderen von der See begrenzt. Kaum aber hatten wir uns auf das Ende einer halbzerfallenen Brücke niedergelassen, als die Soldateska, durch unser Eindringen in Wuth versetzt, herbeikam, und uns zu vertreiben suchte; indessen hatte nur einer den Muth, Hand anzulegen, und zwar nicht an uns, sondern an den Eseljungen; der Stock wurde ihm aber gleich entrissen und nach hartnäckigem Schreien und Heulen in der ohnehin stets wie Gezänk klingenden arabischen Mundart von Seiten der Besatzung, entschloß sich diese uns zu lassen, wo wir waren. Bald traten wir den Rückweg an, um das Monument zu besehen, welches die Säule des Pompejus genannt wird. Auf dem Wege dahin kamen wir an einem Brunnen vorbei, der sein Wasser in ein schmutziges Bassin ergoß, worin gewaschen wurde. Hier sah man einen Haufen schmutziger, schreiender und zankender Weiber und Mädchen, alle in blauen Hemden, grundhäßlich und doch, wenn der schwarze Schleier fehlte, den Zipfel ihres Gewandes mit dem Munde halb über das Gesicht ziehend. Viele hatten ihre nackten Kinder rittlings auf der Schulter sitzen. Die Hauptwäscher waren indessen nackte Kerle, die im Bassin stehend das Zeug tüchtig mit den Händen bearbeiteten.

Der Weg zur Pompejussäule geht über ein dürres, heißes Feld voll Steine und Sand, hin und wieder über weitläuftige Begräbnißplätze, auf denen die Gräber nur durch einige roh mit Mörtel zusammengefügte, oft unbehauene Steine angedeutet waren. Die Säule selbst steht ziemlich frei und sieht aus, als ob sie zu einem ungeheuern Tempel gehören müßte; aber weder das Kapital noch die Dimensionen sind schön, sondern zeigen einen verdorbenen, modern-antiken Geschmack.

Von dort begaben wir uns zum Pallast des Pascha; man kann sich keinen schönern Punkt für ein Palais denken. Es liegt hart an der See am alten Hafen und dominirt gleichsam über die Flotte. Die Treppen und der große Sitzungssaal sind aus schönem, weißen Marmor gebaut; große zirkelrunde Säle mit den prachtvollsten Holzfußböden, in denen die kostbarsten Holzarten nicht gespart sind, Prunkgemächer, deren Wände schwere Atlastapeten bedecken; schöne Va-

sen (worunter eine das Geschenk des Papstes) und Gemälden, die elegantesten Pariser Ameublements, Schränke voll ausgestopfter brasilianischer Vögel, Alles auf das Sauberste gehalten, findet man in seinen innern Räumen. Französischer Geschmack hat hier orientalischen Luxus geordnet. Sehr befriedigt verließen wir das Palais, welches übrigens nach Art aller orientalischen Gebäude nicht mehr als zwei Stockwerke hat.

Nach dem Mittagsessen durchstreiften wir noch zu Fuß in der Dämmerung die durch den Ramadan belebte Stadt, bald durch dunkele Gassen, bald über hell durch Papierlaternen erleuchtete Märkte voll Eßwaaren aller Art wandernd, bis wir endlich ein elegantes Kaffe erreichten, wo wir uns der Erholung und dem Genusse morgenländischer Originalscenen überließen. In höchster Ruhe rauchte hier der Muselmann seine Pfeife, braune Gesichter neben schwarzen und schwarze neben gelben, zerrissene neben eleganten Trachten, Turbane und Tartusche; in der Mitte des Saals plätscherte eine Fontaine. Kaffee und Tschibucks waren vortrefflich und der muntere Kellner in Jacke und weiten Pantalons präsentirte Mastix zum Kauen, welchen er aus einer oben im Hemdärmel befindlichen Tasche nahm. Um das Vergnügen zu erhöhen, stellten sich Musikanten ein, ein blinder Knabe als Sänger und ein alter Mann, der das mit Drathsaiten bespannte Brett mittelst eines Plektrums spielte; eine Art von Oboe und das Tambourin waren die übrigen Instrumente. Ein zweiter Sänger lös'te bald den ersten ab; denn ihre Leistungen erforderten viel Aufwand von Kraft, Kopfschütteln, Augenverdrehen und die wunderlichsten Grimaçen. Die Melodie, meistens in einer Molltonart, wurde vom Wirth vorher genannt oder gefordert, der seine Genugthuung dann durch Händeklatschen ausdrückte. Im Ganzen war es ein unerhörter Ohrenzwang, besonders weil es so in unserer unmittelbaren Nähe vor sich ging. Wir begaben uns deshalb bald zu Hause, um die Vorbereitungen zur Abreise auf den andern Tag zu treffen.

Am Morgen des 5. Okt. bestiegen wir das Schiff, welches auf dem Mahmudiekanal uns weiter führen sollte, wohl mit Vorräthen versehen. Unser Dollmetscher, ein Schwarzer mit schönen Augen, folgte uns auf einer niedlichen, kleinen Treckschuit, von gemaltem

Holze. Die Gegend am Kanal, weder grün noch irgend belebt, macht einen traurigen Eindruck. Erdhütten, ein Sakieh, viele Aasgeier und wenig nackte Menschen waren die einzigen Gegenstände, die zur Betrachtung aufforderten. An den meisten Stellen ist der rohe Erdwall, der den Kanal begrenzt, noch nicht einmal mit Gräsern bewachsen. Der ganze Kanal läuft durch Sand und Thonlager.

Erst am Abend spät erreichten wir die Stelle, wo er in den Nil eintritt, dicht neben einem erbärmlichen Dorfe, dessen Bewohner mit ihren Hühnern zusammen in einer Art von Schwalbennestern wohnen. Mittelst einer Schleuse verbindet er sich hier mit dem heiligen Strome. Ein stattliches Dampfschiff, schön erleuchtet, lag vor einem zweistöckigen Hause, wo man Kaffee schenkte, vor Anker und empfing uns beim Einsteigen mit rauschender Musik. Wir fanden darin Alles auf's Beste eingerichtet; das Hinterdeck war mit violetsammtnen Sophas eingefaßt, die Kabane zu unserm Gebrauch kühl und luftig. Nie haben wir uns, als wir dort neben einander auf dem Boden ausgestreckt lagen, eines so erquickenden Schlafes erfreut, mochte es Einbildung seyn, oder war er es wirklich durch den wohlthätigen Einfluß der lauen, sammtweichen Luft über dem Nil. Alle drei oder vier Stunden wiederholte indessen die zahlreiche Dienerschaft des Schiffes in pleno ihre krampfhaften Anstrengungen, Bellinische oder Donizettische Melodien mit Trommel, Pauke und Serpente wiederzugeben; es kam dabei niemand in den Sinn, an unsere von den Mißtönen zerrissenen Ohren zu denken, im Gegentheil es geschah zu unserer Erheiterung, bis endlich sehr deutlich zu verstehen gegeben wurde, daß wir keine Kunstliebhaber seien. Am Morgen (6. Okt.) genossen wir ein sehr sparsames Frühstück, weil unsere Vorräthe zu schwinden begannen, und wurden daher sehr angenehm überrascht, als der Koch des Dampfschiffes zu Mittag eine große Menge Speisen auftrug, lauter arabische Leckerbissen, meistens aus sehr fetten Reiß- und Mehlspeisen bestehend, manche recht gut, viele nach unserm Geschmack zu teigig und fett.

Doch konnte uns die gute Bewirthung so wenig, als die lärmende ägyptische Trommel- und Paukenmusik für die Langeweile der Aussicht auf die Ufer des Nils entschädigen. Der breite Strom,

dunkelgelb wie die Ocker nach einem Gewitterregen, windet sich durch eine niedrige, dürre Ebene, die durchaus nicht mit frischem Grün prangt, wie man es nach der Ueberschwemmung vermuthen sollte. Nur an den äußersten Rändern des Flusses steht etwas halbvertrocknetes Gras, welches möglichst schnell abzuweiden große Heerden von Büffeln, die bis an die Schnauze im Schlammwasser stehen, und junge Kameele wetteifern. Hin und wieder erscheint einmal ein Palmenwäldchen von einigen 50 bis 100 Dattelpalmen; so viel ich schätzen kann, sind manche wohl 80 — 90′ hoch. Alle prangen jetzt mit dem vollen Schmuck ihrer wunderschönen rothen und goldgelben Fruchttrauben; wenn sie nahe am Ufer stehen, sieht man wohl unter dem Wipfel einen Mann beschäftigt, die Früchte in eine hinaufgewundene Strohmatte zu lesen, während die nackte Bevölkerung unten versammelt ist und zuschaut. Ein Dörflein ist in der Regel nicht weit von einem solchen Palmenhaine; doch würde man es vielleicht vergeblich suchen; denn es gehört ein geübtes Auge dazu es zu finden. Das Material zu den Häusern ist nämlich der schwarze Erdboden, aus welchem Steine oder auch nur rohe Klumpen an der Sonne gebacken werden, von denen man nach Belieben runde, viereckige, zuckerhutförmige und maurähnliche Gebäude verfertigt, meistens nicht über 4′ hoch; ein einziges Loch dient als Thür und Fenster. Das Ganze hat, in der Nähe gesehen, die größte Aehnlichkeit mit einer Menge zusammengebauter Schwalbennester. Wie gräßlich das Innere dieser Maulwurfshaufen seyn mag, davon zeugt der unauslöschliche Schmutz, welcher dem armen schwarzbraunen Volke anklebt, obgleich der größte Theil desselben der Reinlichkeit wegen ganz nackt geht. Wie jämmerlich sehen die armen Kerle aus, die mit einem rauhen Stricke quer über der Brust die Schiffe stromaufwärts ziehen, durchgeschunden und voll Geschwüre gleich unsern Karrenpferden. Die Frauen hüllen sich in ein schwarzblaues Hemde, von dem ein Zipfel den Kopf bedeckt; der schwarze Halbschleier, ein dreieckiges langes Stück Seidenzeug, das unter den Augen anfängt und im Gürtel befestigt wird, fehlt auch bei der größten Häßlichkeit nicht. Eine Reihe Messingknöpfe hält ihn oben an der Kapuze fest. Die ganze Tracht sieht abscheulich aus.

Hie und da war noch ein Rest der Ueberschwemmung wie ein großer See sichtbar, dann zur Seite auch wohl eine Baumgruppe von Akazien und Sykomoren mit einigem Büffelvieh darunter, welches ein gewaltiges Schöpfrad (Sakieh) zur Bewässerung einiger Durra- oder Waizenfelder umtreibt, dessen überflüssiges Wasser zugleich die schöne Baumgruppe ernährt. Ein solcher Sakieh ist eine sehr einfache Maschine, bestehend aus einem großen Rade, an dessen äußerem Rande rund herum irdene Krüge befestigt sind; diese schöpfen das Wasser aus einem kleinen, dazu angelegten Graben, heben es in die Höhe und gießen es in einen hölzernen Trog oder Rinne. Das klägliche Knarren dieser Räder tönt überall in Aegypten als Begleitung zu dem noch kläglicheren Gesange des Ochsentreibers; denn nichts thut der Araber ohne dabei zu singen. Freilich steht diese Kunst auf einer ganz eigenen Stufe der Kultur; denn sie singen alles durch die Nase, oder quetschen wenigstens die Töne auf eine sehr seltsame Weise heraus. Die Melodien sind meist in moll und haben nur wenig Töne; die Hauptkunst bei ihrem Vortrage zeigt sich in einer Masse von geschleiften, wilden Kadenzen, die mancher große europäische Künstler gewiß vergeblich nachzuahmen versuchen würde. Es klingt wunderbar, ja oft häßlich, macht aber einen überraschenden Eindruck.

Zuweilen, aber selten, sah ich am Ufer hohe binsenartige Grasflächen. Von einer allgemein grünen Färbung keine Spur; auch blinkte hin und wieder in der Ferne ein Nilarm, oder ein kleines, weißes Segel, gewöhnlich viereckig und an einer Stange befestigt, die queer auf der Mastspitze liegt, deutete seine Richtung an.

Schon um 3 Uhr, hatte uns der Kapitain versprochen, sollten wir in Kairo sein; der Strom war jedoch durch das Ablaufen des Wassers, der Nilüberschwemmung zu stark, um rasch vorwärts zu kommen, und so zog sich eine Stunde nach der andern hin. Gegen Sonnenuntergaug zeigten sich endlich die Pyramiden. Wie graue Gespenster standen sie da am rothen Horizonte und fesselten unsere Blicke, bis sie im Abenddunkel verschwammen. Es wurde völlige Nacht und noch kein Licht, kein Schiff war zu sehen, nichts was die Annäherung an eine Stadt ersten Ranges von beinahe 300,000 Einwohnern beurkundet hätte; da wurde die Ungeduld wieder rege und ließ sich nicht

so leicht verbannen, obgleich das braune Orchester in weißen Hosen und Jacken die möglichsten Anstrengungen machte, unser Trommelfell zu sprengen und dadurch unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Wir nahmen unsere Zuflucht zu unserer gewöhnlichen Abendunterhaltung, dem Gesange, und der heilige Strom tönte wieder von deutschen Volksmelodien. Andächtige Stille war über das Schiff verbreitet und rund um uns krochen die braunen Fellahs hervor und lauschten, angezogen von dem Reiz der neuen Art Gesanges.

Endlich lag Cairo vor uns, wenigstens flimmerten viele Lichter am Ufer; das Dampfschiff machte eine sehr ungeschickte Wendung, wodurch eine mit Steinen beladene Barke zerquetscht und mehrere Menschen in's Wasser geschleudert wurden; gräßlicher Zank und mörderliches Geschrei erhob sich; es wurden nicht blos Worte, sondern auch Hiebe gewechselt. Am Ufer erschienen nun Leute mit großen eisernen Reifgefäßen, die an Stangen befestigt und mit angebranntem Holze, Stroh oder Reisig gefüllt, als flackernde Laternen dienten. Von dem versprochenen Wagen war nichts zu sehn, dagegen standen Esel bereit; braune, mordverbrannte Kerle schwingen ihre Stöcke mit furchtbarem Geschrei, jeder seinen Esel vorschiebend. Wir setzten uns auf, nachdem die nöthigen Anordnungen in Betreff des Gepäcks getroffen und einer der Bedienten nebst dem Dollmetscher zum Schutz dabei zurückgelassen war, eine Vorsichtsmaßregel, die bei dem ungeordneten Zustande des Landes, den engen Straßen und abendlichen Räubereien, welche häufig vorkommen sollen, gewiß sehr nöthig war, und brachten, nur mit dem nöthigsten Gepäck versehen, unsere Esel in schnellen Galopp. So eilte die Karavane, die beiden Führer mit den Fackeln wie die Windhunde voran, durch das Dunkel von dichten Alleen auf Wegen, die von Schutt und Geröll sehr oft gehemmt waren, der Stadt zu. Ein kleiner Unfall, daß nämlich einer der Reiter mit der schweren Kassette im Arm vom Esel hinabgeschleudert wurde, jedoch ohne Schaden zu nehmen, war das einzige Abenteuer, was wir unterwegs erlebten, und die gute Laune, zu der das Originelle unsers nächtlichen Einzuges den Anlaß gab, hielt an, bis wir endlich nach einem halbstündigen Ritte vor einem großen Thorwege anlangten. Es war das Hôtel Oriental, ein englisch zugeschnit-

tener, sehr schön gelegener Gasthof. Der Thorweg wurde geöffnet, aber vergebens suchten wir in dem weiten Gebäude nach Kellner oder sonstiger Bedienung, während die Unverschämtheit der Eseltreiber durch unsere Stöcke kaum in Schranken gehalten werden konnte. Zuletzt wurde ein schlaftrunkener Neger, der etwas italienisch sprach, heruntergezerrt; dieser machte mit einer langen Nilpferdhautpeitsche (Kurbatsch genannt), indem er rechts und links furchtbare Hiebe unter die nackten Kerle regnen ließ, binnen Kurzem allem Streit ein Ende. Was aber die Zimmer anlangte, so hielt es erst schwer, die Leute von unserer Identität zu überzeugen und die für uns bestimmten einzunehmen, und es hatte auf einen Augenblick den Anschein, als ob wir hier von der civilisirten Welt Abschied genommen hätten. Die Betten jedoch, in welche wir bald sehr ermüdet versanken, waren sehr gut, die Vorhänge dicht und ohne Löcher, so daß wir sowohl von außen als innen vor den Mücken Ruhe hatten. Erst am andern Morgen entdeckten wir die Vorzüge unserer Zimmer, zu denen der Wirth, ein Franzose, Inhaber des schon früher genannten Gasthofs zu Alexandrien, der unter vielen Entschuldigungen herbeikam, noch einen schönen Salon und ein Eßzimmer mit türkischen Divans hinzufügte. Alles ist mit den schönsten englischen und französischen Steindrücken dekorirt, und im Salon findet sich sogar ein Pianoforte, das nicht ohne Verdienst ist.

Es war Tag geworden. Die Jalousien öffnen sich. Welche himmlische Aussicht! Links eine lange Reihe orientalischer Häuser mit hölzernen, reich geschnitzten Kasten statt der Fenster, dazwischen Palmen und Mimosen, die malerisch über Gartenmauern hervorragen. Die lange Reihe Häuser und Palläste endigt zuletzt mit einem prachtvollen, schlanken Minaret, deren im Vordergrunde noch mehrere, zierlich roth und weiß bemalte, zu sehen sind. Die Mitte des Hintergrundes bildet ein Palmenwäldchen in bläulicher Ferne; an dieses schließt sich auf der rechten Seite der Riesenbau der beiden Pyramiden von Gizeh. Sie vertreten den Platz der zur Schönheit des Bildes mangelnden Gebirge. Rechts am Horizont zeigt sich die an ihrer Atmosphäre deutlich erkennbare Wüste, auf der ein gelbgrauer Duft lagert. Der Vordergrund ist dort desto schöner; er besteht aus einem dichten Akazienwalde im frischesten Frühlingsgrün, dazwischen blühende

Maisfelder; ganz in der Mitte ein kleines Wasserbassin mit Alleen von Labbekakazien umgeben. Dicht vor diesem Bassin zieht sich eine der belebtesten Straßen hin, die zur Stadt führt; sie geht mitten über den breiten Esbekieh-Platz, auf den unser Hôtel die Aussicht hat. Eine Menge Früchte schleppender Esel mit den braunen Jungen dahinter zieht zur Stadt, dann eine Reihe langsam schreitender Dromedare, eines mit dem Stricke an des anderen Hintertheil gebunden; Weiber in blauen Hemden und Hosen, eine große Urne auf dem Kopfe, eine kleinere auf der flach in die Höhe gehaltenen Hand, oft noch daneben ein nacktes Kind auf der freien Schulter rittlings tragend, weiße Kopten mit schwarzem Turban, schwarze Nubier mit langer weißer Toga, magere, spindeldürre, schmutzige Araber und fette, wohlgenährte, saubere Türken und Armenier; Alles wälzt sich hier der Stadt zu. Vor dem Fenster hat das Auge den erquicklichen Anblick dichtbelaubter Akazien und Sykomoren. Man glaubt nicht, wie wohl der Anblick grüner Bäume thut, den wir seit Wien fast ganz entbehrt haben. Hier giebt es Schatten, hier giebt es Wasser, hier giebt es reinliche Betten und ein höchst comfortables Frühstück. Nachdem dies eingenommen war, ließ sich auch die Neugier nicht mehr zähmen. Wir schwangen uns auf die unter dem Fenster bereit stehenden Esel und fort ging's in das Innere der Khalifenstadt.

Eine ganz neue Welt thut sich dem erstaunten Blicke auf; wohin soll sich das Auge zuerst wenden, auf diese bunten mit Schnitzwerk verzierten Häuser, auf die prächtigen Moschee-Ruinen, oder auf die Läden der wohlhabenden Kaufleute und auf die sich vor denselben drängende, bunte Menschenmasse, aus allen Nationen des Orients zusammengesetzt. Kaum war es möglich, durch die dichte Menschenmenge zu dringen, da die Straßen meist nur 4 — 6 Schritte breit sind. Unser Dollmetscher, mit seiner großen Nilpferdpeitsche bewaffnet, brachte ohne weitere Umstände durch einige kräftige Hiebe die Zaudernden zum Weichen und räumte so die Hindernisse schnell aus dem Wege. Selbst die schwer beladenen Kameele müssen solchen Demonstrationen Platz machen, und so kommt man noch ziemlich rasch von der Stelle. Gewöhnlich begleiten uns bei weitern Ritten noch ein oder zwei Janitscharen, sogenannte Kavasse, die oft durch ihre be-

ständige Gegenwart sehr lästig werden: denn, obgleich sie hübsch aussehen, so schaffen sie doch nicht den geringsten Nutzen, da an Ueberfälle von Räubern nicht zu denken ist, und die Berichte der Reisenden in dieser Hinsicht sehr übertrieben sind. Schon beim Eintritt in die ersten Straßen bemächtigt sich der Gedanke des Europäers, daß man in eine durch Hungersnoth oder Pest heruntergekommene, ausgesogene, verarmte Stadt komme, in der die schwachen Reste des frühern Glanzes das einzige Anziehende sind. Dieser Glanz voriger Jahrhunderte war aber so mächtig und hat sich so tief mit dem innern Bau der ganzen Stadt verwebt, daß ein langes Zeitalter der Blutgier und Barbarei nicht im Stande war, ihn ganz auszulöschen. Ueberall zeugen die prachtvollen Holzschnitzereien der luftigen Fenstervorbaue, die schönen Bronzethüren der eingestürzten Palläste, die halbvermauerten Rosetten in den Ueberresten alter Moscheen von dem feinen Geschmack und Kunstsinn der Khalifenzeit. Zum Glück regnet es hier fast nie, sonst wäre kaum zu begreifen, wie sich so manche Kunstschätze aus dem 8ten, ja dem 7ten Jahrhunderte haben erhalten können, ohne daß das Geringste an Reparatur seit dieser Zeit geschehen ist, sondern im Gegentheil Alles dazu beitrug, um durch Fortschaffung des Materials, wenn Steine gebraucht wurden, die schönen Denkmäler des Alterthums in Ruinen zu verwandeln.

Soviel ich mich erinnere, begaben wir uns am ersten Tage (den 8. Oktober) auf die Citadelle, um einen Ueberblick über das Ganze zu haben. Grau in Grau lag dort die ungeheure Stadt auf der breiten Ebene vor uns. Der Anblick der Vorstädte, deren Häuser nur aus Erde gebaut sind, ist vollkommen trübselig; weiter noch als diese ziehen sich große Schutthaufen wie Wälle hin, in denen die Wege erst aufgegraben werden mußten. Aus dieser Umgebung, in welcher einzelne uralte Moscheen und Minarets, jetzt von Hunden unten, von Turteltauben und Raben oben bewohnt, dauerhafter als alles Uebrige, traurig hervorragen, erkennt man die gewaltige Größe der ehemaligen Stadt. Sie hatte früher 800,000 Einwohner, jetzt kaum 150,000. Dicht unter der Citadelle, die auf den festen Grund des Kalkfelsens gebaut ist, erblickt man lange, niedrige, graue Gebäude, die mit ihren platten, von Kameelmist statt des Asphalts zu-

bereiteten Dächern, wie breite Pappkasten aussehn, ohne Fenster oder Fensterscheiben, höchstens 8—10′ hoch, ein jedes mit einer Grundfläche von 20′ im Quadrat. Dies sind vorläufige Kasernen, und die Soldaten wohnen darin mit Weibern und Kindern, ein furchtbarer Haufen.

Grau ist die vorherrschende Farbe der ganzen Stadt; nur hin und wieder erfreut ein zierlich gebautes, roth und weiß bemaltes Minaret das Auge, oder eine Moscheen-Kuppel aus alter Zeit, die ganz mit in Stein gemeißeltem Netz- und Gitterwerk umsponnen ist. Gern verweilt dagegen der Blick bei den Pyramiden, die im hellen Sonnenschein aus dem gelben Duft der Wüste glänzend hervortreten; zwischen ihnen und der Stadt dehnt sich ein grünes Band von frischbelaubten Bäumen, Mais- und Durrafeldern. Hin und wieder sieht man auch den Urheber des Segens, den Nil, gleich einem großen See zwischen den Bäumen hervorglänzen. Die Grenze der Wüste ist links durch den Saum eines Palmenwäldchens bezeichnet; rechts ziehen sich die Kalkberge des Mokkatam wie eine einförmige, weiße Mauer hin. Der Umfang der jetzigen Stadt ist noch immer sehr bedeutend für die Menge der Bevölkerung, etwa zwei oder dreimal so groß als der von Berlin; natürlich muß man dabei die zahllosen Trümmerhaufen mit in Anschlag bringen, und die fast unbewohnten Straßen, welche oft halb aus eingestürzten Häusern bestehn.

Beim Herabsteigen von dem höchsten Punkte der Citadelle besahen wir zuerst die auf Befehl des Pascha gebaute, halb vollendete Moschee, ein großartiges Werk, leider in einem verdorbenen halb maurischen, halb modernen Style ausgeführt. Das Material, ein schöner marmorirter Alabaster, aus dem die Säulen, deren einige fünfzig schon standen, gearbeitet sind, und ein gelber Marmor zu den Nischen und Friesen, so wie einige Mosaik-Fußböden aus den prächtigsten Steinarten Aegyptens, schien mir das Schönste daran zu sein. Es ist seltsam, daß der Pascha, der doch so viele große Bauten unternimmt, nicht auf den Gedanken kommt, eine der alten, wunderschönen Moscheen repariren zu lassen.

Wir versuchten sodann etwas von dem Innern des Palais, in dem der Pascha residirt, zu sehn; ein alter Offizier verschaffte uns den Eintritt, der uns zuerst verweigert wurde; allein wie sehr wur-

den wir enttäuscht, als wir in die Räume des Parterre eintraten und dort nur einen großen Vorsaal mit Strohteppichen und weißen Kalkwänden, die mit grauen und braunrothen Strichen grob bemalt waren, fanden. Selbst die Empfangszimmer waren nicht besser und enthielten nur schmutzige und zerrissene rothe Divans an den vormals weiß gewesenen Wänden. Im Vorhofe lag eine Abtheilung ägyptischer Miliz, deren Waffen und Montirung auf's Genauste gemustert wurde. Ein ägyptischer Soldat sieht nicht übel aus und scheint gut gehalten zu sein, wenn man nur nicht wüßte, daß die Eltern oft ihren Kindern das eine Auge ausstechen oder den linken Zeigefinger abhauen, um sie nicht alle durch die Tyrannei des Pascha im Militärdienste zu verlieren. Die Infanterie trägt blaue, weite Jacken, weiße Westen darunter, einen rothen Gürtel, weiße Pumphosen, am Knie durch Strumpfbänder gehalten, weiße bis an die Knöchel gehende Gamaschen und rothe Pantoffeln an den bloßen Füßen; die Kopfbedeckung besteht in einer rothen Mütze, ähnlich dem griechischen Feß, aber hier Tarbusch genannt.

Unter der Citadelle befindet sich ein höchst merkwürdiger Brunnen*) aus uralter Zeit, die einzige Quelle in Aegypten, wie man sagt. Alles Volk trinkt aus dem Nil. Der Brunnen mochte etwa 300 ' tief sein und war in den Kalkfelsen eingehauen; rund um die eigentliche Brunnenröhre war außerdem sehr künstlich eine Wendeltreppe eingesprengt, mit Fenstern nach innen zu, die indessen der Tiefe wegen nicht viel zur Erhellung des Raums beitrugen.

Unten an der Citadelle ist ein kleines Nebengebäude, in dem sich die Menagerie Mehemed Ali's befindet. Einige Löwen und Hyänen sind dort in schmutzigen Mauerlöchern an zentnerschweren Ketten festgeankert. Ein Serval (Felis Serval) war das bedeutendste der vorhandenen Thiere.

Auf dem Rückwege besahen wir einen Bazar. Die Bazar-Straßen sind auch wie die andern vier bis fünf Schritte breit, ohne Pflaster, aber meistens mit einem Zelt überspannt, welches die Häuser

---

*) Nach Minutoli heißt er der Josephsbrunnen, und soll das Grab des Patriarchen enthalten.

oben verbindet und ein magisches Dunkel verbreitet. Die Kaufleute handeln viel mit Seidenwaaren, die an Ort und Stelle verfertigt werden oder auch von Konstantinopel kommen. Man findet dort auch Schneider, die fertige Kleider verkaufen, viele Herumträger mit silbernen und vergoldeten Waffen, mit Shawls und Pfeifen (Nargilehs und Tschibuks); dazwischen sitzen schmutzige Knaben, welche mit süßen Citronen und Granatäpfeln von enormer Größe ausstehn. Der gewöhnliche Anzug eines solchen Knaben besteht nur in einem Hemde von blauem Baumwollenzeuge mit weiten Aermeln, welche mittelst einer Schnur von rother Wolle, die kreuzweise über den Nacken geworfen wird, in die Höhe gehalten werden. Selten tragen Knaben schon den Turban; in der Regel begnügen sie sich mit einem Tarbusch. Die Kaufleute, welche mit Seidenzeug und Pfeifenspitzen handeln, sind meist Türken und tragen sich sehr sauber auf türkische Weise. Ein wohlhabender Araber trägt ein Hemd, zieht weiße Hosen an, und bindet zwei breite seidene Gürtel um. Eine seidene oder baumwollene Jacke mit aufgeschlitzten Aermeln, oder ein bis auf die Knöchel reichender Schlafrock, gelbe Pantoffeln zum Unter- und rothe zum Ueberziehen vollenden sein Kostüm; erstere haben keine Sohlen. Die Frauen der gemeinen Fellahs sieht man hier sehr häufig mit ihren nackten Kindern, die von Schmutz und Fliegen starren; sie handeln mit platten Kuchen, einer Art von zähem ungaren Weißbrod, oder mit Gurken oder süßen Citronen. Sie tragen statt der Kleider ein langes blaues Hemde, das mit einer Kapuze über den Kopf geht. Ein Messinghalter, aus drei auf Draht gezogenen Messingknöpfen bestehend, befestigt an dem Stirnzipfel des Hemdes den schwarzen Schleier, der dicht bis an die Nasenwurzel hinaufgezogen wird. Doch findet man sehr viele unter ihnen, selbst junge, die den lästigen Schleier fortlassen und sich begnügen, einen Zipfel des Hemdes in den Mund zu nehmen, und die Fremden mit einem Auge anzublinzeln. Die Sitte, die Augen mit Kol (Antim. crud.) schwarzblau und die Nägel mit Henné roth zu färben, ist bis in die niedrigste Volksklasse gedrungen. Beim Gange, der etwas schleppend ist, weil sie gewohnt sind auf dem Kopfe zu tragen, pflegen sie die Hände bis in die Höhe des Kopfes zu erheben, nicht allein wohl deshalb, daß die Aermel

nicht über die Hände fallen. Die Handflächen sind dabei nach oben gewendet. Diese seltsame Gewohnheit giebt dem Gange etwas Balancirendes. Gürtel tragen sie nie; daher erscheint auch die schlankste Gestalt plump, und während das Gesicht auf das Sorgfältigste verhüllt wird, bleibt doch wegen des breiten Schlitzes, den das Hemde auf der Brust hat, ein großer Theil derselben unbedeckt, was häufig äußerst ekelhaft ist. Blaue Beinkleider, von demselben Stoff wie die Hemden, tragen sie durchgängig, aber keine Schuh. Dieses kommt nur vornehmen Frauen zu, die gewöhnlich auf den Straßen nur zu Esel und in großer Begleitung erscheinen. Bei ihnen sind die Gewänder meistens weiß, und ein kleiner schwarzer Mantel von steifem Seidenzeuge, den sie um den Kopf und Rücken ziehn, sticht auffallend ab. Sie sitzen wie die Männer in einem Sattel mit sehr hohen Bügeln, in welche sie nur mit vieler Mühe gehoben werden können.

Großer Luxus wird mit Pferden und schönem Geschirr getrieben. Die Satteldecken sind von Purpursammt durch und durch mit Gold gestickt und mit Goldblechen benagelt; soviel Troddeln nur Platz haben, sind daran angebracht.

Fast alle Leute von einigem Ansehen sind Türken und tragen sich türkisch, jedoch mit Hintansetzung des Turbans, den man in seiner wahren Größe nur selten noch sieht. Die Mehrzahl derselben gehört zur Armee, und trägt weite über das Knie fallende Hosen, eine Art Skalze, eine gestickte Jacke von glänzender Farbe, meist blau oder braun, einen breiten seidenen Gürtel, in welchem mehrere Pistolen stecken, und einen kurzen Säbel in brillanter silberner Scheide. Der rothe Feß ist überall herrschend.

Charakteristisch ist unter der bunten Volksmenge der Kopte mit gelbem, fadem Heuchlergesichte und gewöhnlich in schwarzer Tracht mit schwarzem Turban. Einen weit größern schwarzen Turban tragen die Rechtsgelehrten, so wie die Ausleger des Koran. Leute, die sich einer besonders heiligen Abkunft erfreuen, tragen den grünen Turban; doch sah ich diese nur in den Moscheen.

Am zweiten Tage (den 9. Okt.) gings nach den Khalifengräbern. Wir ritten aus dem Thor, welches dem Mokkatam zunächst gelegen ist, um das Minaret des Kaid Bey, ein Bauwerk aus dem 11ten

Jahrhundert, zu sehen. Man öffnete uns ein großes tempelartiges, halbzerfallenes Gebäude mit einer Kuppel und einem Spitzthurm. Der Stuck der Decke ist abgefallen, die zierliche Malerei verloschen, die Muster der Arabesken über den Seitenwänden und den viereckigen Fenstern sind nur noch hie und da zu erkennen. Die aus Bronze gegossenen starken Gitter sind noch wohl erhalten, ebenso die mit Bronze beschlagenen Eingangsthüren, was bei der Trockenheit der Luft nicht zu verwundern ist. Dagegen haben die Parquets der Vorhalle sehr gelitten; sie zeigten nur noch Spuren von einem prachtvollen Mosaikfußboden, aus gelbem und schwarzem Marmor und Alabaster zusammengesetzt. Die eigentliche Grabhalle ist von der Kuppel überwölbt. Hier werden in einem alten Granitblocke die Abdrücke der Füße des Mohamed gezeigt; das Grab selbst ist mit einem vergoldet gewesenen Gitter von Holzschnitzwerk eingeschlossen, welches so enge Oeffnungen hat, daß man kaum in das Innere hineinblicken und den großen Koran auf dem Grabe liegen sehen kann. Die Pracht der ehemaligen Ausnischung der Kuppel erkennt man nur noch aus einzelnen Bruchstücken; übrigens ist das Mauerwerk bis auf einige leicht zu reparirende Schäden erhalten.

Wir ritten von da über das weite Feld der Verwüstung; Hügel von 30 bis 50′ Höhe, ganz aus Topfscherben und Bruchstücken von Wasserkrügen bestehend, Trümmer von Gebäuden aus allen Jahrhunderten lagen überall am Wege zerstreut und zeigten die Ausdehnung der alten Khalifenstadt. Bald kamen wir in den Begräbnißraum, der nur an wenigen Stellen von Mauern eingeschlossen ist. Ueberall ragen Kuppeln von Khalifengräbern und alten Moscheen hervor. Manche sind ganz mit den schönsten, in den Kalkstein gemeißelten Mustern überzogen, als wären sie mit einer zarten Stickerei überwebt. In eine der berühmtesten, aus dem zwölften Jahrhundert, El Barkauk genannt, traten wir ein. Da sie so entfernt von der Stadt liegt, war es ziemlich still darin; nur die Kinder der armen Familien, welche in den Seitenzellen derselben ihre Wohnung genommen haben, belebten die Räume. Ein weiter, großer Hof, in der Mitte mit einem Wasserquell unter Bäumen, war von den schönsten Arkaden umgeben, von schlanken Säulen getragen, deren Kapitäler

alle mit verschiedenen arabischen Mustern verziert waren. Schön war auch das uralte, ganz grau gewordene Holzgitter mit Resten von Vergoldung. Eine Kuppel fehlte.

Den dritten Tag (10. Oktbr.) brachten wir mit der Besichtigung der Moscheen in der Stadt selbst hin. Wir sahen deren mehrere, als man im Gedächtniß behalten kann; es sind nämlich noch über 80 in baulichem Zustande. Mit allen Ruinen giebt es deren an 200. Die Entree, von einer hohen Kuppel überwölbt, ist gewöhnlich der prachtvollste Theil derselben und enthält das Grabmal des Stifters. Die eigentliche Moschee besteht aus großen, offnen Räumen mit prächtigem Portikus rund umher umgeben. In der Mitte ist ein großer viereckiger Platz mit marmornem Fußboden, eingefaßt mit einer hohen, schön verzierten Mauer oder Säulenhalle; das Gewölbe bildet der freie Himmel. Hier und unter den Säulenhallen wird gebetet. Welch schöner Platz zur Gottesverehrung, wahrlich viel erhabener und großartiger, als manche gothische Kirche, wo man im Düstern betet. Hier schließt sich das ewig blaue Himmelsgewölbe als Kuppel über die mit zierlichen Steinschnitzereien verzierten Seitenwände. In der Mitte dieses Platzes steht ein schöner Brunnen, gewöhnlich aus Marmor erbaut und überdacht; einige Palmen umgeben das Wasserbecken, an dem jeder Gläubige seinen Durst löschen und seine vorgeschriebenen Waschungen verrichten kann. Unter den Säulengängen, welche oft aus sechs bis sieben Reihen der prächtigsten Marmorsäulen bestehen, sind Palmenmatten ausgebreitet. Die eine Wand, die nach Mekka gerichtet ist, enthält eine Nische von superber Arbeit, eine Art von Allerheiligstem. Jeder Mohamedaner zieht beim Eintritt in den Säulengang seine Schuhe aus; daß wir es nicht konnten, obwohl wir es gern gethan hätten, gab oft zu seltsamen Auftritten Anlaß, besonders in den stark besuchten Moscheen, wo wir oft nur durch die Energie des Kavasse vor Thätlichkeiten gesichert wurden.

Die große Moschee El Moyeb lag unserm Hôtel zunächst jenseit der bedeckten Straße. Sie hat einen prachtvollen Eingang, ganz einer riesenhaften Muschelgrotte gleich, mit Hunderten von kleinen Nischen in dem 60′ hohen Portale. Ein ungeheurer bronzener Kronleuchter, wie ein Kasten geformt, hängt an zwei langen Ketten

(die dritte war zerrissen) von der enormen Kuppel herab. Turteltauben nisteten darin. Die Kuppel ist mit Holzschnitzwerk sehr künstlich ausgelegt gewesen, von dem noch hie und da Trümmer hängen, an wenigen Stellen mit Gold überzogen. Der offene Platz mit dem Brunnen in der Mitte war bewunderungswürdig schön, die Marmorfußböden wie polirt, weil niemals ein Stiefel ihn betritt; auch wir mußten Strohbabuschen über die Stiefel ziehen.

Die Moschee El Talun, welche ganz zerfallen, ist ein Riesenwerk und hat mir den großartigsten Eindruck hinterlassen. Die Portici, welche um den ungeheuern innern Raum laufen, sind mindestens 40' hoch und werden durch große Mauerbogen von der schönsten Arbeit, nicht durch Säulen getragen. Hin und wieder, wo der spätere Stuck abgefallen ist, sieht man das ursprüngliche schöne Werk. Auch hier ist etwas von dem vergoldeten Getäfel erhalten, obwohl die Moschee aus dem zehnten Jahrhundert stammt. Einige alte Tafeln von schwarzem Porphyr sind beim Haupteingange in die Mauer eingesetzt; sie enthalten persische Schriftreste.

Wir drangen noch in eine andere, die sich besonderer Heiligkeit erfreut, die Moschee El Azhar genannt. Sie umfaßte einen sehr bedeutenden Raum, voll von Nebengebäuden; sogar ein Armenhaus, Schlafkabinette für die Pilger, Schulstuben, worin unterrichtet, und Badstuben, worin barbirt wurde, gehören dazu. Es wimmelte in ihr von Gläubigen, die zum Theil an der Erde kauerten und den Koran lasen, den Oberkörper beim Lesen auf und nieder biegend, zum Theil uns zischend und schnalzend verfolgten, indem sie immer auf unsere Füße deuteten und die Geberde des Schuhausziehens machten. Unser Kavasse schützte uns indessen vor allen Zudringlichen durch Hiebe, die er mit seiner Peitsche reichlich austheilte, und die Diener der Moschee in langen, schwarzen Talaren mit gelben Unterkleidern halfen mit ihren Rohrstäben tapfer dareinschlagen.

Am vierten Tage (11. Oktbr.) besuchten wir eine der größten Moscheen, die Hassan-Moschee. Sie steht auf einem freien Platze, wo eben ein Gaukler seine Sprünge machte, von einem großen Kreise jedes Standes und Alters umringt. Die Hauptkunst, welche wir eben sahen, bestand darin, daß einer der Gesellschaft mit einer furchtbaren

Peitsche um den kahlen Kopf des Hanswurstes, eines langen, hagern, dunkelbraunen Kerls, knallte. Es sah gefährlich aus, aber der Kahlkopf wußte sich so geschickt in die Wendungen der Peitsche hineinzubeugen, daß er nie berührt wurde. Das Volk belustigte sich außerdem in Schaukelrädern horizontaler und vertikaler Art, in Buden und Zelten, wo vielerlei Spiele gespielt wurden (denn darin sind die Araber sehr sinnreich); in Kaffeeschenken, die aus nichts weiter als aus einer Reihe von Palmzweigen geflochtener Kasten, wie Hühnerkasten, bestehen; auf diese setzen sich die Gäste, trinken aus ganz kleinen Tassen Kaffee und rauchen ihre Wasserpfeifen. Man bekommt auch Scherbet, d. h. alle Arten Sirup, wie Maulbeer-, Aprikosen-, Pflaumen-Sirup in Wasser aufgelöst. Sehr beliebt ist Veilchen-Sirup in dieser Auflösung; mir kam die grünspanartige Farbe dieses Getränks zuerst sehr verdächtig vor.

Die prächtige Moschee nimmt die ganze eine Seite des großen Platzes ein, und ist, wie die meisten andern, streifenweis roth und weiß bemalt, obgleich es mir scheint, als ob dieser Anstrich, der nicht zu den schönen Verzierungen der Fenster paßt, aus der Zeit späteren Ungeschmacks entsprossen sei. Die Thürme sind von Bronze gegossen mit unzähligen kleinen, krausen Vorsprüngen und Zierrathen übersäet, deren Muster zu erkennen oft schon viel Mühe erfordert. Ebenso sind die hochgewölbten Portale über den Thüren inwendig mit zahllosen kleinen Nischen verziert, von so zarter tropfsteinartiger Arbeit, daß man sich nicht satt daran sehen kann. Die Wände sind an 70 ′ hoch bis an das Dach, woran ebenfalls kleinen Tropfstein-Nischen, die rund um unter demselben fortlaufen. Der Haupteingang führt zum Grabmal des Khalifen Hassan; es ist ein großes Kuppelgewölbe von unermeßlicher Höhe, oben ganz mit dem kleine Nischenwerk verziert, was ich nicht anders als mit dem Namen Tropfsteinnischen zu bezeichen weiß. Dieses trägt noch durchweg die Spuren ehemaliger Vergoldung. Die halbzerbrochenen Fenster sind ein Muster schöner Arabesken und aus buntem Glase von brennenden Farben zusammengesetzt. Sie befinden sich in solcher Höhe, daß durch sie nur ein Dämmerlicht einfällt. Der Fußboden besteht aus dem feinsten Mosaik in Porphyr, Jaspis und Marmor. In der Mitte liegt an

der östlichen Seitenwand das große aber einfache Grabmal von hohem theils eisernen, theils hölzernen Gitterwerk der complicirtesten Arbeit versteckt; auch auf diesem haben sich Spuren ehemaliger Vergoldung erhalten. Auf dem prächtigen Fußboden liegt ein großer Koran mit Roth und Gold geschrieben, wie man sagt von der Hand eines Sohnes des Hassan. Alles ist noch an demselben Platze wie vor 700 Jahren, als sie gebaut wurde; seitdem hat schon manches Jahrhundert die Verschwendung von Pracht und Kunst bewundert und obgleich man nie die Mittel hatte, die entstandenen Schäden wieder herzustellen, so hielt doch religiöse Scheu den Frevler von diesen Monumenten fern, und das milde Klima erhielt Holz- und Steinwerk, was bei uns durch Einfluß der Witterung längst verwüstet und zerfallen sein würde. Wie oft habe ich beim Eintritt in diese hohen geheimnißvollen Räume mit ihrer erhabenen Einfachheit und stillen Pracht an die Mährchen von „tausend und eine Nacht", an verwünschte, seit Jahrhunderten unbetretene Palläste denken müssen. Auch an Abu Hassan den Seiler und Ali Baba den Blinden aus Löhr's Mährchen werde ich oft unwillkürlich erinnert, wenn ich durch die Straßen gehe und die fleißigen Handwerksleute in ihrem kleinen Laden sitzen sehe, einer Vertiefung in der Mauer, deren einzige Oeffnung nach der Straße zu Thür und Fenster ist, vorn mit einem Teppich belegt, worauf sich der Vorübergehende zum Gespräch oder zum Handelsgeschäft niedersetzt. Hier sitzt der Eigenthümer gewöhnlich in reinlicher Seidenjacke und weißem Turban mit untergeschlagenen Beinen, bald mit der Nadel beschäftigt, bald mit dem Hammer, bald nur mit seiner Wasserpfeife, wie die meisten Kaufleute in den Bazars.

An demselben Tage, an welchem wir die meisten der merkwürdigen Moscheen in Augenschein genommen, hatten wir auch eine Audienz beim Pascha. Abends 7 Uhr kam eine von Gold glänzende Equipage uns abzuholen; zwei Mohren mit brennenden Pechkränzen liefen vorauf, glänzende Uniformen zu Pferde umgaben die Karosse, die mit großer Schnelligkeit sich durch die engen Straßen der Stadt wand. Vor dem Pallaste sprangen wir heraus und geleiteten unseren hohen Herren die Treppe hinauf in einen großen, aber nicht sehr eleganten Salon, der weiter nichts enthielt als rothe Di-

vans und zwei an dem einen Ende stehende, 6′ hohe Kandelaber, zwischen denen eine Wachskerze stand, welche erst beim Eintritt des Prinzen angezündet wurde. Ein kleiner untersetzter Mann mit grauem Barte und stechenden, rollenden Augen, Chosrev Bey, der Dollmetscher des Pascha, kam uns entgegen, führte uns zu ihm und stellte uns vor. Wir sprangen nicht ohne Mühe auf die hohen Sitze hinauf, wobei die Sporen sehr hinderlich waren. Zuerst wurde dem Prinzen durch den Commandeur der Truppen eine lange, mit Brillanten reich besetzte Pfeife gebracht, darauf jedem von uns eine ähnliche; silberne Schalen dienten zum Untersatz für den Kopf. Ich rauchte mit großer Gravität und bemühte mich der Uebersetzung des Gesprächs nachzufolgen, was mir, dem am fernsten Sitzenden, etwas schwer fiel. Dann wurde durch die Großwürdenträger Kaffee in ganz kleinen Köpfchen gereicht; der Saft war ganz schwarz und glühend heiß; dennoch erfordert es die Etikette, das Gefäß in einem Zuge zu leeren. Ich konnte es nicht und überreichte meine Tasse dem wartenden Offizier, nachdem ich bloß genippt hatte; dieser bedeckte sie hastig mit beiden Händen, wie es die Sitte erfordert, als ob er ein Insekt fangen wollte. — — — —

Dieser Brief geht ohne Schluß ab, weil die Zeit der Absendung mir nicht richtig bestimmt war. Von Suez ein Mehreres. Dort denke ich Zeit zur Beschreibung der Pyramiden und der übrigen in Cairo verlebten Tage zu finden.

Nachtrag zum zweiten Briefe.

Aus dem Tagebuche.

Die Pyramiden von Gizeh, für die ein so erbärmlicher, weit von ihnen gelegener Flecken nicht den Namen hergeben sollte, wurden am 13. Oktober von uns bestiegen. Der Pascha hatte uns Pferde geschickt, sehr stämmige, kurrige Thiere. So ritten wir im Galopp

bis zum Nil und fuhren von dort nach Gizeh, wo wir zuerst die Brutöfen in Augenschein nahmen. Es sind aus Erde aufgehöhte Löcher, Anbaue an den Wohnhäusern. Die Oeffnungen waren 1′ hoch über dem Boden und hatten etwa 2′ Durchmesser; es lagen an jeder Seite der Gebäude deren sechs, mit Asche und Staub ungefähr einen halben Fuß hoch angefüllt. Unter ihnen befinden sich die Oefen zum Heizen. In jedes Loch werden zugleich fünf bis sechshundert Stück Eier gepackt, die alle Tage umgewendet werden müssen. Dies geschieht durch einen Mann, der hineinkriecht, die Hände und Füße über die Eier hinstreckt und mit dem Bauche die Eier hin und her wendet. In zwölf Tagen werden die jungen Hühner ausgebracht; ein Drittheil oder kaum so viel geht verloren. Man brütet indessen nur drei höchstens vier Monate im Jahre, vom Januar bis April, vermuthlich des Futters wegen.

Der Weg führte uns von da durch mehrere köstliche Palmenwälder, die gerade abgeerndtet wurden. Unter den Palmen ist der gewöhnliche Aufenthalt der Fellahs; denn die Erdlöcher suchen sie nur in der Noth auf. Ihre Kinder wühlen den ganzen Tag im Morast und in den Resten der Nilüberschwemmung. Unter den Palmen wird auch geackert und zwar mit einem sehr einfachen Pfluge; die Felder waren jedoch wohlbestellt, so viel wir davon sehen konnten. Der größte Theil der Ebene war noch mit Wasser bedeckt, und wir näherten uns, auf einem schmalen Damm reitend, nur in großen Umwegen den Pyramiden. — Endlich wurde die Wüste erreicht, deren ebenen Raum bis zum Fuß der Pyramiden wir mit den Rennern des Pascha im schnellsten Lauf durchflogen. Dort stürzte die Bevölkerung der nahe gelegenen Dörfer schreiend herzu, meist Beduinen; ein sehr wurstmäuliger, plattnäsiger Westafrikaner war darunter. Jeder suchte sich seine Leute aus, oder wurde vielmehr von ihnen ausgesucht, und so ging es den Pyramiden zu.

Wir sahen zuvor noch die köstliche Sphinx. Wie Schade, daß der Kalksand der Wüste sie immer mehr verschüttet. Die Nase ist ganz verschwunden, auch der Busen ist zerfressen und voll Löcher; denn der Stein, aus dem sie ausgehauen ist, offenbar am Orte selbst anstehender weicher Kalk, ist sehr bröcklig und locker.

Die nächste Pyramide ist die des Cheops. Sie trägt dicht über dem Eingang in die Königskammern die vom Professor Lepsius eingegrabenen Hieroglyphen. Wir stiegen in den ersten Schacht hinunter, dessen Eingang etwa am ersten Drittel der Höhe liegt. Hier hört die regelmäßige Stufung auf; die Steine sind über und vor der Oeffnung keilförmig zusammen gelehnte ungeheure Werkstücke. Mit zwanzig Lichtern stiegen wir hinab, indem jeder zwei Gehülfen nahm; doch kostete es Mühe und verursachte viel Geschrei, ehe der übrige Haufen sich zurücktreiben ließ; und ungeachtet unserer Bemühungen hatte sich doch ein schwarzer Supranumerar mit hinein geschlichen. So glitten wir mehr als wir gingen den steilen Kanal hinab, in welchem wir bald nur wie ein Taschenmesser zusammengeklappt gehen konnten; doch halfen die Führer nach Kräften und ließen uns nicht fallen. Endlich erreichten wir eine schwarze Halle, in welche nie ein Strahl des Tageslichts eingedrungen ist; sie war mit Granit ausgelegt, und ein roher Sarkophag von demselben Material war das Einzige, was sie enthielt. Eine andere Kammer, die Kammer der Königin genannt, welche wir mit eben so viel Schwierigkeit erreichten, enthielt nichts als Fledermäuse. Einer unserer Leute kroch in einen der Luftkanäle, welche nicht viel über einen Fuß im Quadrat weit sind, um Fledermäuse zu fangen, und es glückte ihm einige zu erhaschen. Es war eine vespertilio mit langem Schwanze und der Ohrenvereinigung über der Nase.

Das Aufwärtsklettern in dem engen Gange war noch schwieriger als das Hinabsteigen, daher freuten wir uns, als es überstanden war und wir endlich das Tageslicht wieder sahen; dann stiegen wir nach kurzem Aufenthalt an einer ausgebrochenen Stelle rasch auf die äußerste Spitze, welche den Flächenraum von 30 Q.-Fuß haben mag. Wir wollten dort frühstücken; allein es ward zu heiß befunden und nur eine Flasche Champagner auf des Königs Wohl oben geleert. Einer unserer Führer erbot sich hier, in fünf Minuten nicht allein die Pyramide, zu deren Besteigung wir über eine Viertelstunde Zeit gebraucht hatten, hinabzuklettern, sondern auch die des Cephren, oder wie sie auch wohl genannt wird, des Belzoni zu ersteigen, welche oben noch mit Stuck überzogen und für einen Europäer unzugänglich ist, und es fehlte richtig noch etwas an fünf Minuten, als man den

Kerl auf ihrer Spitze schreien hörte. Nicht lange, so war er wieder bei uns auf der Pyramide des Cheops, ohne im geringsten außer Athem gekommen zu sein. — Diese beiden Pyramiden sind 400 Fuß hoch; etwas kleiner ist die dritte, die des Mycerinus, welche in einiger Entfernung davon liegt.

Nach einem kurzen Aufenthalte ging es wieder hinunter über die mächtigen Werkstücke dieser Denkmäler vergangener Jahrtausende. Unsere Pferde standen unten bereit; doch beschlossen wir einen andern Weg einzuschlagen. Gesagt, gethan. Bald kam ein Bewässerungsgraben des Nil in die Quer; wir setzten hinein und kamen, obwohl das Wasser bis über den Sattelknopf reichte und die Pferde durch die Hunde der nebenbei schwimmenden Beduinen scheu gemacht wurden, glücklich hinüber. Tüchtig durchnäßt setzten wir unsern Weg fort. Eine Menge Wildpret, Möven, Reiher, Milane, lud zur Jagd ein; doch wurde nichts geschossen als eine Eule. Es war strix noctua. Wir passirten noch die Ruinen einer schönen Brücke aus der alten Araberzeit und erreichten dann durch blühende Maisfelder im kräftigsten Grün gegen Abend Gizeh und bald darauf Cairo.

Am 15. Oktober wurde bei drückender Hitze ein Zug nach Sakarah unternommen. Wir setzten bei Altcairo über den Nil; von da ging es fünf Stunden lang am linken Ufer hinauf. Ein schöner Palmenwald gränzte an den andern; überall eine fröhliche, wohlgenährte, obwohl schmutzige Bevölkerung, zum Theil beschäftigt mit der Fabrikation der Nilleh-Farbe (Indigo), die unter lärmendem Gesange während des Kochens in irdenen Kübeln gestampft wird. Endlich erreichten wir die Gegend des alten Memphis, nur noch durch mächtige Trümmerberge, welche eher einer Gebirgsformation gleichen als Ueberresten alter Bauwerke, von der Ebene unterschieden; keine Säule, kein Marmorstück ist zu sehen; Alles ist mit Palmen überwachsen. Nicht weit von dieser geheiligten Stelle hatten wandernde Beduinen ihre Zelte aufgeschlagen und luden uns freundlich zum Kaffee ein. Nach kurzem Aufenthalt bei ihnen setzten wir unsern Weg auf den Dämmen fort, deren Ende wir in zwei Stunden erreichten. Ein Bad im letzten Bassin erfrischte uns und reizte den Appetit zum Frühstück, welches am Fuße einer der größten Pyramiden eingenommen

wurde. Diese Pyramide war leicht zu erklimmen; sie ist auf dieselbe Weise gebaut wie die des Cheops, aber nicht halb so hoch, höchstens 200′ und weit mehr zerfallen. Wir stiegen nun über die Schutthaufen einer großen Menge von Pyramiden, die zum Theil noch mit erkennbaren Mauern umgeben waren und recht wie Kirchhöfe aussahen, zu den unterirdischen Räumen der sogenannten Königsgräber hinab. Der Eingang lag zwischen den Felsblöcken, vom Sande halb verschüttet. Man steigt etwa 20′ tief; dann kommt man in eine dunkele Höhle, die im Hintergrunde eine schöne, geräumige von Säulen gestützte Halle zeigt; alle Wände sind mit prachtvollen Hieroglyphentafeln geschmückt, Alles im harten Kalkstein ausgearbeitet. Die Decke zeigt Spuren von Malerei, die sich hin und wieder noch recht glänzend erhalten hat; doch haben die Kunstfreunde überall fürchterlich verwüstet. In der einen sehr tiefen Nische ging ein Schacht hinab; Graf O. ließ sich an einem Strick hinunterwinden, konnte aber in einer Tiefe von 40′, als dieser zu Ende war, den Boden kaum sehen.

Die Thiermumiengräber, welche in der Nähe liegen sollten, wurden nur mit Mühe aufgefunden und ein sehr langes Tau war nöthig, um uns in den halbverschütteten Schacht hinabzulassen. Beim Hinaufziehen, nachdem ich wenig oder nichts gesehen hatte, glitten mir die Hände von dem Seile, an welchem ich hinaufklimmen wollte, ab, und ich fuhr, als ich fast oben angekommen war, wieder in die Tiefe hinunter. Mit den abscheulichsten Brandwunden an den enthäuteten Händen gelangte ich endlich hinaus und mühsam zu Esel bis zum Nil, auf dem wir glücklicherweise die Rückfahrt machten: denn es wäre mir unmöglich gewesen die Zügel zu halten. Erst um 12 Uhr waren wir wieder vor den Thoren Cairo's und hatten es einem Zufall zu verdanken, daß wir hineinkamen, ohne die Parole zu wissen.

Eine spätere Excursion nach Heliopolis, der alten Philosophenstadt On, befriedigte uns wenig. Wir fanden nur eine durch Trümmer angedeutete Erhebung des Bodens; der Rückweg unter dem Schatten von Gummiakazien an den Wassergräben des Nil entlang war dagegen sehr angenehm. Die Felder standen voll Hibiscus esculentus (Baniah) und Indigofera (Nilleh). Am Rande eines

Dörfchens, das mit gut cultivirten Ricinusfeldern umgeben war, führte man uns in einen Garten, wo in der Mitte eines Blumenbeetes der Gipfel eines gigantischen Obelisk's aus der Erde hervorragte. Seine Hieroglyphen waren durch die Nester von Mauerwespen fast ganz verklebt. Aprikosen- und Pfirsichbäume umgaben den Granitblock. Wie mag es hier wohl 50′ unter der jetzigen Oberfläche des Bodens aussehen.

Ich hatte während der Zeit unseres Aufenthalts in Cairo mehrere interessante Bekanntschaften gemacht. Es gehört vor Allem dazu die des Leibarztes des Pascha, Klot Bey, welche sich von einer Visite herschrieb, die wir ihm machten. Sein Haus ist nicht ausgezeichnet; aber in seinem Hofe liefen Strauße und Gazellen umher, auch befand sich dort der für Berlin bestimmte junge Löwe, welcher von Prof. Lepsius eingesandt war. Seine Sammlung ägyptischer Alterthümer enthielt viel Interessantes. Klot Bey ist ein sehr freidenkender Arzt. Er spricht sehr gut und würde einem Katheder Ehre machen, wenn er, was man bei so kurzer Bekanntschaft nicht beurtheilen kann, eben so gründlich in seinem Wissen ist. Mit seinen Operationen des leprösen Geschwulsts des scrotum, welche in Cairo nicht selten ist und besonders in Oberägypten vorkommen soll, hat er viel Ehre eingelegt und die Art der Operation in einer besonderen Schrift dargestellt. Das Gewicht der durch die Operation bei einem Beduinen abgesonderten leprösen Masse betrug 110 Pfund.

Auch dem Leibarzt Dr. Pruner wurde ich vorgestellt. Er ist ein vielerfahrener Arzt. Bei seinen orthopädischen Patienten, die er dem Dr. Schledehaus überwiesen hat, sah ich mehrere gut gelungene Kuren an Klumpfüßen zweiten und dritten Grades. Ich war gerade an dem Tage dort, an welchen wir beim Pascha speisen sollten. Gegen halb drei eilte ich zum Hôtel zurück und sah zu meinem Schrecken den Wagen des Pascha von dort eben abfahren. Welch ein Verdruß! Wie gern hätte ich den Pascha bei Tisch sitzen sehen; und eine jede andere Gelegenheit dazu war unmöglich, da unsere Abreise nahe bevorstand.

Am 17. Okt. reis'te der Graf O. nach Suez ab, um mit dem Capiain des Hindostan über unsere weitere Reise Bestimmungen zu treffen.

Wir geleiteten ihn, als er am Abend spät durch die Thore ritt, bis zu den Zelten der Reitereibivouacs an der Grenze der Wüste. Einige Excursionen in die Umgegend, die zum Zweck des Zeichnens unternommen waren, füllten nebst dem Besuch der Gärten des Pascha in Schubra die übrigen Tage des Aufenthalts in Cairo aus. Als wir am Abend des letzten Tages (19. Okt.) noch nicht lange zurückgekehrt auf dem Balkon des Hôtels unsern Thee einnahmen, hörte man plötzlich die Ausbrüche des allerkläglichsten Jammers, mit Verwünschungen in französischer Sprache untermischt, vor unserem Fenster. Wir sahen einen Mann in weißem Unterzeuge ohne Schuh vor den Sakieh's herumlaufen, in der schrecklichsten Verzweiflung sich die Haare zerraufend. Es war unser Wirth, Herr Coulomb. Ein Gedränge von Neugierigen bildete sich, man kam mit Laternen und leuchtete in die tiefen schauderhaften Gruben mit ihren halbmorschen Rädern. Zehn Fuß tief geht der Schacht bis zur Wasserfläche hinab und enthält im Grunde noch 15′ tief schmutziges Schlammwasser. Wer im Dunkeln den Löchern zu nahe kommt und hineinstürzt, ist unrettbar verloren. Das Hinabsteigen war sehr schwierig, und es dauerte einige Zeit, ehe sich Jemand zu dem Wagestück fand. Nach einer halben Stunde gelang es nach vielen vergeblichen Versuchen durch hinabgelassene Leute den Leichnam eines jungen Mannes, des jüngern Bruders von Herrn Coulomb, herauf zu ziehen. Schnell wurde er zu Bett gebracht; wir schnitten ihm die Kleider vom Leibe. Noch zeigten sich schwache Spuren von Wärme. Der Dr. Schledehaus war glücklicherweise da und half mir bei den Belebungsversuchen; auch Klot Bey kam, nachdem ich zweimal zu ihm geschickt hatte. Wir arbeiteten die ganze Nacht hindurch. Bis 2 Uhr saßen wir bei dem Todten; immer wurde noch mit Reiben und Erwärmen angehalten. Wir mußten uns aber endlich überzeugen, daß alle menschliche Hülfe zu spät gekommen sei; der Tod hatte sein Opfer gefordert. Welche gräßliche Nacht! Am andern Tage zog ein einfacher Leichenzug aus dem Hôtel der Gebrüder Coulomb fort.

Unser Gepäck war schon am 18. nach Suez vorausgeschickt, da es gelungen war, durch Gefälligkeit der Schiffsoffiziere auf dem Bombay-steamer noch einige Plätze zur Reise nach Bombay zu er-

halten, obwohl der Kapitain sich anfangs geweigert hatte, die gebräuchliche Anzahl der Passagiere zu überschreiten. Wir hatten gehofft auf dem Calcutta-steamer, Hindostan, noch Plätze zu finden; doch hörten wir schon in Alexandrien, daß selten beim Abgange des Schiffs von London noch Plätze frei seien, und ergaben uns also in die unangenehme Aussicht, in Bombay noch einen Monat lang auf Gelegenheit nach Ceylon warten zu müssen. Am 20. Oktober Abends standen die Dromedare des Pascha vor dem Hôtel, ein schön aufgezäumtes, leicht gebautes für den Prinzen. Die übrigen waren von der größten Art, wahre Kolosse. Wir stiegen auf und fuhren in die Wüste hinein. Die schreitende Bewegung der Dromedare wurde aber bald als ganz unerträglich erkannt; der Trab war eher auszuhalten. Schon nach der ersten Viertelstunde hatten wir das Schaukeln und Hin- und Herwerfen in einem von Leisten zusammengeschlagenen Sattel mit ganz kurzen Steigbügeln, welche die Füße nach hinten zogen, so satt, daß ein Jeder das Ende des Rittes herbeiwünschte. Es war in der That so anstrengend, daß ich, noch müde von der letzten durchwachten Nacht, trotz der heftigen Fuchsprellbewegung mehrere Male in Schlaf versank, aus dem mich der ängstliche Ruf des Dragoman, welcher fürchtete, daß ich hinabstürzen möchte, zu meinem Leidwesen öfter weckte.

Dennoch ritten wir so ohne Unterbrechung 12 Stunden lang fort. Endlich zeigte sich in der Morgendämmerung ein wohlgebautes Haus in der Mitte der Wüste; es war Nro. 4, eins von den Gasthäusern, welche die Transito-Compagnie zur Bequemlichkeit der Reisenden, die sich von ihren Eilwagen über die Landenge befördern lassen, gebaut hat. Doch kann jeder Fremde dort einkehren, nur muß er für diese Begünstigung allein eine Guinee bezahlen und für alles Uebrige verhältnißmäßig noch mehr. So sind die Engländer; sie zwingen überall selbst in die traurigsten Einöden ihr Comfort hinein. Ermüdet, wie wir waren, eilten wir diesem erwünschten Ruheplatz zu, wo wir ein ausgezeichnetes Frühstück, die Ruhe in guten Betten und gegen Abend ein vorzügliches englisches Diner uns sehr wohl bekommen ließen.

Als die Hitze des Tages vorüber war, machten wir uns wiederum mit unsern schweren Thieren auf den Weg. Bald brach die

Nacht völlig herein, und wenn der Mond durch eine Wolke verdeckt war, oder der Schlaf Einzelne von der Karavane überrascht hatte, fand sich die Gesellschaft nicht selten getrennt. Die Wüste ist kahl und trocken; hinter Nr. 4 hat sie einen Kamm, der von Westen nach Osten läuft. Dort soll viel Gebüsch und Wildpret sein. Von Pflanzen bemerkte ich nur eine stark duftende Artemisia und Salsola-Arten. Im Halbschlaf erschienen eine Menge phantastischer Dinge, aber kein Schakal, keine Hyäne, keine Springmaus kam uns wirklich zu Gesicht, obwohl man beim hellen Mondschein ziemlich weit sehen konnte. So kamen wir ganz erschöpft gegen 3 Uhr Morgens (den 22. Okt.) in Nr. 6 an. Für Kaffee und Eier wurde hier anderthalb Guineen gefordert. Noch einige peinvolle Stunden auf dem Rücken der Dromedare, da dämmerte der Morgen und im Norden erschienen die Umrisse eines in rothem Lichte sich aufthürmenden Gebirgskammes; das rothe Meer kam zum Vorscheine. Deutsche Vögel wurden als willkommene Boten von der Heimath begrüßt, wir sahen Charadrius morinellus, Motacilla alba überall in der Wüste, so wie früher bei den Palmenwäldern von Sakarah der gute Storch uns in Schaaren begegnet war. Die letzten Kräfte mußten zusammen genommen werden, aber auch diese erloschen bald bei dem heftigen Schütteltrabe und der Gluth der steigenden Sonne; kein Gelenk war mehr biegsam, die Beine steif und schmerzhaft. Gegen halb acht waren wir endlich im Angesicht von Suez, einem kleinen schmutzigen Mauerneste; nur Trümmer auf Trümmer gesetzt, und in diesen Trümmern sucht man vergeblich nach einer wohnlichen Stelle. Die Wirthshäuser heißen nur fälschlich so; denn ein Hühnerstall könnte eben so gut diesen Namen führen. Welch ein ersehnter Augenblick, als sich unsere Dromedare stöhnend vor einer dieser Baracken niederlegten. Wir waren hier kaum zum Frühstück versammelt, als sich der Kapitain des Hindostan anmelden ließ. Er kam, um uns Kajüten mit allen möglichen Bequemlichkeiten auf dem Calcutta-steamer anzubieten, eine sehr erfreuliche Nachricht, da die Gemüther durch die frühern vergeblichen Bemühungen um eine direkte Ueberfahrt nach Ceylon etwas niedergeschlagen waren. Die Sache wurde abgeschlossen, die Effekten vom Bombay-steamer zurückgeholt und auf den Hindostan verladen.

Auf den 25. Oktober war die Abreise festgesetzt; bis dahin wurden noch einige Exkursionen in das nahe Gebirge Djebel Aedagha gemacht. Es steigt an der Westseite von Suez in einer direkten Entfernung von etwa drei Stunden aus einer Ebene von unbedeutender Erhebung über die Meeresfläche auf, welche mit einem dunkelbraunen, rundgeschliffenen Geschiebe von hartem Kalkstein bedeckt ist. In der großen Ebene zwischen dem rothen Meere und den Bergen zeigt Alles Spuren von Flußwasser; die Trümmer stammen alle aom Gebirge her. Einzelne tiefe Rinnen, durch weißen Kalksand ausgezeichnet, leiteten in ein größeres Flußbett, welches, wenn der von Suez sichtbare Zug von Norden nach Süden angenommen wird, von Nordost nach Südwest zieht, dann ganz südlich sich umbiegt. In dies Flußbett ritten wir ein und verfolgten es bis zu einem jähen Absturze, wo ein Wasserfall von 40 — 50′ Höhe tiefe Buchten und Grotten in den Felsen ausgewaschen hatte. Bevor wir an die Krümmung des Flußbetts kamen, fand sich eine Wand von 18 — 20′ Höhe, aus lauter Geröll bestehend, wahrscheinlich der Boden des ehemaligen Bettes, welches später wieder durch den Strom vertieft wurde. Die ganze Masse bestand aus einem braungrauen Kalkfels, dessen Flußgerölle mit Kieseln sehr viel Aehnlichkeit hat. Er ist so hart, daß er am Hammer Funken giebt. Unten am Fuße des Gebirges ist der Stein am härtesten; weiter hinauf kommen regelmäßige, horizontale Schichten, die in einer Höhe von etwa 500′ vom Flußbette ab weiß werden. Den höchsten Punkt, den wir mit Mühe erstiegen, schätze ich 1500 — 2000′ über dem Meere. Es war ein Absatz von zerbröckeltem Gerölle. Die steilen Wände, an denen wir hinaufkletterten, waren entweder ganz mit diesem kleinen Gerölle bedeckt oder es traten die verwitterten, von Gott weiß welchem Agens (denn das Wasser fehlt doch) unterminirten und Höhlen bildenden Kuppen des Gesteins zu Tage. Das Klettern wurde dadurch sehr mühsam. Etwa 100′ unter dem Gipfel des Djebel Aedagha sah ich eine ganz weiße, scharf markirte Linie sich längs der obersten Kuppen horizontal hinziehen. Ich kletterte hinan und fand schon auf dem Wege Bröckeln von Marienglas und verwittertem Gyps in Menge. Der weiße Streifen war ein Anhydrit von besonders heller Farbe;

diesem schloß sich wieder eine Schicht brauner Kalkstein von geringerer Härte an; doch vermißte ich in ihm die deutlichen Versteinerungen, welche in großer Menge den untern Kalk durchsetzten. Es waren eben nur organische Spuren, die wie ein feines Netzwerk den Stein durchzogen, ganz kleine Muscheln und Ueberreste von Echiniten. Die Kämme des höchsten Ausläufers waren fast alle in einem Niveau; nirgends bemerkte man Pflanzen an den kahlen, die Schichtung deutlich zeigenden Abhängen. Nur das Flußbett, welches von oben wie eine Rinne, im glatten Kalk scharf gezogen, erschien, machte eine Ausnahme. In seinem weißen Kiese fanden sich große Büsche der blaublättrigen Kapperstaude, starkduftende Artemisien, Lavendel und einige Kompositen. Die einzigen Thiere, welche uns zu Gesicht kamen, waren einige große Geier (vultur cinereus) und kleinere zu den Milanen gehörige Raubvögel. Leider wurde keiner erlegt.

Am 25. Oktober gingen wir zu Schiffe, fuhren aber erst am 26. um halb 11 Uhr von Suez ab. Die Fahrt auf dem rothen Meere bot wenig Interessantes. Am 28. Okt. wurde das Wetter ungünstig, eine Gewitterwolke bezog den hellen Himmel und Wetterleuchten zeigte sich in Ost und West. Eine große Menge fliegender Fische (Exocoetus volitans) gewährte uns eine kurze Unterhaltung, wenn sie plötzlich wie Raketen von einem Punkte im Wasser auffahrend etwa 8—10 Sekunden in der Luft flatterten. Auch zeigte sich eine Schleiereule, deren unablässiges Bemühen, trotz der nicht allzugroßen Entfernung des Landes, dem Schiffe nahe zu bleiben, als eine schlimme Vorbedeutung ausgelegt wurde. Der Sturm erfolgte indeß erst am andern Tage und war nicht von großer Bedeutung. Eine andere Eule, die sich auf dem Mastbaum niederließ, wurde geschossen, doch fiel sie unglücklicherweise ins Wasser, so daß ich ihrer nicht habhaft werden konnte. Außerdem bevölkerten noch zwei harmlose Bachstelzen, welche der Wind verschlagen hatte, das Schiff, und nährten sich reichlich von den Fliegen, die sich bei den auf dem Schiffe befindlichen Schaafen zahlreich einfanden. Auch erschien ein Schwarm rosenrother Heuschrecken; eine ziemliche Anzahl fiel auf das Schiff. Sie waren etwa 6″ lang und hatten braungescheckte Flügel.

Wir erreichten am Donnerstag den 29. Okt. das Eiland Har=

risch und fuhren noch neben dessen Kraterwänden hin. Ein halb von der See abgespülter Krater, in dessen Inneres man recht hineinblicken konnte, war der interessanteste Punkt, obgleich die Insel eine Menge von Kratern enthält. Er war inwendig fast bis zur Meeresfläche mit schwarzen Schlacken überzogen; der obere Rand bestand dagegen aus rother Erde. Von Vegetation war selbst mit dem Fernrohr nicht die leiseste Spur zu entdecken. Ein Lager von weißem Sande, welches auf einer isolirten Stelle sichtbar war, wurde zuerst von einem Reisenden für Guano erklärt; der Kapitain aber widersprach dieser Ansicht. Der weiße Streifen kontrastirte wunderbar mit der rothgrauen Färbung des Bodens.

Am 1. November 10 Uhr Morgens landeten wir in Aden, der Südspitze Arabiens, froh nach überstandenen Gefahren auf dem rothen Meere wieder Land zu betreten. Nachmittags 4 Uhr gingen wir an's Ufer. Die Sonne schien glühend heiß; doch gingen wir rasch, um die Barackenstadt zu sehen und vor Abend wieder am Bord zu sein. Aden ist ein ausgebrannter Krater, den die Engländer zur Festung umgestaltet haben, an dem nicht viel Interessantes daran zu sehen ist. Es war indessen doch zu spät geworden, um zu Fuß zurückkehren zu können. Wir bewogen deshalb einen alten Araber, der uns in seine Schilfhütte einlud, uns Esel zum Reiten zu besorgen. Die Esel kamen nicht, statt dessen ein paar Kameele, die mit Protest abgewiesen wurden. Wir machten uns nun zu Fuß auf den Weg, wurden aber vor dem Thore von einigen wild aussehenden Arabern eingeholt, die uns die verlangten Esel brachten; doch forderten sie einen enormen Preis, den sie voraus bezahlt haben wollten. Nach langen und lärmenden Unterhandlungen setzten wir uns auf, weil die Kerle zufrieden zu sein schienen. Kaum waren wir jedoch einige Schritte geritten, als sie mit impertinenten Drohungen sogleich ihr volles Geld forderten und einen Angriff zu machen versuchten. Zum Glück waren sie unbewaffnet und wagten uns auf dem Rückzuge, den wir mit Hinterlassung der Esel zu Fuß antraten, nicht zu stören, obwohl sie uns in einer Entfernung von 50—80 Schritten beständig folgten. Ganz erschöpft erreichten wir nach einem halbstündigen Marsche über Klippen und enge Gebirgspässe den Strand, wo wir

sehr erfreut waren, die Barke zu finden, die uns bald außer den Bereich unserer Verfolger und an das sichere Bord des Dampfschiffes brachte.

Die Einförmigkeit der weiteren Seereise bis Ceylon wurde nur noch durch den Anblick der großen Insel Sokotora und einen Tag vor unserer Ankunft durch die palmengrünen Inseln des Laccadiven-Archipels unterbrochen.

Dritter Brief.

Ceylon. — Ponte Galle. — Die Singhali's. — Das Königin-Haus. — Der Garten. — Spatziergang an der Küste. — Botanische Excursion. — Kapt. Champion. — Abreise von Ponte Galle. — Gewitter. — Empfang in Colombo. — Lord Campbell. — Mr. Anstruther. — Die Zimmtkultur. — Weg nach Kandy. — Pallast der Kandykönige. — Botanischer Garten. — Zuckerplantage. — Der Tempel und die Dalada. — Abreise in das Gebirge. — Regenwürmer. — Kaffeeplantage. — Rambodde. — Die Gesundheitsstation Nuwera Ellia. — Jagd. — Wilson Bangalo. — Ettem Pitia — Badulla. — Einwohner. — Umgegend. — Dagoba. — Abreise nach Galbocka. — Taldenia. — Elephantenjagd. — Bobola. — Der Urwald. — Galbocka. — Elephantenjagd. — Wilde Eingeborene. — Palevalla. — Die Elephanten. — Ankunft in Ratnapura.

Madras, den 24. Dec. 1844.

Leider verhinderte mich in Ceylon eine Menge aufgehäufter Geschäfte und die Eile der Reise, schon früher zu zeigen, wie oft ich an Euch gedacht habe; auf der See aber hatten wir immer solches Wetter, daß alles Schreiben in dem auf den Wellen schwankenden Schiffe, inmitten einer Menge seekranker Passagiere, unmöglich war.

Nach einer ziemlich einförmigen, aber vom Wetter begünstigten Seereise auf dem großen Dampfschiffe Hindostan, erblickten wir am 13. November wieder grünes Land. Die Gesellschaft auf dem Schiffe war sehr angenehm, nur waren der Passagiere zu viele, etwa 150, unter denen sich wohl 30 bis 40 Damen befanden. Es fehlte daher keineswegs an Unterhaltung; doch waren wir alle sehr froh, die fast

vierwöchentliche Seefahrt überstanden zu haben. Je näher wir der Insel kamen, um so deutlicher sonderte sich das dichte Grün des Ufers, in welchem wir bald Kokoswälder erkannten, von dem dunklen Blau der Bergwälder des Innern ab.

Noch zwei Stunden und wir liefen langsam in den durch Klippen eingeschlossenen Hafen von Ponte Galle an der Südspitze der Insel ein. Wie herrlich prangten die dichten Palmenwälder; wie schön stach die weiß aufschäumende Brandung an den schwarzen Klippen gegen ihr tiefes Grün ab. Bald war unser Schiff von Haufen kleiner, aus Baumstämmen zusammengebundener Boote umgeben. Größere Kähne, aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme von schöner Farbe bestehend, waren an der Seite mit einem Stück Holz von der halben Länge derselben durch Querstöcke verbunden, welches ebenfalls auf dem Wasser liegt und jedes Umwerfen verhindert. Mit solchen Fahrzeugen, Oarch genannt, wagen sich die Cinghalesen weit auf die hohe See. Magere, kupferbraune Kerle mit lebhaften schwarzen Augen, fein geschnittenem Gesicht und rabenschwarzem Haar, welches hinten in einen Knoten geschlungen ist, saßen auf diesen gebrechlichen Kähnen, statt aller Bekleidung nur mit einem dürftigen Schurz umgürtet. Unter ihnen waren Knaben mit allerliebsten Gesichtern, denen die Fülle des schwarzen Haares bis auf den Rücken herabfiel. Diese bunte Menge umgab in befremdlichen Gruppen das Dampfschiff, als der Prinz und seine Begleitung von der liebenswürdigen Reisegesellschaft, welche mit jenem weiter segelte, herzlichen Abschied nahm. Das Boot des Gouverneurs von Galle erschien, wir stiegen ein, und von zehn rothbehos'ten Ruderern beflügelt flog es unter abscheulichem Gesange durch die Brandung rasch dem Ufer zu.

Glühend schien die Sonne und die aromatischen Düfte der Gewürzinsel trieben in dicken Wolken auf uns zu. Aus leichter Seeluft in diese schwere, mit Blumenduft erfüllte Gewächshausluft versetzt, fühlte ich mich fast in der Lage eines von einer Krankheit Genesenen, der an einem warmen Frühlingstage zum ersten Male in einen schönen Garten tritt. Es ist auffallend, wie weit man schon diese blumenduftige Luft in die See hinaus spürt, wenn sie auch nicht gerade ein Zimmtgeruch ist, von dem so viele Reisende fabeln, welche durch

eine gewöhnliche Praxis der Schiffschirurgen, die einige Tropfen Zimmtöl auf dem Verdecke umherzuspritzen pflegen, wenn man bei Ceylon vorüberſegelt, hinter das Licht geführt werden.

Ein großes Gedränge von Eingeborenen in allen möglichen Kostümen empfing uns am Ufer, voran die Hauptleute mit großen Musselintellerhüten, die weiten, weißen Gewänder über dem Bauche unter einem breiten Goldgürtel zuſammengeſtopft. Die Leute der höheren Kaſten zeichneten ſich durch ein kurzes holländiſches Jäckchen und ein großes, wie ein Unterrock ausſehendes, um die Beine geſchlagenes oſtindiſches Taſchentuch aus. Der große Kamm vom feinſten Schildpatt hielt die über dem Kopfe ſauber zurückgekämmten Haare, welche nach Weiberart in einen Zopf geflochten waren. Von Statur klein und ſchwach gebaut ſahen ſie etwas weibiſch aus; doch gewöhnt man ſich bald, die glänzende, kaffeebraune Hautfarbe, die zarten Geſichter und die großen ſchwarzen Augen der eigentlichen Cinghaleſen hübſch zu finden. Von ihnen unterſcheiden ſich weſentlich die Malabaren durch eine mehr graubraune Hautfarbe, ſtärkeren Knochenbau, platte Naſe und ihr kurzes, oft zottiges Haar, welches geſchoren und nie in einen Zopf geflochten wird. Sie ſind meiſt ſehr häßlich. Es waren unter der bunten Menge auch einige Gentlemen uralter portugieſiſcher und holländiſcher Abkunft. Die alterthümlichen Koſtüme, in denen ſie einhergingen, waren höchſt ſonderbar; denn ſie beſtanden aus einer baretähnlichen Kopfbedeckung, reichlich bis zum Ellenbogen aufgeſchlagenen, goldbeſetzten Jacken mit ungeheuren Knöpfen und den einfachen, die Beinkleider erſetzenden, oſtindiſchen Taſchentüchern; große Ohrringe und eine Menge Fingerringe verriethen Wohlſtand. Der größte Theil dieſer Bevölkerung, ſo nackt auch die Meiſten beſonders die Jüngeren unter ihnen gingen, deren ganze Bekleidung aus einem Bindfaden um die Hüften beſtand, war mit Sonnenſchirmen chineſiſcher Fabrik von lackirtem Papier und Bambus verſehen. Wir drängten uns, von allen Seiten angeſtaunt, mit Mühe hindurch und erreichten das alte holländiſche, vom Mooſe grüne Thor und dieſem gegenüber den Ort unſerer Beſtimmung, ein offenes, einſtöckiges, von einer luftigen Veranda umgebenes Gebäude alterthümlichen Ausſehens, mit einem Hahn und der Jahreszahl 1687 über dem Eingange. Es

war das Königin-Haus oder Regierungsgebäude. Das Innere enthielt große mit Steinen gepflasterte Räume, von denen drei für uns bestimmt waren. Sie waren an beiden Seiten nach der innern und äußern Gallerie mit Thüren versehen, die zugleich die Stelle der Fenster vertraten, und enthielten nichts als große, mit Musselinvorhängen umgebene Bettstellen von acht Fuß im Quadrat.

Ein Blick in den Hofraum lockte uns bald aus dem luftigen, offenen Quartiere in's Freie. Welche Pracht von rothen und gelben Hibiscus, welcher dichte schöne Sammtrasen, wie ich ihn seit England nirgend sah. Hier die prächtige Plumieria mit dem fragranten süßen Geruch; dort ragten Bananen von riesiger Höhe, Papay- und Brotfruchtbäume über die Mauer. Wir stiegen eine vor ewig warmer Feuchtigkeit grüne Treppe in den 20 ′ tiefer liegenden Baumgarten, eine von unzähligen Thieren belebte Wildniß, hinab. Zwischen dem hohen Grase, das von langschwänzigen grünen Eidexen wimmelte, glänzten blaue Schlingpflanzen von wunderbarer Schönheit (Clitoria) und eine Menge roth blühender Balsaminen. Dort standen Brotfruchtbäume (Artocarpus incisa), mit fußbreiten, ausgezackten, glänzenden Blättern, weißem Stamme und centnerschweren, grüngelben, rauhen, kugelrunden Früchten, der zierliche Papay (Carica Papaya), mit dem regelmäßig kegelförmig karrirten Stengel, der Blätterkrone oben am Wipfel, jedes Blatt breit wie ein Sonnenschirm, und dicken Fruchttrauben darunter. Die Früchte gleichen einer kleinen Melone. Hier fanden sich Pisangbäume (Musa paradisiaca), überall in Indien Bananen genannt; ihr rohrartiger, dicker, saftiger Stamm trägt die 8 ′ langen Blätter aufrecht in die Höhe gerichtet. Wer kann sich denken, daß dieser fußdicke Baum von 20 ′ Höhe mit seinem üppigen Wuchse eine einjährige Pflanze ist. — Die Früchte stehen in dicken regelmäßigen Trauben an den Blattachseln; jeder Fruchtstiel enthält etwa zehn Reihen solcher Früchte und deren wohl 20 bis 30 in einer Reihe. Diese schön gelben und grünen Früchte sehen äußerst reizend aus zwischen dem frischen, großen Laube; auch sind sie hier viel köstlicher als die, welche wir in Cairo jeden Mittag hatten. Die Bananen sind wohl 4 ″ lang und enthalten unter einer weichen, lederartigen Haut ein sehr mildes, fast schleimig süßes

Fleisch, ganz ohne Kerne und Samen. Der Brodfruchtbaum trägt nur grobe, harte Früchte, die unreif von dem Volk allenfalls gekocht gegessen werden, bei völliger Reife aber eine äußerst scharfe Milch zwischen vielen Kernen enthalten. Wir haben nie davon gegessen, aber gewiß sind die Lobeserhebungen vieler Reisenden, als ob nichts der Brotfrucht gleich komme, unwahr. Die Papay-Frucht gleicht einer Melone, hat auch ein ähnliches gelbes, bei voller Reife röthliches Fleisch; nur macht ein eigenthümlicher, nicht Allen angenehmer Beigeschmack von Kapuzinerkressensamen, daß sie gegen die Menge anderer ausgezeichneter Früchte zurücksteht. — Nach der Quelle eines süßen, fast betäubenden Wohlgeruchs spähte ich lange vergebens, bis ich einen grobwalzig ästigen, 12′ hohen Baum mit langen schmalen Blättern und weißen großen Oleanderblüthen für die Ursache erkannte; es war die Plumieria, ein heiliger Baum, der gewöhnlich im Freien einer steinernen Umgebung würdig gehalten wird. Daneben fand ich einen unscheinbaren Baum, der braune Blüthentrauben und grüne, Gurken ähnliche Früchte dicht am Stamme trug. Der Appu machte das Zeichen des Essens; ich biß hinein und fand koncentrirte Säure. Es war der Bilimbing (Averrhoa Bilimbi).

In dem dichten Schatten, den die ungeheuren Blättermassen werfen, herrscht eine Dampfathmosphäre für Skorpione und Schlangen äußerst erwünscht. Eine schlanke braune Eidexe mit dreieckigem Kopf schlüpfte zwischen den Zweigen umher, und eine große Art Holzwespe (Xylocopa) erfüllte die heiße Luft mit ihrem brausenden Summen. Krähen, viel häßlicher schreiend als die unsrigen, saßen auf allen Bäumen und sahen mit Neugier und Unverschämtheit die fremden Eindringlinge an.

Nach dem Frühstück, bei dem ich wieder eine Fülle neuer Südfrüchte, Pompelonen, Mango's und Jambu's kennen lernte, ließ sich die Neugier nicht mehr bezähmen. Wir mußten in's Freie, um die Pracht der tropischen Schöpfung näher zu sehen. Unser Logis lag innerhalb der alten Citadelle; wir gingen daher durch das Thor zurück, in welches wir bei unserer Ankunft eingetreten waren. Hier sah ich zum erstenmal in meinem Leben hohe Haufen grüner Kokosnüsse. Die weichlichen Cinghalesen lagen in Gruppen an der Erde und spiel-

ten mit bunten Steinen. Verkäufer von Betelblättern und Arekanüssen und vornehme Cinghalesen, in Palankinen getragen, begegneten uns; Büffelheerden und Zebuochsen, am Joch den aus Kokosblättern geflochtenen Korbwagen ziehend.

Eine Allee von Eibischbäumen mit großen gelben Blüthen gab Schatten; das Meer, zur Rechten hoch aufschäumend, gab Kühlung. Wir traten nun in die Stadt selbst ein, die durch einen weiten Platz von der Citadelle getrennt ist. Sie besteht nur aus zwei langen Straßen, jede aus einstöckigen Hütten zusammengesetzt. Auf einem 2′ hohen Fundamente, von Steinen gemauert, ruht, von zierlichen Pfeilern getragen, ein weit überhängendes Kokoslaubdach; selten sind die holländischen Ziegel gebraucht. Erst hinter der breiten Veranda ist der Eingang in das einzige Zimmer. Der Besitzer sitzt oder liegt auf dem hohen Fundament neben seinen Waaren oder Handwerksgeräth. In der Straße, welche wir betraten, gab es nur Kaufleute, die meist mit Gewürz, Pfeffer, Curcume, Ingwer, Cardamom, Salz und Salpeter handelten; alle Waaren liegen harmonisch bei einander, auf frische Bananenblätter gehäuft. Reiß und Getreide ist ebenfalls zu finden, darunter mehrere mir noch neue Arten Korakan, Amu und Habbe, alle unserer Hirse nicht unähnlich. An den Dächern sahen wir zierliche Korbkäfige mit sprechenden Mainavögeln und Papagaien. Wir versorgten uns in diesem Bazar mit Sonnenschirmen chinesischer Fabrik gegen die sinnbetäubende Sonnengluth, die mindestens 35° R. erreichte. — Die meisten Kaufleute haben schon etwas englisch gelernt, so daß man sich ihnen verständlich machen kann. Unser Erscheinen in ungewöhnlichem Kostüm brachte eine Menge des blanken Volks auf die Beine, besonders viele Kinder mit reizenden, schwarzen Augen liefen uns nach, viele mit dicken Silberringen an den Fußgelenken. Alles deutet hier auf Zufriedenheit und Wohlstand; man sieht kein betrübtes Gesicht. An strenge Arbeit denkt auch Keiner; denn wozu sollten sie sich das Leben schwer machen, da sie ohne große Mühe von Kokosnüssen und Reis das ganze Jahr leben können.

Die Straße war zu Ende und wir traten in einen dichten Hain von Kokospalmen, Arekapalmen und Bananen, der sich unmittelbar an die Bazarstadt anschließt und die ganze Meeresküste einfaßt. Es giebt nichts

Graciöseres als diese hoch geschwungenen, zart gebogenen, schlanken Palmen mit ihren buschigen Kronen; wie plump erscheint dagegen schon die afrikanische Dattel, geschweige jeder andere europäische Baum. Der tiefblaue Himmel und die hochspritzende Brandung an den schwarzen Felsen der Seeküste bildet dazu einen wunderschönen Kontrast.

Es ist kaum zu sagen, welchen wunderbaren Eindruck die Fülle der tropischen Natur, die warme, feuchte, von Gewürz und Kokosöl duftende, schwere Luft, die feenartige Beleuchtung, streifig aber hell die dichten Palmenkronen durchdringend, auf den Reisenden macht. Dichtes Gebüsch von gelb, roth und blau blühenden Glockenblumen umgiebt die reinlichen Wohnungen, welche nach holländischem, alterthümlichen Style mit einer kleinen Veranda an der Seite gebaut, die ganze Straße bis Colombo einfassen, ohne einen besondern Namen zu führen. Alte holländische Inschriften finden sich überall an halb verwitterten, mit grünem Moose überzogenen Backsteinmauern wie in einer längst von Menschen verlassenen Gegend. Alles macht den Effekt des Träumens und der Ruhe. Wo die Palmen nicht in Gärten eingeschlossen stehen, bedeckt dichtes Strauchwerk den Boden, um so niedriger je näher dem Meere zu. Unter dem Gesträuch wimmelt es von grünen Schlänglein; köstlich gefärbte Krabben laufen über die Steine hin und verkriechen sich verfolgt mit eiligen Seitensprüngen unter die dichten Ranken der schönen, rothblühenden Geißfußwinde. Die Ananas und der Pandang gedeihen hier wild auf dürren Klippen, nur genährt, wie es scheint, von der ewigen Feuchtigkeit der Luft. Welche Lust sich hier niederzusetzen und die prachtvollen Gruppen von Brotfrucht-, Mangobäumen und Palmen zu zeichnen; oder soll ich erst meine Kapsel mit den prächtigen Liliengewächsen und Schlingpflanzen füllen, oder den 3′ langen Eidexen auf dem schwarzbemoos'ten Felsboden nachstellen, den schwarzen Teufel von Skorpion unter dem Steine hervorholen, oder lieber diese handbreiten, schwarzgeflügelten, buntäugigen Schmetterlinge fangen. Hier ist Priamus und Helenus; hier ist Aristippus und Agamemnon.

Erst als es die höchste Zeit war kehrten wir zum zweiten Frühstück nach Hause zurück; doch kein Wunder, daß ich gleich nach Beendigung desselben mir zu einer botanischen Excursion Erlaubniß aus-

bat. Ich verfolgte einen kleinen Bach in seinem Laufe, einen Hügel hinaufsteigend, den wir am Morgen links liegen gelassen hatten. Ein rothgelber, mit härteren, rothen Brocken vermischter Thon, wahrscheinlich aus Verwitterung entstanden, bildete den Boden rund umher. Neugierige Eingeborene gesellten sich bald zu mir, halfen mir Blumen pflücken, als sie meine Absicht merkten, und freuten sich über die gefangenen Schmetterlinge. Einer von ihnen erbot sich sogar mich über das Wasser zu tragen, als er meine Verlegenheit sah, auf zwei dünnen Bambus, die als Brücke dienten, das Gleichgewicht zu erhalten. Obwohl unsere Unterhaltung meist auf Zeichen beschränkt war, so bemerkte ich doch, daß sie „hondey“ riefen, um etwas Gutes, Wohlriechendes oder Wohlschmeckendes anzudeuten; war die Frucht giftig, oder roch die Blume unangenehm, so hieß es: „nodderkey!“ mit einer abwehrenden Bewegung. Meine Bemühungen Insekten zu fangen, oder Eidexen todtzuschlagen, sahen sie mitleidig an, oder wiegten den Kopf dazu; denn die Bevölkerung ist, die Malabaren-Eindringlinge und die persischen Mohamedaner (Moormen genannt) ausgenommen, sämmtlich buddhistisch.

Mit reicher Beute kam ich am Abend gegen Sonnenuntergang zu Haus; es wetterleuchtete stark, und kaum hatte ich unsere luftige Behausung erreicht, so brach ein furchtbarer Platzregen mit dröhnenden Donnerschlägen und unaufhörlichen Blitzen los. Die augenblickliche Ueberschwemmung rund um das Haus machte mir den Nutzen des 5′ hohen Fundamentes einleuchtend. Kaum war dieser Tropenguß vorüber und die Dunkelheit der Nacht stärker hereingebrochen, so leuchteten alle Bäume von unzähligen Leuchtkäfern (Feuerfliegen genannt) verschiedener Arten Elater, Noctiluca, Lampyris und Cantharis wie Weihnachtsbäume, und das Abendkoncert der Tropen begann mit verdoppeltem Eifer. Die Musikanten sind Grillen, Cicaden, zehn bis zwölf verschiedene Sorten Laubfrösche, Geckonen, kleine Eulen u. s. w. Dieses Volk macht einen Lärm, der gar nicht zu beschreiben ist; das zischt und zirpt und quäkt und quickt, pfeift und prustet und klippert und klappert wie im Mährchen vom „bezauberten Schlosse.“ Es giebt sehr große Arten Cicaden von wunderhübschen Farben; diese sind die Hauptruhestörer; denn an das Mühlengeklap-

per der langbeinigen Laubfrösche, welche ihren Verfolger gewöhnlich ganz keck aus einem großen Blumenkelche anquäken, gewöhnt man sich bald.

Der Nutzen der großen Bettvorhänge war uns schon von Cairo her bekannt, sie sind auch hier unentbehrlich; denn es giebt Mücken genug, doch fand ich sie nicht so feindselig als die ägyptischen.

Am andern Tage (den 14. Novbr.) machten wir in der Frühe eine neue Excursion. Der Prinz war vorausgegangen; wir fanden ihn in Mitten eines kleinen Palmengartens, wo er, von neugierigen Singhalis umringt, saß und zeichnete; man hatte ihm einen Stuhl herausgestellt und ihn mit Früchten traktirt, und bot auch uns davon an. Uns, den Suchenden, war dasselbe begegnet.

An einem ziemlich einsam zwischen Palmen liegenden Hause lasen wir die Inschrift: Comfort place. Da uns sehr dürstete, und das Aeußere des Hauses sehr einladend aussah, so traten wir ein in der Meinung, für Geld uns traktiren zu lassen. Auf unsere Forderung brachte man uns sogleich Kokosnüsse, die ersten, welche ich frisch kostete. Man nimmt nur unreife Früchte, deren Inneres noch klares Wasser enthält wie bei unreifen Haselnüssen. Dieser kühle Trank, der ein wenig süßlich säuerlich schmeckt, wurde deliciös gefunden. Schlägt man die Nuß ganz auf, so kann man auch noch mit einem Löffel das erste angesetzte Fleisch von der Schale herunteressen; es ist weiß und von der Konsistenz weich gekochten Eiweißes und schmeckt wie ein süßer Gallert, jedoch etwas an Nüsse erinnernd. Jetzt erst erfuhren wir, daß man uns gastfreundlich bewirthet hatte, selbst die Bedienung nahm nichts. Wir lernten hier auch den Palmzucker (Juggery) kennen; er sieht braun aus wie grobe Bonbons, schmeckt sehr angenehm und wird aus dem Safte verschiedener Palmenarten durch Einschnitte und Einbinden der Blüthenkolben gewonnen, bevor derselbe in Gährung übergegangen ist. Man macht besonders viel aus dem Saft der Brennpalmen (Caryota urens. Kettile), einer Palme, die sich durch die breiten Fiedern ihrer krausen Blätter auszeichnet und gegen die übrigen Palmenarten wie unfrisirt aussieht. Sie wird nicht ganz so hoch als die Kokospalme und ist etwas dicker im Stamm als die schlanke Areka.

Graf Gr. kam sehr durchnäßt, als wir eben aufbrechen wollten, zu uns zurück; er hatte in einem benachbarten Reisfelde Vögel geschossen, es waren ein paar Maina's aber mit unausgebildeten Gesichtslappen.

Nachmittags besuchte ich den einzigen Botaniker der Insel, Kapitain Champion, einen sehr unterrichteten Mann, dem ich reiche Notizen verdanke. Trotz Thunbergs halbjährigem Aufenthalt, trotz Wallich und vielen Andern kann noch immer eine Masse neuer Pflanzen ohne viel Mühe gefunden werden. Es wurde eine botanische Excursion für den Nachmittag verabredet. Sein Kabriolet führte uns in eine wenig betretene Gegend, etwa vier Meilen von der Stadt, wo wir auf den Bergen und Klippen umherkletterten. Die Sonne hatte mich hart mitgenommen; ich lernte weniger, als ich gesollt hätte, da es die einzige Einweihung in die tropische Flora war, die ich überhaupt empfing. Die Massen erdrückten mich. Nichts Bekanntes, Alles fremd und neu. Ein starker Regenguß überraschte uns auf dem Rückwege und wir kamen eben noch zeitig genug an, um die schöne Insektensammlung des Kapitains durchsehen zu können. Die Folge des ersten tropischen Sonnenscheins war bei mir eine heftige Gesichtsgeschwulst, die in ein Geschwür über dem Auge ausartete. Eine traurige Ueberraschung ward mir außerdem noch, als ich zu Hause kam und meine Garderobe ansehnlich bestohlen fand. Ein Theil der Wäsche, seidene Tücher, alle meine Messer sammt meinem chirurgischen Besteck waren fort. Ich machte Lärm; kein anderer als die spitzbübischen Diener, deren immer ein halbes Dutzend um mich herumschwärmten, und deren leises Eintreten man nie bemerkt, konnte den Diebstahl begangen haben. Die Thüren sind nicht zu verschließen, und der Posten vor der Thür hatte uns sicher gemacht. Die Verwendung beim ersten Hausoffizier brachte auch so viel zu Wege, daß mein Besteck wieder herbeigeschafft wurde. Es war dies die erste böse Erfahrung; wie viele andere sollten noch folgen.

Wir nahmen nun Abschied von den Commandanten des Orts, Mr. Cripps und Thurlow, und reis'ten am Morgen des 15. November um 4 Uhr in einer sogenannten Diligence oder Mail coach ab, die eigentlich nur aus einem bretternen Kasten mit leinenem Verdeck

bestand und Sitze enthielt, die, für einen Mann zu schmal, jetzt für zwei dienen mußten. Trotz Mangel an freier Bewegung herrschte große Zufriedenheit, als wir unsern palmenbeschatteten Weg nahe der Küste entlang fuhren, und die ersten Strahlen der Sonne im Meere sich spiegelten. Wir passirten zierliche Brücken über manchen, breiten Fluß. Stets gab es etwas Interessantes zu sehen, bald hochwüchsige Pandangs am Ufer, bald himmelhohe Palmen, bald Fischerböte, die eben ihren Fang einzogen. Ueber zwei kleinere Flüsse mit reizenden Ufern setzten wir mit Fähren. Den ganzen Weg über sahen wir geputzte Leute und Häuptlinge mit ihren Insignien, den viereckigen platten weißen Mützen, vielen Ringen in den Ohren und an den Fingern. Sie begrüßten den erwarteten Prinzen voll Hochachtung mit vor dem Gesicht gefalteten Händen und einer kleinen Verbeugung; doch sah man ihnen etwas die getäuschte Erwartung an, als sie statt des mit Gold belasteten, krontragenden und elephantengetragenen Herrschers im orientalischen Sinne den Prinzen im einfachen Reiseanzuge erblickten; denn sie hatten einen ganz außerordentlichen Anblick erwartet. Von der Einfachheit eines deutschen Fürsten hat man im Orient keine Vorstellung. Als es Frühstückszeit war, trat ein Mann, wohlgenährt, stramm, in weißem Kostüm an den Wagen, den Prinzen zu begrüßen. In schlechtem Englisch aber mit großer Herzlichkeit bat er den Wagen halten zu lassen und ließ uns Kaffee und Bananen reichen. Er war ein übrig gebliebener Holländer; die Freude und der Branntwein strahlte aus seinen Augen. Bevor wir weiter fuhren, holte er ein paar lange aufbewahrte, zierliche, altmodige Weingläser hervor und bat den Prinzen so dringend, sie anzunehmen, daß das Geschenk wohl angenommen werden mußte. Zerbrechliche Waare im engen Wagen; ehe wir die nächste Station erreichten, waren die Kostbarkeiten dahin. Hinter der Station, einem kleinen Orte, wo wir mit einem sehr interessanten, einarmigen Manne, Mr. Anstruther und seiner Frau frühstückten, wurde die Gegend hügelig. Breite, freie Wege nahmen uns auf, zu beiden Seiten mit alten, holländischen Gebäuden besetzt, die reizend zwischen dichtem, wunderseltsamen Blumengesträuch lagen; hohe Areka- und Kokospalmen bildeten fortwährend einen lieblichen Halbschatten; Fuhrwerke, gezogen von schönen,

braunen und weißen Ochsen mit langem, mondförmigen Gehörn, das einfache Joch auf dem Buckel tragend, begegneten uns. Wir stiegen einmal vom Wagen, um die Fischer ihre Netze ziehen zu sehen. Mehrere Sorten Makrelen und viele bunte Scarus- und Chätodon-Arten mit wahrhaft köstlichen Farben sahen wir am Ufer aufgehäuft. Unter melancholischem Gesange, sehr an den der ägyptischen Schiffer erinnernd, setzten die Fischer ihre Arbeit in voller Sonnengluth fort.

Es war bald 4 Uhr und somit Zeit zum Gewitter, welches mit fast pünktlicher Genauigkeit in dieser Jahreszeit täglich einfällt. Richtig fielen zuerst einige schwere Tropfen, die sich dann sehr plötzlich in einen so ungeheuren Guß verwandelten, daß wir bald wie in einem See fuhren und uns vergeblich vor gänzlicher Durchnässung zu schützen suchten. Erst nach einer vollen Stunde ließ das Sturzbad nach. In kurzer Zeit hatte sich alles Wasser verlaufen. Wie duftig war es darauf unter den Bäumen, wie glänzten die Blätter, wie sangen die Vögel. Es ist dies eine Erscheinung, die ich in Ceylon zu bewundern oft Gelegenheit hatte; dessen ungeachtet habe ich nirgend bessere Wege und Chausseen gesehen als hier. Tüchtig durchnäßt erreichten wir eine Ehrenpforte von Kokosblättern an einem prachtvoll breiten Flusse, dem Kalu Ganga. Er war fast so breit als der Rhein. Jenseits lag die Stadt Caltura, deren Straßen wir von weitem erblickten. Auf der Fähre, die uns hinüberführte, gewahrten wir mehrere Männer aus dem Volke, die mit leprösen Ausschlägen und Elephantiasis behaftet waren. Diese entstellt die armen Leute fürchterlich und ist überall häufig; zum Glück haben sie gewöhnlich ein gesundes Bein, gegen welches das geschwollene wie ein Klotz oder Butterfaß erscheint. Auch jenseit des Flusses war die landesübliche Ehrenpforte aus Bambustäben errichtet, mit dem noch weißen oder hellgelben Laube von jungen Palmblättern behängt und äußerst zierlich an beiden Seiten und in der Mitte mit den Blüthenkolben der Banane, die großen Thyrsusstäben glichen, ausgeschmückt. Ein Abgesandter des Gouverneurs von Colombo empfing uns und führte uns zu der Equipage desselben. Im Galapp ging's vorwärts nach Colombo, mit alle halbe Stunde gewechselten Pferden, voran zwei hübsch gekleidete Läufer mit weißen und rothen Turbanen, die

kurzen Hosen und Aermel mit rothen Bändern besetzt. Die Gegend verschönerte sich mehr und mehr. Was man nur an prächtiger Scenerie erfinden kann, war hier vereinigt: malerische Landhäuser, reizende Flüßchen, rothe Abendbeleuchtung; das Ganze wie ein blühender Garten. Wir fuhren eine lange Strecke zwischen den berühmtesten Zimmtgärten Ceylons; doch sahen die Zimmtbäume, so blank sie sonst sind, gegen die frühere Mannichfaltigkeit der Vegetation ärmlich aus. Sie sind alle ziemlich von gleicher Höhe, 12 bis 15′. Bei Sonnenuntergang näherten wir uns der Hauptstadt; ein Courier war vorausgeschickt, die Ankunft des Prinzen zu melden. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, Dandys in europäischer Kleidung auf jämmerlichen Pferden empfingen uns auf dem schönen, freien Platze vor der Stadt; eine Menge reich geputzter Engländer, selbst Ladies sah man unter dem bunten Gedränge des Volkes. Es war ein sehr heiteres Bild und unsere Genugthuung würde vollständig gewesen sein, hätte unser Aufzug diesem triumphmäßigen Einzuge entsprochen; aber Schmutz und Nässe war auf den letzten Stationen unsern nicht sehr prunkenden Kostümen äußerst nachtheilig gewesen.

Als wir das Thor der Citadelle erreichten, wurden wir mit militärischer Musik und Kanonendonner empfangen, eben so, als wir endlich vor dem prächtigen Gouvernementsgebäude still hielten. Der Gouverneur Lord Colin Campbell, Commander in chief, ein ehrwürdiger, weißhäuptiger Mann, empfing uns sehr wohlwollend, und der Kapitain Maclean wies einem jeden in einem Seitengebäude des Pallastes, welches im Garten lag, ein großes Zimmer an. Leider verhinderte mich mein Gesichtsgeschwulst bei Tafel zu erscheinen, und ich brachte den Abend ruhig auf dem Sopha zu. Wiederum wurde man von braunen Bedienten, großen und kleinen, nackten und bejackten auf allen Schritten verfolgt; ich mochte sie hundertmal zum Teufel jagen, ehe ich mich dessen versah, stand ein solcher Leisetreter wieder hinter mir.

Der nächste Morgen brachte mir viel Schmetterlinge, auch eine Menge Vögel (Oriolus, Crex, Gracula, Erodias) wurden geschossen. Ich balgte sie sorgfältig ab, und hatte sie kaum einen Augenblick zum Trocknen in die Sonne gelegt, als der Sklave eintrat und berichtete:

Master, die Krähe gekommen, gelben Vogel geholt. Ich sehe mich um; richtig, die Hälfte der Vögel war fort. Schnell nahm ich den Rest mit ins Zimmer, bemerkte aber nach einer halben Stunde, daß Millionen von mikroskopischen Ameisen die Häute trotz des Arseniks von den Federn rein abgenagt hatten. Ein Blick in meine Insektenschachteln schmetterte mich vollends nieder, der ganze Schatz war in Staub und Mulm verwandelt. Hol' der Henker alles Ungeziefer! Die Krähe saß ganz ruhig, gleichsam mich verhöhnend auf der offenen Thür, und die Ameisen zogen in einem langen schwarzen Striche nach meinem Glase Zuckerwasser, das sie mit Leichen ausfüllten.

Von der Stadt sah ich wenig, da mich mein geschwollenes Gesicht von allen Partien ausschloß; dagegen machte ich viele Einkäufe für die Reise in's Innere der Insel, als Blechkasten, Gläser und Spiritus. Erst am folgenden Tage (den 17. Nov.) konnte ich mich beim Frühstück, Tiffin und Diner zeigen, stets in weißen Beinkleidern, schwarzer Sammtweste, Frack und weißer Binde. O Gott, wie heiß! Zum zweiten Frühstück oder Tiffin (um 12 Uhr) war der Prinz zu Mr. Anstruther, dem Einarmigen, eingeladen, und nahm mich mit dahin. Nie sah ich einen liebenswürdigern Mann. Während des köstlichen Frühstücks kamen Arbeiter, welche vor unsern Augen den Zimmet präpariren mußten. Die jährigen Schüsse werden abgeschnitten, wenn sie daumenstark sind, und die Blätter abgeputzt. Der Arbeiter sitzt dabei an der Erde, schneidet mit einem langen krummen Messer der Länge nach einen Kerb und lös't sehr geschickt mit der krummen Spitze die ganze Rinde vom Holze ab. Sie ist noch weiß, wird aber schnell gelb und braun, dann schabt er mit Vorsicht die graue Oberhaut und grüne Bastschicht herunter; die Rinde rollt sich zusammen und der Zimmet ist fertig. Die frische Rinde brennt ungemein auf der Zunge; sehr angenehm schmecken dagegen die Blattstiele, die viel gekaut zu werden pflegen. Die Blätter sind geschmacklos. Der Zimmetbaum (Laurus Cinnamomum) wird auf ganz dürren Kiesboden gepflanzt und bedarf nur viel Regen und starke Hitze um zu gedeihn. Wir sahen im Garten Muskatbäume (Myristica moschata) voller Früchte, dunkelgelbe Aepfel, die unreif eingemacht vortrefflich schmecken, den Betelpfefferstrauch, den Jambusenbaum (Jam-

bosa Malaccensis), den Nelkenbaum (Eugenia caryophyllata), den Mandelbaum (eine Art Terminalia), den Mangobaum (Mangifera indica), Zuckerrohr und spanisches Rohr. Beim Frühstück war eine Fülle von unübertrefflichen Früchten vorhanden; außer Ananas und Bananen hatten wir die gelbe, wie eine Faust große Mango, welche unregelmäßig rund ist, ein sehr saftiges Fleisch um den großen Kern enthält und einen eigenthümlichen Parfüm, dem des gemeinen Jasmin ähnlich, hat. Die Jambuse schmeckt säuerlich wie ein unreifer Gravensteiner Apfel und sieht ganz weiß aus. Die Guava ist eine kleine Birne mit musigem Fleische und etwas Moschusparfüm. Der Crème-Apfel (Annona squamosa, Custard apple.) ist eine dicke grüne Frucht, wie Kieferzapfen, die ein milchichtes Fleisch enthält; der Catschu-Apfel, von dem man nur die auswendig sitzende Bohne, eine höchst angenehm schmeckende Mandel genießt; die Pompelmuse, eine stark parfümirte große Citrone mit rosenrothem Fleische, und viele andere Orangenarten wurden uns vorgesetzt. Aber die am meisten gelobte Frucht war der Rambutan, eine fleischige, große Beere mit dickem, weißen Kern im Innern, völlig von der Gestalt des pomme d'amour, nur etwas kleiner und von einer delicieusen säuerlichen Süßigkeit. Sie stammt aus China und wächst an einer großen Art Myrthe (Nephelium lappaceum).

Denselben Abend war ein glänzendes Diner in einem der Prachtsäle des Pallastes. Ein Ueberfluß von Silberzeug bedeckt die Tafel; hinter jedem Gaste steht ein Bediente, deren noch einige Dutzend ab und zu laufen; denn derjenige, welcher Wein einschenkt, wird nie einen Teller anrühren, der, welcher die Lichter und Kokosöllampen putzt, nie einen Stuhl herbringen. Jeder hat sein bestimmtes Geschäft und es erfordert ein Studium, zu wissen, wie weit eines Jeden Verpflichtung geht. Um den kleinsten Dienst muß man oft vier oder fünf verschiedene Leute ansprechen und wird immer wieder an einen andern gewiesen.

Ein bedeutendes Amt hat der Mann, der das große, schwere, zierlich bemalte Brett von der Länge der ganzen Tafel, über welcher es schwebt, mittelst einiger durch die Wand geleiteten Schnüre in beständiger Schwingung erhalten muß. Dies ist die Punkah, deren

wohlthätige Kühlung bei der heißen Arbeit des Essens so sehr nothwendig ist, die aber für denjenigen, welcher nicht daran gewöhnt ist, etwas höchst Einschläferndes hat. Alle Gemächer sind nach der Veranda zu, die jedes Stockwerk der Kühlung wegen umgiebt, völlig offen; Fenster giebt es nicht. Ein großer Luxus wird mit der Erleuchtung getrieben; jedes Zimmer ist durch Kronleuchter erhellt, mag es so weit von der Gesellschaft entfernt sein, wie es wolle. Unsere Zimmer hatten zwei Lampen, zwei Lichter und einen Kronleuchter, welcher mir, da ich sein helles Licht nur mit großer Anstrengung auslöschen konnte, sehr lästig war. In den Lampen brennt man Kokosöl, welches in den Läden unserer Parfümeriehändler fest, hier unter dem Einfluß einer mittleren Temperatur von 24° R. eine wasserklare oder gelbliche Flüssigkeit ist.

Am 18. November reis'ten wir von Colombo nach der Hauptstadt der alten Singhali-Herrscher, der Königs-Könige, dem berühmten Kandy, ab. Historische Angaben nehmen zu viel Raum weg; ich will nur erwähnen, daß erst im Jahre 1815 der letzte Schattenkönig dem Throne entsagte, nachdem sein erster Minister oder Adikar Pilame Talawe mehrere englische Truppenabtheilungen auf gräßliche Weise hatte niedermetzeln lassen. Er hieß Sri-Wikrema-Singh und starb im Jahre 1832.

Ein ähnliches, eben so enges Fuhrwerk, wie die Diligence von Ponte Galle, nahm uns auf. Zu unserer Begleitung war der erste Ordonnanzoffizier des Governors, Capt. Maclean, ausgewählt, ein lieber, herzensguter, durchaus nicht militairisch aussehender Mann.

Beim Hinausfahren sah ich zum ersten Male etwas von der Stadt, die meist aus Backsteinen gebaut ist und viele hübsche, einstöckige Häuschen enthält. Auch bei einigen der wunderbaren Tempelmonumente, voll von Schnörkeln, Löwen und Drachen, sehr roh gearbeitet, kamen wir vorüber. Die Stadt ist von ungeheurer Ausdehnung und ein großer Theil der Einwohner sind Moormen (Turban, Hose und Gürtel macht sie kenntlich) und Malabaren. Die letztern sind eisengrau angelaufen und tragen das Zeichen ihrer Kaste, gelbe, weiße und rothe Leimfarbenstriche in verschiedenen Kombinationen allzeit auf der Stirn. Sie sind Brahmanen. Auch Perser

finden sich dort; ihr persisches Kostüm, die langen, schwarzen Bärte, gelbe Haut und Habichtsnasen zeichnen sie aus.

Die Singhali haben, wie die Hindus, Kastenunterschiede, welche in größerer oder geringerer Ausdehnung des Anzuges bestehen. Nicht alle dürfen Jacken tragen. Es giebt auch Ausgestoßene, die ganz vogelfrei sind und, trotz der Bemühungen der Engländer, wie Hunde behandelt werden.

Eine vortrefflich angelegte Bergstraße führte uns aus dem niedrigen, flachen Küstenlande, aus grünen, frischen Reisfeldern und Kokospalmenhainen in die mit schwarzen Felsen (Gneuß) beginnende Bergregion. Welche Farbenpracht in der Laubfülle der Wälder! Da ist kein welkes Blatt; jeder Baum prangt mit einem andern Grün, eines frischer, als das andere.

Anfangs schloß sich ein Dorf nahe an das andere; aber immer einsamer und stiller wurde die Gegend, je höher wir kamen. Die Hitze wurde drückend, als wir endlich die höhere Waldregion erreichten.

Der Rückblick von der Höhe auf die Ebene läßt sich schwer beschreiben, so blendete er das Auge. Unter der Fülle wunderbarer Gegenstände hebe ich nur den einen hervor, die Talipot-Palme (Corypha umbraculifera). Wir sahen hoch über den Wipfeln anderer Bäume hin und wieder in der Ferne große, grüne Kämme hervorragen; an einer Stelle bemerkten wir aus dieser Kammkrone einen weiß-glänzenden Blüthenschaft von gewaltiger Höhe hervorschießen. Dies war der berühmte Talipot, die Schirmpalme, die nur einmal Blüthen treibt, wenn sie am höchsten ist, und dann abstirbt. Jedes Blatt ist ein Kreis von 5 ′ Durchmesser, wunderbar gefaltet. Man bedient sich derselben, nachdem der Stiel abgeschnitten ist, überall im Hochlande von Ceylon als Regenschirme. In Streifen geschnitten sind sie als Schreibmaterial beliebt; man schreibt darauf der Länge nach mit einem eisernen Griffel.

Bei einer der steilern Stellen stiegen wir ab, um uns bequemer umzuschauen. Kein Abgrund war in diesem schroffen Gebirgszuge sichtbar, Alles mit grünen Büschen und Riesenbäumen überwachsen und versteckt. Wie manche schöne Pflanze, Orchideen und Liliaceen hatte ich den Tag über abgepflückt; überall begegneten mir neue,

fremde Bäume oft mit wunderbaren, großen Blättern, sehr wenig Bekanntes. — Die ersten Affen sahen wir hier in den Zweigen etwa 400′ unter uns umherspringen; es war eine ganze Heerde, die ein großes Geprassel verursachte. Lange bemerkten wir noch an dem Schwanken und Biegen der Zweige die Richtung, wohin sie ihren Weg nahmen, und das Getöse klang noch aus weiter Ferne zu uns herüber. Eine Menge grüner Papagaien mit großem, rothen Schnabel (Psittac. Alexandri) flogen in den Gebüschen, ließen sich aber nicht beschleichen.

Bald hatten wir die letzte Station erreicht. Die Felsen rund umher waren hier mit drei bis vier wundervoll rother und weißer Balsaminenarten bekleidet, und unten am Wege blühte eine gelbe Art coreopsis in großer Fülle; dazu die prachtvolle Aussicht in einen dunkelgrünen Hochwald von Sumach, Myrthen und Lorbeerbäumen und hohen indischen Feigen.

Bei der letzten Station vor Kandy hatte man wieder einige der schon beschriebenen luftigen Ehrenpforten errichtet. Von da an war der ganze Weg mit Hütten zu beiden Seiten besetzt. Ich kann nicht begreifen, mit welchem Rechte man Ceylon ein schlecht oder sparsam bevölkertes Land nennen kann; meilenweit liegt hier Hütte an Hütte und Alles voll von zufrieden und wohlgenährt aussehendem Volke.

Wir hatten den Wald hinter uns gelassen und fuhren nun wieder in eine weite Ebene hinab. Reis- oder, wie man hier sagt, Paddy-Felder bedeckten den Boden und prangten mit einem Grün, so saftig und frisch, daß das schönste Waizenfeld dagegen fahl erscheinen würde; dazu die Einfassung von Areka- und Palmyra-Palmen, die krausen, kurzen Kronen der Sagopalme und wilden Dattel und die fast schwarz-grünen Gipfel der nahen Berge geben immer ein neues, reizendes Bild. Die Wege sind in der Regel an den Gräben hinunter mit einer schönen Art Kassie bewachsen, welche 5 bis 6′ hoch ist und einen Blüthenthyrsus von so brennendem Goldgelb trägt, daß ich viel darum gäbe, könnte ich sie in unsere Gärten verpflanzen. Wie ich höre, ist sie noch unbeschrieben.

Jetzt ging es wieder scharf bergauf durch menschenvolle Straßen. Ein Zug von einigen Hunderten folgte uns nach; alle wollten den

Prinzen sehen, denn ein Prinz war noch nie in Ceylon gewesen. Die Straßen wurden enger; Ehrenpforten folgten auf Ehrenpforten, prangend mit Bambus- und zartem Palmenlaube. Zuletzt kam eine Deputation sämmtlicher Offiziere des dortigen Government's, um den Prinzen vor dem Thore zu empfangen, und ritten vor unserem Bretterkasten in eleganter rother Uniform und goldnen Epauletts einher. Dicht am Thore begegneten uns Reihen von Hauptleuten (Headmen) und Priestern, mit Goldschmuck und weißen Musselinroben angethan. Die Hauptleute, meistens alte, weißbärtige Männer, tragen ein gar zu wundersames Kostüm; auf dem Kopfe eine viereckige, weiße, baretartige Mütze, auf dem Leibe ein enges Jäckchen mit großen, oft mit Edelsteinen besetzten Knöpfen; über dieses Unterkleid wickeln sie etliche Gardinenbreiten von Musselin, deren Enden sie alle vor dem Bauche unter dem breiten Goldgürtel zusammenstopfen, so daß sie dadurch ein wunderlich dickbäuchiges Ansehen bekommen. Der Gürtel ist von der prachtvollsten Goldstickerei. Sie sind auch die einzigen Hosenberechtigten der ganzen Nation und tragen diese Inexpressibles von dem feinsten Gardinenzeuge, wozu die dunkele Kaffeebronze ihrer Arme und Füße sich herrlich ausnimmt. Um die Seltsamkeit der Figur zu erhöhen, tragen sie um den Hals ein gekraus'tes Rad, wie weiland die Herren Prediger.

Jetzt ertönte eine Musik, die mich lebhaft an purzelbaumschlagende Affen und tanzende Bären erinnerte. Pfeifen und Trommeln erklangen und Tambourins rasselten, und die Leute, welche in bunten Jacken und im landesüblichen, ostindischen Taschentuch statt der Beinkleider dieselben bearbeiteten, bewegten sich in den lebhaftesten Sprüngen, was dem Wohlklange ihrer Musik nicht geringen Eintrag that. Plötzlich erschienen auch drei riesenmäßige, weiß sein sollende Elephanten, genöthigt ihre schleifenden Schritte nach der bezeichneten Melodie zu modificiren. Eine Pracht von verschossenen Seidenfahnen und schwarz gewordenen Goldstoffen wurde dabei zur Schau getragen. Bald fing auch ein Gesang an, der die Ziegel von den Dächern gelockt hätte, wenn solche dagewesen wären; kurz diese volksthümliche Feier, so apart und neu sie war, hatte etwas Nervenlähmendes und Ohrzerrei-

ßendes, welches ans Unangenehme gränzte; wenigstens waren wir nicht auf solchen überraschenden Empfang gefaßt und genügend vorbereitet.

Wir zogen nun unserem Quartiere zu, einem Pallaste, gegen den der von Colombo eine Baracke genannt werden konnte. Auf einer Ebene, voll des wunderschönsten, glattgeschorenen Grases, hin und wieder mit Gruppen blühender Magnolien und Rocubäumen besetzt, steht der marmorweiße, von regelmäßigen Arkaden umgebene schöne Bau, luftig und zierlich und von den geschmackvollsten Verhältnissen. Ein großer Park, voll von Blumen, Schmetterlingen und Blutegeln umgiebt auf einer Hügelkette das Ganze, und auf jedem Punkte bewundert man eine himmlische Gebirgslandschaft. Wir mußten uns eilig in unser Kostüm werfen; denn der Prinz hatte eine Einladung zum Tiffin beim Colonel Macdonald angenommen.

Dieser wohnte im Pallaste der alten Kandy-Könige, und dahin ging zunächst unser Weg. Ein einstöckiges, wohl mehrere hundert Schritte langes, schmales Gebäude erschien in der Vertiefung eines kleinen Thales, an jedem Ende von einem alten Tempel berührt. Eine kurze Treppe führt zum Haupteingang, vor welchem der jetzige Besitzer eine Veranda hat bauen lassen. Eine plumpe Thür, deren Stützen von Drachen getragen werden, führt hinein. Die Mauern sind 5′ dick, wie die des alten Brockenhauses; das Innere ist ein einziger langer Saal, mit mehreren Nebengemächern, jetzt in verschiedene Zimmer getheilt. Die Wände, obwohl mit Kalk dick überstrichen, zeigen stellenweise Kampfsceenen mit Leoparden, eine große weibliche Figur und eine männliche, welche die niedrige Decke erreichen. An der Stelle, wo 500 Jahre lang der göttergleiche Kandy-König auf goldenem Throne gesessen hat (Niemand durfte seiner geheiligten Person nahen, als die Adikare), steht jetzt der Nipptisch einer englischen Dame von feinster Galle-Arbeit, d. h. alle 99 köstlichen Holzarten Ceylons sind daran verschwendet. Die kunstreichen Tischler in Ponte-Galle liefern kostbare Stücke dieser Art, besonders prachtvolle Kasten, deren Preis indessen meinem Beutel nicht angemessen war.

Gegen Abend verführte mich die unendliche Menge Leuchtkäfer, welche über dem Rasen hin und herflogen, denselben zu betreten und

einige Dutzend in ein Glas zu sammeln. Als es nun zum Diner gehen sollte, bemerkte ich in dem hellerleuchteten Zimmer an meinen weißen Beinkleidern Blutstreifen von oben bis unten hin. Ueber die Ursache war ich nicht lange in Ungewißheit; die Blutegel nahmen hier ihren Anfang, die sich später so schrecklich in unser Gedächtniß einschrieben. Ich fand an meinen Beinen deren mehrere Hundert, welche durch die Beinkleider eingedrungen waren, und befreite mich vorschriftmäßig mit Citronensaft von diesen ungebetenen Gästen.

Den folgenden Tag (den 19. November) ging es zum botanischen Garten; er liegt eine halbe deutsche Meile von der jetzt sehr verfallenen Stadt entfernt am Ufer des Mahawalli-Ganga*), über den man auf einer prächtigen Brücke von Sapan-Holz gelangt. Sie heißt die Paradenia-Brücke. Der botanische Garten ist voll von merkwürdigen Pflanzen; alle möglichen Gewürzarten und eine Masse der seltensten Bäume des Gebirgslandes von Ceylon trifft man dort mit Blüthen und Früchten. Unter den chinesischen Früchten waren es vorzüglich die köstlichen Litschi, eine Frucht, welche allen, die wir bis dahin gekostet hatten, den Rang ablief. Die Litschi sind von der Größe der allerstärksten Gartenerdbeere und enthalten unter einer dunkelrothen Rinde ein weißes Gelee von dem lieblichsten Geschmacke. Eine andere Art mit größeren, aber stachlichten Früchten war fast noch angenehmer. Es ist eine Art Dinocarpus oder Euphorbia. Außerdem lernte ich die wunderbarste Art Bananen kennen, einen Baum aus Madagaskar, der alle Blätter nur auf den zwei entgegengesetzten Seiten trägt und deshalb wie eine gepreßte Pflanze aussieht. Wenn man die stengelumfassenden Blattstiele ansticht, läuft eine bedeutende Menge süßen Saftes aus; deshalb nennen ihn die Engländer Travellers friend. Der Director des Gartens, Herr Gardener, befand sich Gesundheits halber zu Madras; doch gab ein Eingeborener ganz gute Nachweisung und wußte sogar die systematischen Namen der Pflanzen.

Wir eilten von da zur Besichtigung einiger großen Zuckerplantagen. Es war gerade Erndtezeit und Alles in voller Arbeit. Das in

*) Der Name des Flusses wird auch Mahawelle-Ganga geschrieben. S. Ritter, Erdkunde, Asien. Bd. IV. 2. Seite 88.

Ceylon seit etwa 20 Jahren kultivirte Zuckerrohr ist keine von den einheimischen Arten, sondern von Mauritius eingeführt. Das einheimische sogenannte blue cane giebt nur halb so viel Zucker als saccharum officinarum. — Man pflanzt das Rohr im Oktober und kann es das erste Mal erst nach 14 Monaten schneiden, dann alle 12 Monate. Im 5ten Jahre muß es neu gepflanzt werden. Der Boden, der sich besonders zum Anbau eignet, ist ein rother Thon, aus verwittertem schwarzen Porphyr entstanden. Er wird Kabuk genannt. Wenn das Rohr im November 8 bis 9 ′ hoch ist, wird es geschnitten. Der obere Theil wird abgehauen und dient zum Futter der Ochsen. Das Uebrige schneidet man in 3 ′ lange Stücke; diese werden zwischen zwei schräg über einander stehenden, kannelirten Walzen hindurchgequetscht und kommen ziemlich platt und trocken wieder zum Vorschein, so daß man sie zum Heizen der Kessel brauchen kann. Der ausgepreßte Saft läuft in einen Kessel, der etwa 300 Gallons faßt, und auf diese Masse werden 4 ℥ gebrannter Kalk hinzugesetzt, der den Saft gelb färbt. Aus dem großen Kessel läuft der Saft in die Feuerkessel, deren Hitze successiv zunimmt. In dem letzten, dem 5ten, beträgt sie 240°, und muß bis auf 260° steigen. Dann ist der Zucker krystallisationsfähig und wird in eine Rinne geschöpft, durch die er in große viereckige Kasten zur Abkühlung fließt. Aus der 3ten und 4ten Pfanne wird der Schaum (skimmings) beständig in die beiden ersten zurückgefüllt, in denen zuletzt nichts als Schaum bleibt, welchen man sammt der Melasse an Ort und Stelle mit Wasser vermischt gähren läßt und zu Rum destillirt. Man gewinnt aus einer Gallone Saft beinahe ein Pfund Zucker. Die Fabriken sind fast alle in den Händen englischer Unternehmer; nur zur Ponte Galle fanden wir einen eingeborenen Fabrikanten. Ueberhaupt ist die Kultur des Zuckerrohrs noch sehr jung und kann noch sehr zunehmen.

Der Abend wurde wieder mit einem luxuriösen Diner begonnen, bei dem auch der Champagner nicht fehlte. Interessanter als alle die beständigen Gastereien war mir die Besichtigung des Haupttempels von Kandy, der die berühmte Dalada*) enthält, eine Reliquie

*) So ist der Name in dem Briefe bezeichnet. In Ritter's Erdkunde, Asien, Bd. IV. 2, Seite 201, wird der Zahn Dahata wahansa genannt.

vom wahren Buddha (ein Zahn aus Elfenbein), von dessen Besitz der des Königreichs abhing. Die Adikare hielten das Volk auch so lange in Rebellion, bis dieses Heiligthum von den Engländern erobert war. Der Tempel war nur von Holz gebaut, aber zwei Stockwerke hoch. Seine Entree erinnerte an die einer Dorfkirche. An beiden Seiten führten Treppen hinauf. Ueberall standen geschmückte Priester, und die Wände waren mit messingenen Zierrathen und Emblemen bedeckt. Die erste Treppe führte in das Heiligthum, welches ganz finster und mit vergoldeten Bronzethüren verschlossen war; die Dalada stand darin auf einem großen, mit weißen Shawls und Goldstoffen behängten Tische. Es ist eine etwa 3' hohe Glocke von purem Golde, köstlich gearbeitet und mit vielen Edelsteinen geschmückt. Große goldene Tafeln standen dahinter, mit allerlei Zeichen beschrieben. Die Dalada hat eine kleine Thür unten, zu welcher der Gouverneur und der Oberpriester den Schlüssel haben. Neben der großen Dalada befand sich noch eine kleinere Dalada, welche bei Processionen gebraucht wird, und außerdem standen eine Menge schlecht gearbeiteter, aber ganz goldener Figuren auf demselben Tische. Zwei Nebentische, mit Gold- und Silberstickereien beladen, trugen vergoldete Lampen, in denen das süßduftende Kokosöl brannte. Die Wände waren mit kostbaren Shawls voll indischer Muster behängt. Aus einem ebenfalls dunkeln Nebengemache erscholl eine betäubende Musik von Trommeln mit ohrzerreißendem Gesange begleitet. Die halb heulende, halb näselnde Melodie, von drei jungen Kerlen ausgeführt, bewegte sich im Umfange einer Terz auf schreiender Höhe. Sie fällt mir immer wieder ein, wenn ich den süßen Duft der Plumeria-Blume rieche, womit der Boden und die Tische reichlich bestreut waren. Die Sänger schwenkten dabei die Köpfe hin und her und machten ein höchst erbärmliches Gesicht.

Wir stiegen nun die andere Treppe hinauf, welche durch eine gleiche Thür in ein ähnliches, geheimes Kabinet führte. In diesem stand, oder vielmehr lag der Buddha in Lebensgröße mit starren weiten Augen, zarter Nase und sehr gelbem Teint, die Hand unter dem Haupte und ganz vergoldet bis auf das Gesicht und die Hände. Neben ihm waren noch andere Figuren, von denen die eine seine Frau

vorstellte, die andern aber dem Brahmakultus entnommen waren und mehr zur Ausschmückung als zur Verehrung dienten, wie der Dollmetscher erläuterte. Wiederum ein großer Reichthum von Goldplatten, köstlichen Fahnen und Schmucksachen, die eine Menge werthvoller Edelsteine, als Saphire und Rubine von seltner Größe, enthielten.

Als ich zum Quartier zurückkam, fand ich meine Taschen richtig wieder geleert. Ich hatte in der Eile des Umziehens meinen Geldbeutel in der Tasche zurückgelassen, diesen hatte man daraus entfernt; doch enthielt er glücklicher Weise nur wenige Schillinge, etwas ägyptisches Geld und einige alte ceylonische Kupferstücke.

Für die weitere Reise in das Gebirge der Insel waren Pferde eingehandelt, allerliebste Thiere, aber wie der Teufel tückisch und bissig.

In der Morgenfrühe des 20. November verließen wir auf diesen die schmutzigen Gassen der dürftigen Stadt, und ritten über die Paradenia-Brücke auf sehr geebneten Wegen, ohne weiter Merkwürdiges zu erleben, bis zum Frühstück gegen 11 Uhr fort. Bald nach demselben aber begann ein Gewitter, wie ich nie ein ähnliches erlebt habe. Augenblicklich waren wir naß bis auf die Haut, selbst mein Notizen- und Zeichenbuch konnte ich nicht schützen. Zwei Stunden lang ritten wir gefaßten Muthes in diesem Gusse weiter und kamen allmälig höher in das Gebirge. Wir mochten uns etwa in einer Höhe von 2000′ über dem Meere befinden, woran uns die befremdliche Kühle der Luft merklich erinnerte. Der Regen war zu meinem Vortheil; er hatte einige der fünf bis sechs Fuß langen Regenwürmer hervorgelockt, die ich einst im Pariser Museum so sehr bewunderte. Wie der Blitz war ich vom Pferde um einige davon zu erhaschen; es gelang nicht ohne Schwierigkeit die kräftigen Thiere zu bändigen. Auch Tausendfüße von enormer Größe und Rollasseln, wie Wallnüsse stark, kamen zum Vorschein. Von den in diesem Tage erlegten Vögeln kam mir leider nichts zu Gut, da sie alle in das tiefe Gras fielen und nicht wieder zu finden waren. Gegen Abend erreichten wir ein dürftiges resthouse, welches nicht die geringste Bequemlichkeit bot, auch nicht einmal die eines Feuers, bei dem man sich hätte wärmen und die Kleider trocknen können. Eine Einladung von einem deutschen Pflanzer, der mit seinem Bruder bedeutende Kaffeeplantagen auf dem nie-

dergebrannten Urwalde kultivirt, Gebrüder Worms aus Frankfurt, war daher sehr willkommen. Man aß ein gutes Mittagsbrod, bei welchem deutsche Konversation geführt wurde. Das Haus war freilich klein und faßte kaum die Gesellschaft unter seinem Strohdache; dessen ungeachtet waren wir sehr heiter. Eine reiche Sammlung von dort gefangenen Insekten und Schlangen ergötzte mich sehr. Weniger angenehm war die Nacht (es war kalt und nebelig), die wir auf dem feuchten Boden, wo es von Ratten wimmelte, fast auf dem nackten Fußboden liegend zubrachten. Wir besichtigten am andern Tage (den 21. November) die Kaffeeplantage, noch schwarz von Asche und Kohlen des ehemaligen, stolzen Hochwaldes, von welchem man zum Andenken einige große Mangobäume hatte stehen lassen.

Nach herzlichem Abschiede von den guten Leuten gingen wir, eine andere, noch großartigere Pflanzung zu besehen, über die unser Weg uns führte. Von da ging es ohne Aufenthalt durch schattige Wälder, deren Gebüsch von den prächtigsten Schmetterlingen belebt war, immer höher hinauf. Der Weg wand sich an der Seite hochragender Granitklippen hin; immer näher kamen wir der eigentlichen Hochebene des Gebirges. Hin und wieder sah man in dem dichten Walde lichte Stellen, mit Hülfe des Feuers in der trocknen Jahreszeit durchgebrannt, um als Kaffeeplantagen zu dienen. In den Einschnitten der höhern Bergkuppen stürzten mächtige Wasserfälle weiß aufschäumend und zuweilen trug der Wind das Rauschen derselben aus der Ferne zu uns herüber. Einen derselben passirten wir ganz nah bei seinem Sturze; die Pferde mußten mit Mühe durch die Furth geleitet werden. Das meinige riß sich los; als ich mich bemühte, es wieder zu fangen, schlug es aus; beide Hufe fuhren mir mitten auf die Brust; ich stürzte zu Boden und schnappte einige Minuten lang vergebens nach Athem. Indessen merkte ich bald, daß ich keine Rippe gebrochen hatte und konnte meinen Weg, wenn auch mit etwas Mühe fortsetzen. Bald erreichten wir die Frühstücksstation Rambodde, in einer Höhe von 2000′, rings von prächtigen Kaskaden umgeben, deren Ursprung oft in den höchsten Bergspitzen zu sehen war. Das wunderbare Gestein, welches eine Menge Zimmtstein enthielt, und die

Pflanzen der Umgebung beschäftigten mich, während der Prinz einige der schönen Wasserfälle aufnahm.

Der Weg wurde von da steiler, die Flora veränderte sich zusehens; wir waren nicht mehr weit von einem der höchsten Pässe im Gebirge. Der Wald nahm hier eine riesige Höhe an und war fast schwarz von Laub; eine unendliche Düsterheit umgab uns, da sich bald ein dicker Nebel herabsenkte. Nur selten kamen noch einzelne gelichtete Stellen. Es war fast dunkel, als wir die Höhe des Passes erreichten; einige schmutzige Hütten, mit Barrikaden umgeben, zeigten sich; vor deren Eingange saßen dürftig eingewickelt um ein Feuer unsere nackten Kulies*) und zitterten vor Kälte. Der gute Capt. Maclean, der seines schwachen Pferdchens und seiner starken Konstitution wegen immer eine halbe Stunde früher fortritt als wir, hatte Nachrichten eingezogen über die Gefährlichkeit des Ortes. Man könne, so hieß es, ohne Fackeln und Feuerbrände nicht gehen der Menge wilder Elephanten wegen, die hier zu ihrer größern Bequemlichkeit gern auf den gebahnten Wegen einer hinter dem andern herziehen. Die Straße sei schon oft gestopft gefunden, so daß die Reisenden unter Lebensgefahr hätten umkehren müssen. Dieser Vorstellungen ungeachtet leuchtete uns die Nothwendigkeit der Fackeln nicht recht ein. Des Prinzen Wort entschied, und so zogen wir ohne Fackeln die gefährliche Schlucht entlang und waren noch nicht sehr weit vorgedrungen, als einige ganz frische Dunghaufen die Wahrheit des Gesagten zu bestätigen schienen. Man ritt nichtsdestoweniger weiter fort und keines von den gefürchteten Thieren ließ sich hören, viel weniger sehen.

Der Elephant der Wildniß ist ein kühnes, gefährliches Thier, das jeden Angreifer ohne langes Bedenken auf's Korn nimmt. Am gefährlichsten sind die von den Heerden ausgestoßenen, einzeln lebenden Männchen, die oft ungereizt den Menschen an den Wegen aufpassen und sie mit großer Bedachtsamkeit langsam todt machen.

Noch anderthalb Stunden in völliger Dunkelheit und wir sahen die Lichter der Gesundheitsstation der englischen Truppen, das hoch

---

*) So heißen die gemietheten Träger, welche das Gepäck an Stangen auf den Schultern fortschaffen.

gelegene Nowara Ellia*), 6400′ über dem Meere. Ein freundliches, wiewohl niedriges Haus nahm uns auf; im Hauptzimmer brannten im großen Kamin mächtige Holzklötze, ein lang entbehrter, aber hier gar nicht überflüssiger Genuß. Der Nebel fiel, mit ihm der Thermometer. Die Temperatur war von 24°, die wir am Morgen noch hatten, auf 10° herabgesunken. Leider konnte man auch hier, so todtmüde der lange Ritt gemacht hatte, der Ruhe nicht genießen, sondern wurde durch die Einladung zu einem Diner beim Kapitain Kelson genöthigt, Toilette zu machen. Bei Tische fehlte wenig, daß ich eingeschlafen wäre; nur die Einladung, ein Glas Wein mit diesem oder jenem der Herren zu trinken, erweckte mich zuweilen aus meinem Halbschlummer. Nie habe ich so gefroren als beim Nachhausegehen; der Weg war weit und es reifte; ich fand in unserem Zimmer den Thermometer auf 8°, im Freien auf 6, 5° gesunken.

Der folgende Morgen (der 22. November) war zu einer Jagdpartie bestimmt worden. Es sollte in der benachbarten Waldung voll von Elken stecken. Elk nennt man nämlich in Ceylon einen sehr großen langhaarigen, graubraunen Hirsch (Cervus hippelaphus s. unicolor, Russahirsch). Eine große Meute Bluthunde und eine eben so große von spürnäsigen Eingeborenen versammelte sich auf der großen Moorfläche vor dem Rasthause zu dem Zweck, das dichte für gewöhnlich undurchdringliche Unterholz, jungle genannt, zu durchsuchen.

Das freundliche Nowara Ellia liegt auf einer freien Ebene in einem Moorgrunde; rund um ragen steile, hohe Bergkuppen, die in unserm Klima ewigen Schnee tragen würden, hoch in die Lüfte, unter ihnen der höchste Berggipfel der Insel, der Pedro tallegalla, 8400′ über dem Meere.

Die Ebene unter ihm, auf der die einzelnen Gebäude, die den Ort Nowara Ellia (neues Haus) bilden, im Gebüsch hie und da zerstreut liegen, ist nur 2000′ tiefer; kein Wunder also, daß die ganze Vegetation hier eine durchaus andere Form annimmt. Alles hat einen

---

*) Im Ceylon Miscellany ist der Name Nuwera Ellia geschrieben. Nach Ritter Erdkunde, Asien IV. 2. Seite 106, „Neura Ellya" oder Nuwera Ellya.

mehr europäischen Charakter; man sieht wenig Bäume, unter ihnen den prachtvollen, brennend purpurrothen, baumartigen Rhododendron, Schneeballen, Evonymus, mehrere Akazien. Hier gedeiht die Pfirsiche, der Apfel- und Birnbaum und vor Allem vortrefflich die Kartoffel und alle möglichen, europäischen Gemüse, Kohlarten und Rüben. Was man dagegen in dieser Gebirgsregion vergeblich sucht, ist die Tanne; es giebt in Ceylon kein Nadelholz. Der Moorgrund ist mit ellenhohen, harten Gräsern überwachsen, worin manche schöne subalpine Glockenblume und eine äußerst wohlschmeckende Art Judenkirsche (Physalis, vielleicht Ph. pubescens) wuchert, wie bei uns die Brennnessel. Man nennt sie hier kapsche Stachelbeere, und zu Fruchtpasteten ist nichts besser.

Es wird erzählt, daß ein reicher englischer Lord, ich glaube sein Name war Horton, diesen schönen Platz auf einer Jagd nach wilden Schweinen entdeckt und vor etwa 50 Jahren dort einen Park angelegt habe. Man sieht allerdings noch an einer Stelle die Pfeiler eines großen Thorweges aus dem Moore hervorragen; auch ist der ganze Platz rundum, wo es nicht zu naß ist, noch mit Gebüschen von Pelargonium, Tagetes und andern Pflanzen überwachsen, die man bei uns in Töpfen zieht; es sind wahrscheinlich Ueberbleibsel ehemaliger Kultur.

Die Jagd hatte schon begonnen, als ich mich aufmachte einige hohe Bergspitzen zu erklimmen; leider konnte ich nicht weit kommen; denn das Gebüsch ist dornig und undurchdringlich dicht. Ich nahm daher einen andern Weg auf den Paß zu, den wir am Abend vorher erstiegen hatten. Die wunderschönste Scenerie, tiefe Abgründe, ausgefüllt mit zusammengestürzten Bäumen, unter denen sich Bäche mühsam einen Weg bahnten, und ein lachender Blumenflor belohnten meine Mühe. Bald hörte ich im tiefen Dickicht unter mir das Bellen der Hunde; das Krachen und Brechen der Zweige kam mir immer näher, ein großes Thier setzte mit einem mächtigen Sprunge aus dem Dickicht über den Weg, um auf der andern Seite augenblicklich wieder zu verschwinden. Vermuthlich war es ein Elk. Bald darauf traf ich im Thale wieder mit den Jägern zusammen. Die Jagd war fruchtlos geblieben; denn das Wild war sowohl den Jägern als den Hunden zu flüchtig gewesen.

Nach dem Frühstück wurde eine zweite Jagd versucht, die einen schönen, großen Elk lieferte. Man hatte doch wenigstens Wild gesehen. Abends wurde den Jägern ein Diner im Rasthause gegeben; doch trennte man sich bald, weil wir in der ersten Frühe aufbrechen wollten.

Der Morgen brach an (der 23. November), aber Nebel bedeckte die ganze Gegend, einen kleinen Strich ausgenommen, auf welchem wir uns befanden, so dicht, daß wir das Zertheilen desselben abwarten mußten. Dann gings im starken Galopp eine gute Strecke bergunter, ein Nebenthal des Gebirges entlang. Der Weg wand sich an dem Rücken hier zum ersten Male kahler Hügel fort, auf denen eine Menge Büffel ihre Weide fanden; nur die höchsten Bergrücken zeigten Waldung. Das Gestein wird hier plötzlich secundärer Kalk, Dolomit und Verwitterungsschalen von Eisenstein. Der gelbe Erdboden war mit Glimmer durchmengt. Hier auf dieser freien Höhe war es zuerst möglich, eine Vorstellung von der mannichfaltigen Kreuzung der Thäler zu erhalten.

Schon um 1 Uhr erreichten wir unsere Station, Wilson Bangalo genannt, eine einzelne Hütte mit rundumlaufender Veranda, wie die andern Rasthäuser. Nach dem Frühstück wurde eine Schnepfenjagd veranstaltet, woran jedoch der Capt. Maclean und ich keinen Antheil nahmen, indem ihn die Näße der Paddy-Felder (Reisfelder) und mich das Botanisiren abhielt. Erst in der Dämmerung kamen die Herren, bis zur Brust hinauf naß, von dem anstrengenden Geschäfte zurück. Ein Dutzend Schnepfen und viele andere erlegte Vögel ließen alle Fatiguen vergessen.

Hier fangen die Paddy-Felder an terrassirt zu werden, wie im ganzen Innern von Ceylon. Von einer etwas abschüssigen Ebene nämlich werden wagerechte Stückchen abgetheilt und jedes mit einem kleinen Erdwall umgeben; jede Abtheilung ist immer ein bis anderthalb Fuß tiefer als die nächste höhere. An Wasser fehlt es nirgend; denn der Regen ist unendlich.

Wir machten es uns im Rasthause so bequem wie möglich und brachen nach kurzem Schlaf auf harter Erde um 3 Uhr Morgens auf (am 24. Novbr.). Der Mond schien noch hell und erst 3½ Stunde

später ging die Sonne auf. Als es hell wurde, sahen wir uns am Abgrunde eines tiefen schroffen Flußbettes. Der Fluß schoß brausend in Wasserfällen zu unsern Füßen hin. Der erst vor Kurzem gebahnte und mit Erde beschüttete Pfad war nur einige Fuß breit und wich häufig unter den Tritten der Pferde. Hinauf und hinab ging's bald steil, bald bequem, wie es der Felsen erlaubte, immer am Flußbette hin. Auf einem nackten Felsen im Flusse sahen wir eine große Rotte Affen scherzen und springen. Als sie uns gewahrtrn, sprangen sie mit großer Behendigkeit mittelst eines überhangenden Baumes dem entgegengesetzten Ufer zu. Es war der Silen (Inuus Silenus), eine kurzschwänzige Affenart.

Gegen 11 Uhr erreichten wir die Frühstücksstation Ettem Pitia, ein Rasthaus wie die vorigen, auf einen isolirten Felsen gebaut. Die Hauptleute sammt der Einwohnerschaft der Umgegend waren auch hier wieder versammelt, um den Prinzen zu begrüßen und ihn durch die aus Bambus und Palmen errichteten Ehrenpforten ziehen zu sehen. Wir hatten von da noch einen weiten Weg von etwa 14 Meilen (engl.) zu machen bis zum Rastorte. Das Thal blieb sich ziemlich gleich und die Scenerie änderte sich nur wenig; erst als wir wieder stark bergab stiegen und die Palmenregion sammt den Bananen sich wieder geltend machte, genossen wir einer größern Mannichfaltigkeit; doch war ich so müde, daß ich mich nur entsinne, noch durch zwei Ehrenpforten geritten zu sein und ein Stachelschwein verfolgt zu haben, ehe wir das wunderschöne Thal von Badulla erreichten.

Badulla, in einem reizenden, offenen Thale gelegen, von hohen, majestätischen Kokospalmen umgeben, nahm die Reisenden nach einem anstrengenden Ritt von 25 Meilen auf beschwerlichen Gebirgspfaden auf. — Die kleine, niedliche Stadt besteht aus zwei sich schneidenden, breiten Straßen, welche wie in einem Garten liegen. Die Häuser sind von Bambus gebaut und mit Kokosblättern gedeckt, einstöckig; sie haben nur drei Wände, die vierte Seite ist offen und dient als Laden, Thür und Fenster zugleich. Hier sitzen die gebräunten, ernsthaften Muselmänner, die den größten Theil der Kaufleute ausmachen und sich durch Turbane auszeichnen, und verkaufen englisches Steingut und Bronzesachen; daneben die singhalesischen Verkäufer von Früch-

ten und Getreide mit weißem Leibschurz, den breiten Schildpattkamm im schwarzen Haarzopf, sonst ohne alle Bekleidung; Frauen reicher Singhali, die weite dunkelrothe Toga um die Schultern geworfen und mit silbernen Gürtel befestigt, Ringe um Hände und Füße, einige nackte Kinder mit vielen silbernen Arm= uud Beinringen nach sich schleppend; kahl geschorene Priester mit stolz umgeworfener, brandgelber Toga, wie Plato oder sonst ein Philosoph des Alterthums aussehend, ernst und schweigsam. Die ärmern und tiefer stehenden Kasten dürfen nichts als den einfachen Schurz tragen, aber auch höherstehende begnügen sich gewöhnlich mit einem Stück Kattun voll indischer Muster, welches einmal um die Hüften geschlagen wird und bis zu den Füßen hinabhängt. Es giebt den ohnehin zarten, schmächtigen Gestalten zusammen mit dem geflochtenen Zopfe und Kamme etwas sehr Weibisches. Aber hübsch sehen diese olivenbraunen, blanken, freundlichen Leute aus mit ihren schwarzen Augen; vorzüglich die allerliebsten Kinder, die leider eine gewaltige Furcht vor Europäern haben. Könnte man ihnen doch den Betel abgewöhnen, der ihnen die Lippen gelbroth und die Zähne braun beizt und ihren Mund beständig zum Grinsen verzerrt. Es kann wirklich nichts Garstigeres erfunden werden, als diese unnatürliche Sitte. Die Arekanuß, der ungelöschte Kalk und das Betelblatt sind jedes für sich Dinge, um Ratten zu vergiften, geschweige in der Vereinigung. — Die Frauen sind eben so häßlich, als die Männer hübsch sind. Vermuthlich sieht man deshalb nur alte Pergamentfelle, weil sie als Kinder von zehn bis zwölf Jahren verheirathet werden. Eine zwanzigjährige Schönheit sieht aus, als ob sie mit sechzig Jahren Großmutter wäre.

Geht man die eine Straße der Stadt entlang, so hat man den entzückendsten Anblick vor sich; hohe Gebirge im Hintergrunde; gleich am Ende der Straße der prächtigste Wald von hohen Kokos=, Areka= und Palmyrapalmen. Das Untergebüsch dieses dichten Schatten gebenden Laubdaches besteht aus blühenden, himmlisch duftenden Gewächsen mit meist weißen Blüthen, wie Oleander geformt, oder großen dunkelblauen und weißen Glockenblumen, die auf allen Zweigen sich in die Höhe ranken, des zierlichen Papayabaumes (Carica Papaya) mit großen Schirmblättern an der Krone nicht zu vergessen

und der vielen Arten Orangen mit blankem Laube und lockenden Früchten.

Zwischen den Bäumen am Rande des Weges sieht man hin und wieder noch eine Hütte, in der ein altes Weib die schöne, gelbe, duftige Bananenfrucht verkauft; Ziegen, den Kälbern an Farbe und Gestalt nicht unähnlich, laufen überall umher neben nackenden Kindern, die nichts als den einfachen Bindfaden um den Leib tragen.

Am Abend ging ich mit dem Prinzen diese prachtvolle Allee entlang. Nur Wenige von der neugierigen Bevölkerung folgten uns; denn es war schon spät, und die abergläubischen Leute fürchten den Teufel sehr, wenn sie gleich von Gott keine zu lebhafte Vorstellung haben. Je näher die Sonne dem Untergange kommt, um so stärker duften die zahllosen Blumen; die Luft ist weich wie an einem schönen Sommerabend; und das Leben in der Natur beginnt mit neuer Frische. Tausende von Fröschen lassen ihre Stimme in allen verschiedenen Tonarten hören; die Palmen sitzen voll von Maina's, den schwarzen, drosselartigen Vögeln mit hohen, gelben Beinen und langen rothgelben Lappen unter den Augen. Diese machen zusammen mit den Krähen ein unerträgliches Geschrei, und ein Heer von Insekten aus der Familie der Cicaden und Heuschrecken singt den Diskant zu diesem Koncerte. Mehrere der Maina's, nie vorher durch Flintenschüsse beunruhigt, denn sie gelten für heilig, fielen unter dem Gewehr des Prinzen.

Am Ende des Palmenhains zur Rechten lag ein seltsames, auf einem steinernen hohen Fundament aus feinem Holze zierlich gebautes Haus mit geschnitztem Dache, gleich einem Schweizerhäuschen. Es war eine Priesterwohnung; ihr gegenüber war der Eingang zur Dagoba oder dem buddhistischen Heiligthume. Wir erstiegen eine zerfallene Steintreppe, die in das Innere einer weiten Ummauerung führte. Hohe Palmen beschatteten hier das wunderlichste Gebäude, welches ich je gesehen habe. Ein großes, rundes, glockenförmiges Mauerwerk, etwa 40 bis 50′ hoch, erhob sich aus einer doppelten, sehr künstlich aus Backsteinen zusammengesetzten, aber zerfallenen Einfassung. Es war durchaus nichts als diese große runde Kuppel, schlicht wie eine Lampenkuppel, auf die Unterlage gesetzt. Alles war

vor Alter grau, wiewohl man in dem Stucküberzuge hier und da Spuren von Schnörkeln und Figuren sehen konnte. Die Spitze schien früher ganz vergoldet gewesen zu sein, und die Grundlage war sehr zierlich und fein kannelirt; doch keine Fenster, keine Thür, nicht die kleinste Oeffnung war an dem räthselhaften Gebäude zu entdecken, welches nichts weiter enthält als eine Reliquie des Buddha, einen Zahn oder einen Knochen, zu welchem die Priester auf einem unterirdischen Wege gelangen. Neben diesem Koloß stand ein ziemlich bescheiden aussehendes Wihara oder Götzenhaus, ein weißangestrichenes Gebäude mit einer rund herum laufenden Veranda, das Dach von zierlichen Holzsäulen gestützt. In diesem waren vor einem abscheulichen Bilde des ruhenden Buddha ein Tisch voll duftender Blumen und vielerlei Bronzegeräth nebst mehreren Kokosöllampen aufgestellt. Ein paar sehr schmutzige Priester ließen uns ohne Weiteres eintreten und die Fratzen an den Wänden, so wie den hölzernen Buddha betrachten. Eine Menge kupferner Lärmtrommeln und Tambourins waren vor dem Heiligthume in der Veranda aufgehängt; ein Glück für uns, daß sie nicht wie ein Kandy in Bewegung gesetzt waren, um einen kreischenden Gesang zu accompagniren. Viele kleine stallähnliche Lehmhütten standen rund umher; wozu sie dienten, habe ich nicht erfahren können. — Das Schönste in der ganzen Umgebung des heiligen Raumes war ein uralter Bobaum (Ficus religiosa) mit mächtigen Aesten und knorrigen Wurzeln. Der Bo ist eine Art Feigenbaum mit kleinen pappelähnlichen Blättern, die in eine lange Spitze ausgehen; er gehört zu den heiligen Bäumen und erreicht eine ungeheure Höhe und Stärke. Bäume von 100′ Höhe sind im Urwalde gar nichts Seltenes. Ueber das breitwipflige Laubdach derselben erheben sich die schlanken Palmen wie Raketen zu einer Höhe von 150 bis 200′.

In völliger Dunkelheit nur durch den unsichern Schein der Leuchtwürmer, die zu Tausenden jede Baumkrone wie ein buntes Feuerwerk umspielen, und durch einzelne Kokosöllampen, die aus ärmlichen. Hütten leuchteten, geführt, kamen wir wieder in unserm Bangalo*)

*) So nennt man die zur Aufnahme von Reisenden eingerichteten Häuser.

am Ende der Stadt an. Es war unterdessen mit dem Kommandanten des Orts, dem berühmten Elephantenjäger Major Rogers, verabredet, daß am nächsten Morgen in das Innere des Urwaldes drei Tagereisen von Badulla zur Elephantenjagd aufgebrochen werden sollte. Eilig mußte ich noch meine Paquete in Ordnung bringen, um früh genug gerüstet zu sein.

Um 5 Uhr Morgens am 25. Nov. standen unsre Pferde bereit; Die Kulies oder Träger waren mit dem Koch und dem Gepäck voraus gezogen. Major Rogers und sein liebenswürdiger Begleiter, der Richter des Orts, ein junger Mr. Layard, erschienen in wunderseltsamen Kostümen; beide in groben Leinwandjacken, korbgeflochtenen Hüten und über die Knie reichenden Blutegelstrümpfen, über denen sie eine Art Alpenschuh trugen. So geht man der Landplage der Blutegel wegen. Die Pferde wurden bestiegen, und wir gelangten bald auf gut geführten Wegen in die Vorberge eines reizenden Gebirgslandes. Der Weg, von Major Rogers selbst angelegt, zog sich an einem steilen Berge im Zickzack in die Höhe und gewährte eine immer wechselnde und immer ausgedehntere Aussicht auf ein tiefes, anfangs in Nebel gehülltes Flußthal. Ueberall rieselten kleine Bäche über den Weg, vom gestrigen Gewitterregen noch sehr angeschwollen. Einige Stunden lang hatten wir das Vergnügen, die reizendsten Aussichten über Reisfelder, Bananengärten und Palmenhaine in der Tiefe zugenießen; dann fing der Wald an. Ganz frisch war der Weg hindurchgehauen, aber an manchen Stellen hatte ihn der Sturzregen schon wieder verwischt. Prächtig glänzten immergrüne Sträucher und eine unendliche Masse von frischem Laube in dem verschiedensten Grün zu beiden Seiten desselben; schon schlug die Fülle der Vegetation wieder über demselben zusammen; schon erhoben sich auf der Mitte des Weges frisch gebaute Termitenkegel.

So übermächtig ist hier die Natur. Bei uns muß man Jahre lang pflanzen und mit Sorgfalt pflegen, um ein erträglich grünes Gebüsch zu erzielen; hier verdrängt die Vegetation bisweilen die Menschen, begräbt Dörfer und Reisfelder in dichtem Buschwerk. Dieses Buschwerk, Jungle genannt, wächst so dicht, so eng Stämmchen an Stämmchen, tüchtig mit Schlingpflanzen und dornigen Schmarotzern zusammenge-

filzt, daß man an vielen Stellen vergeblich versuchen würde, sich einen Durchgang zu bahnen. Nur der Elephant, der Herr dieser Wildniß, geht mit seinen Riesenpfeilern hindurch wie Kinder durch ein Kornfeld und stampft den krachenden Wald zusammen.

Jetzt wird der Wald höher; kräftige Bäume mit ungeheuren Wurzeln stellen dem Reisenden Hindernisse entgegen. Mit Erstaunen hört man, daß alle das dichte Gebüsch, wohl 12 bis 15′ hoch und Armes dick, das Erzeugniß von anderthalb Jahren ist, vor welcher Zeit ein großer Theil des Waldes der Kultur wegen niedergebrannt wurde. Bezeugten nicht Stücke unverwüstlichen Holzes und schwarze Kohlenstreifen am frisch angelegten Wege die Wahrheit, man würde es nur schwer glauben.

Mitten unter den stärksten Riesenbäumen am Rande eines klar rieselnden Baches liegt Taldenia, ein einsames Bangalo. Dort hatte der Koch des Major Rogers ein köstliches Frühstück bereitet, bestehend aus Eiern, gebratenen Hühnern und Kurrie nebst Reis. Der Kurrie ist ein Nationalessen; er fehlt bei keinem Diner oder Frühstück weder in Ceylon noch in Indien. Der Kunst des Kochs ist es überlassen, alle Tage einen andern Kurrie zu liefern; denn der Stoff ist ziemlich gleichgültig. Jede Sorte Fleisch, Geflügel, oder Fische, Krebse, Alles läßt sich in Kurrie verwandeln mit Hülfe einer bedeutenden Menge Cayenne-Pfeffer, Cardamomen, Curkume, welcher die Sauce schwefelgelb färbt, und dem Safte der jungen Kokosnüsse, welcher das Hauptelement der Sauce bildet. Unerläßlich ist dabei der Reis, welcher die beißende Schärfe des Gerichtes in so weit mildert, daß man anfängt es genießbar zu finden, nachdem man es einige Wochen lang probirt hat. Schöne Früchte, als Pomelonen, Orangen, Bananen, Mangos fehlen bei Tafel nie und werden von Europäern zu Anfang sehr geschätzt, bis er sich an das Neue und Reizende so gewöhnt hat, daß sie ihm keinen versuchenden Eindruck mehr machen. —

Der gebahnte Weg nahm bald hinter Taldenia ein Ende und das beständige Klettern und Springen brachte unsere Pferde bei stärkerem Sonnenschein tüchtig in Schweiß. Zu unserer großen Annehmlichkeit war meist ein dichter Baumschatten vorherrschend. Durch dre oder vier stark angeschwollene Flüsse, deren Ufer sehr steil waren,

gings hindurch. Man wurde zwar bis an die Brust durchnäßt, hatte aber doch die Aussicht bei der heftigen Bewegung bald wieder trocken zu werden. Als wir gegen den Nachmittag auf eine Anhöhe gelangten, zeigte sich frischer Elephantenmist, eine freudige Ueberraschung für alle Gentleman. Es wurde sogleich den Fußspuren nachgegangen, und eine Menge von Mitläufern und Trägern zogen sich aus, um in dem Jungle die Elephantenheerde aufzujagen. Die Pferde sollten voraus geführt werden; ich blieb am Haltplatz, das Besteck zur Hand, wenn irgend ein Unfall meine Hülfe nöthig machen sollte. Nicht lange darauf, als sich das dichte Gebüsch hinter meinen Gefährten schloß und ich so in der Einsamkeit da stand, hörte ich ganz in der Ferne die krachenden Schritte eines Elephanten. Meine erste Sorge war die, daß ich die Höhe und Stärke der mich umgebenden Bäume prüfte, um im Nothfall mich hinauf zu flüchten, wenn etwa ein Elephant mir eine Visite abstatten sollte.

Nach drei Stunden kamen die Gentleman mit sehr zerrissnen Kleidern, aber ohne zum Schuß gekommen zu sein, wieder aus dem Dickicht zurück, nur königl. Hoheit und der Major fehlten noch. Plötzlich hörte man zwei Schüsse dicht hinter einander, denen ein Trompetenton, der Angstruf des Elephanten, folgte. Wir warteten trotz des Regens und hatten die Freude, die Vermißten bald wieder bei uns zu sehen. Es war ein Elephant angeschossen, zuerst vom Prinzen, dann vom Major; aber um ihn zu tödten, dazu gehört viel. Die Jagdregeln sind nämlich diese: Man eilt dem Elephanten, dessen Spur und Weg die Eingebornen unfehlbar auffinden, durch Dick und Dünn nach, was eine gewaltige Anstrengung in dem bis zur Dunkelheit dichten Jungle erfordert. Hat man ihn erreicht, so geht man bis auf vier oder fünf Schritt an ihn heran und feuert in dem Augenblicke, wo er sich anschickt, den Angreifer zu erwischen. Es giebt aber nur zwei Flecke, wo ein Schuß aus dieser Entfernung gefeuert augenblicklich tödtet, nämlich dicht vor dem Ohr neben dem Auge, oder wenn der Elephant von vorn auf den Jäger los stürzt, dicht über der Wurzel des Rüssels; alle andern Wunden, selbst mit vier- oder fünflöthigen Kugeln geschossen, dienen nur dazu, ihn wüthend zu machen. Es ist daher wohl nicht zu viel gesagt, wenn ich die

Elephantenjagd für ein äußerst gefährliches Vergnügen ausgebe. Wie leicht kann es kommen, daß die Büchse, durch das Hindurchdrängen im dichten Gebüsch oder durch Nässe in Unordnung gebracht, im entscheidenden Momente versagt; und außerdem welche Sicherheit und Kaltblütigkeit erfordert der Schuß, um genau den tödlichen Fleck zu treffen. —

Abends hatten wir ein gutes, einfaches Mahl von selbstgeschossenen Schnepfen in dem kleinen Orte Palevalla. Wir schliefen auf Strohmatten trotz des überall durch das Palmblattdach durchsickernden Regens, in unsere Mäntel gewickelt, recht sanft. Die ganze Bevölkerung war bei unserm Einzuge auf den Beinen, hübsche braune Kerle, welche in dieser Wildniß viel Reis bauen und die Terrassen und die Einfassungen der kleinen Parcellen sehr geschickt anzulegen wissen.

Am 26. November brachen wir um 5. Uhr in der Dunkelheit auf, setzten über einen tiefen Fluß mit steilen Ufern und erreichten schon um 9 Uhr ein anderes Dorf, Bobola, wo gefrühstückt wurde. Selbst hier war Alles festlich aufgeputzt, um den Prinzen zu empfangen; die Hauptleute wie gewöhnlich im größten Schmuck und weißen Mousselin mit ihren viereckigen Mützen. Wir saßen unter einem Palmendache auf großen niedrigen, aber sehr breiten Bänken. Diese sind allgemein im Gebrauch und werden sowohl zum Sitzen als zum Schlafen benutzt. Man flicht sie aus den jungen Kokospalmenblättern. Anstatt des chinesischen Lacks haben sie immer einen Ueberzug von Kuhdreck, was sehr schmutzig aussieht, aber das einzige Mittel sein soll, um die alles zerstörenden Termiten und Holzwespen abzuhalten. Auf dieselbe Weise werden auch alle Bambushäuser und geflochtenen Wände an der Außenseite betüncht. Nichts ist häßlicher. Die Hütte war von einem riesengroßen Tamarindenbaum beschattet, dessen Schoten ein lieblich saures Muß enthalten und viel gegessen werden. Der Baum gleicht einer Akazie.

Dieses Dorf war die letzte Grenze der Kultur. Wir traten nun in einen dichten, massenhaften Urwald ein. Sein Dunkel erweckte Schauer und überwältigte durch das Gefühl des gewaltigen Unterschiedes zwischen diesem und Allem, was man bisher gesehn hatte. Die mächtigen Baumstämme standen dicht aneinander; baumartige

Schlingpflanzen wickelten oft drei oder vier der stärksten zusammen, die zum Theil schon abgestorben oder im Absterben begriffen waren. Oft sah man bloß einen schenkelstarken, spiralförmig gewundenen Stamm, den Stamm der Schlingpflanze; der durch dieselbe erdrückte Kern war verfault und verwittert und sie allein ohne Stütze übrig geblieben. Diese riesenhaften Korkzieherbäume setzten mich anfangs in nicht geringes Erstaunen, bis ich ihre Entstehungsart erkannte. Von Blumen sah man nicht gar viele; es fehlt hier zu sehr an Luft und Licht; desto größer und schöner war die Fülle der Blätter.

Schäumende Waldbäche, die das Wurzelwerk vier bis fünf Fuß tief losgewaschen hatten, machten unsern Pferden viel zu thun; oft mußten sie auch über dicke, unverwüstliche Stämme und Blöcke gestürzter Bäume hinwegsetzen. Nur wenn die Abhänge gar zu schroff und das Wurzelwerk gar zu schlüpfrig war, stiegen wir ab und führten die Pferde. Zuweilen kam man an offene Plätze, mit üppigem Graswuchse bedeckt; hier entfalteten sich eine Menge schöner Blüthen, die von Schmetterlingen wimmelten; dann ging es wiederum in eine grausige Tiefe, wo eine Masse entblößter knorriger Wurzeln und dunkle Gewässer, deren Tiefe man nicht zu schätzen wußte, unsere raschen Thiere aufhielten. Der Weg war so eng, daß man immer dicht hintereinander reiten mußte, um sich nicht zu verlieren. Sechs lange mühevolle Stunden ritten wir so mit angestrengter Eile; endlich erreichten wir unser Ziel, die Mitte des Waldes, wo ein paar Hütten für uns erbaut waren.

Man nennt den Platz Galbocka. Drei Hütten faßten die ganze Gesellschaft. Ihre Wände waren von dürren Blättern und Zweigen, ihre Dächer von Palmblättern und Gras und die Dachrinnen von Baumrinde hergestellt. Vier in die Erde gerammte Pfähle mit sechs oder sieben quer darüber befestigten Stöcken bildeten die Tische; Stühle gab es nicht, dagegen waren die Wände mit weißem Baumwollenzeuge behängt, und ein ähnlicher Vorhang bedeckte die Thür. Der Fußboden war etwas in die Erde vertieft und füllte sich bei fortdauerndem Regen bald mit Wasser. Dieses waren die Comforts unsers achttägigen Aufenthalts zu Galbocka.

Alle Morgen, ehe die Nacht der Dämmerung gewichen war,

brachen wir aus unserm Schlupfwinkel auf und gingen den Elephanten nach, die hier in großen Heerden anzutreffen sind und waren gewöhnlich schon vor Sonnenaufgang naß bis auf die Haut. Wenn die Eingebornen 'die Nähe der Elephanten witterten, was sie mit einem besondern Zeichen andeuteten, so wurde abgesessen und die Jäger stürzten, den Kopf voran, durch das Dickicht, indessen ich und die Bedienten auf dem Haltplatze blieben. Das Krachen eines fortlaufenden Elephanten hört man schon auf eine halbe englische Meile; eine ganze Heerde macht einen Lärm, als ob eine Lavine über einen Wald hinstürzte. Das verhängnißvolle Geschrei, einem furchtbar verstärkten Ton aus einer zersprungenen Trompete nicht ungleich, läßt der Elephant in dem Augenblicke ertönen, wo er sich wendet, um seinen Feind zu zermalmen oder selbst die tödtliche Kugel zu empfangen. Ich wußte daher immer auch in der Ferne, wann der Augenblick der Gefahr da war.

Eines Tages war ich den Jägern näher als gewöhnlich geblieben, weil man bei der Vereinzelung in einem sehr coupirten und felsigen Terrain, wo es von Elephanten lebte, größere Gefahr lief, als beim Nachfolgen. Plötzlich krachte es links und rechts, hinter uns Trompetenton und vor uns wühlte schon der Kopf eines mächtigen Thieres durch das dichte Gebüsch; wir standen auf einem glatten, nur wenig über den Boden erhabenen Felsen. Welches Glück, daß gerade der geschickteste Elephantenschütze, Major Rogers, bei uns war. Er sprang mitten zwischen die Elephanten, knallte dem nächsten rechts, bis auf Rüssellänge herantretend, ins Ohr, eben so rasch mit dem andern Laufe dem zur Linken in die Schläfe. Beide stürzten mit einem dumpfen Gestöhn wie umgeblasen; die andern eilten davon, als sie ihre riesigen Gefährten krachend im Gebüsche versinken sahen, deren Sturz ein Getöse hervorbrachte, wie zwei ferne Kanonenschüsse.

Seit der Zeit hatte ich genug von der Elephantenjagd gesehen und suchte lieber unter irgend einem Vorwande zu Hause zu bleiben. Am nächsten Tage tödtete Major Rogers ein Elephantenweibchen, welches im Fallen ein neben ihm laufendes Junges erdrückte, also zwei auf einen Schuß. Außerdem war erst ein junger Elephant erlegt, aber viele angeschossen. Der Prinz selbst war einmal in augen-

scheinlicher Gefahr gewesen, von einem dreimal in den Kopf geschossenen wüthenden Elephanten erreicht zu werden. Durch einen neuen Schuß wurde zum Glück der Elephant zum Fallen gebracht.

Am Tage vor unserer Abreise von Galbocka wurde vom Grafen v. O. ein großer Elephant geschossen, und weil es streitig war, welche Kugel für die tödtliche angesehen werden sollte und wem der Schwanz, die übliche Trophäe der Elephantenjäger, gebühre, machte ich mich mit dem Grafen auf, um den Leichnam zu untersuchen.

Still und lautlos ritten wir die engen Pfade, als kaum die Sonne aufgegangen war. Unser brauner Führer stand häufig still und horchte; dann bog er vom Wege ab, um uns nicht mit einer großen Heerde in Berührung zu bringen. Wir mußten weite Umwege machen, um den Platz zu erreichen, wo der Koloß gefallen war. Hier lag er neben einem kleinen Wasser, um und um der Boden roth von geronnenem Blute; am Rüssel und dem Maule, den einzigen antastbaren Theilen, sahen wir die Spuren von den Klauen und Zähnen der blutdürstigen Chittas (Leoparden). Leider hatten sie sich schon vor unserer Ankunft entfernt. Der Elephant, obwohl er für einen ganz ansehnlichen gehalten wurde, maß vom Scheitel bis zur Sohle doch nur etwa 8′; so sehr täuscht man sich im Betreff der Größe. Er hatte nur ganz kurze, gerade Stoßzähne, deren einen wir nach unsäglicher, anderthalbstündiger Arbeit ablös'ten, wobei wir mit Schweiß und Blut so bedeckt wurden, daß wir eher den Wilden, als civilisirten Europäern glichen. Nach vieler Mühe und mehrfachem Verirren erreichten wir unsere Station wieder; denn es ist nicht leicht auf den ungebahnten Wegen durch den Urwald zu reiten, und die Pferde müssen fest auf den Knochen und gut beschlagen sein, um nicht auf den nassen, schlüpfrigen Wurzeln auszugleiten und zu stürzen.

Es war damit unser Aufenthalt im Walde beendigt. Wir hatten während dieser Zeit mehrere Male Gelegenheit, die halb wilden Eingebornen dieser Gegend kennen zu lernen, welche weit herkamen, um den Prinzen zu sehen. Es war hier der einzige Ort, wo wir wirklich Wilde, das heißt, von keiner Religion und keiner Sitte etwas ahnende Geschöpfe gesehen haben. Sie wohnen in dem hohen Walde unter Palmenblättern in Erdlöchern, gehen den Schurz abgerechnet

völlig nackt und tragen Bogen und Wurfspieße. Von den Singhali's der Ebene werden sie Weddah's genannt und sind sehr verachtet, obwohl sie aus einer hohen Kaste stammen sollen.

Das erste Mal, als ich diese Kerle erblickte, machten sie einen höchst schauerlichen Eindruck. Es regnete stark, als man ihre Ankunft meldete, und daß sie bereit wären, vor uns einen Tanz aufzuführen. Es erschienen sechs kleine, magere, dunkel bronzebraune Kerle, mit weit über den Rücken herabhängendem rabenschwarzen Haar; nur Einer war etwas größer als die Uebrigen, doch nicht über 5'. Ihre Augen rollten unstät, ihre Sprache war ein heiseres, sehr hoch tönendes Geschrei; nur mit Mühe konnten die Singhali ihren Dialekt verstehen. Alle zitterten vor Nässe und Kälte, schienen aber dennoch höchst aufgeregt und ungeduldig, ihren Tanz zu beginnen. Dieser bestand in einem erst langsamern, dann immer schnellern Hin- und Herhüpfen auf abwechselnden Füßen, wozu sie die Augen gräßlich verdrehten und den Kopf tief niedergebückt hielten. Ein alter Mann, den wir anfangs nicht bemerkt hatten, sagte ihnen einige Worte vor, gleichsam Fragen, auf die immer einer mit großer Heftigkeit antwortete. Bald wurde das Tempo sehr rasch; sie hüpften jetzt mit beiden Füßen zugleich auf den Hacken bald vorwärts bald rückwärts und arbeiteten dabei so furchtbar mit den Armen, daß man fürchtete, sie würden sich dieselben gänzlich verrenken. Plötzlich warf sich einer der Länge nach in den von vielen Sprüngen aufgewühlten Koth und zappelte mit Armen und Beinen.

Wir hatten vollkommen zur Genüge an dem gräßlichen Schauspiel. Geld wurde ausgetheilt, allein sie kannten es nicht, und es erforderte viel Hin- und Herreden, um ihnen begreiflich zu machen, daß Kupfergeld weniger gelte als Silber. Ein Taschentuch, das ihnen Rogers schenkte, machte bessern Effekt; derjenige, welcher es erhalten hatte, befestigte sich dasselbe gleich um die Hüften und tanzte damit wie toll, warf sich aber auch bald damit in den Dreck. Die Andern wollten auch Tücher haben; ein Stück Baumwollenzeug wurde zerrissen und ausgetheilt. Sie befestigten sich die Stücke um den Kopf. Dankbezeugungen schienen sie weiter nicht zu kennen. Statt dessen fingen sie ihren scheußlichen Zappeltanz wieder an, der

für's Erste nicht geendet haben würde, wäre nicht der Prinz auf den Gedanken gekommen, ihnen Branntwein reichen zu lassen. Sie sollen nämlich einen Abscheu vor diesem Getränke haben. Keiner wollte zuerst davon versuchen. Nur der Alte trank und versicherte die Uebrigen, das Getränk sei vorzüglich. Darauf versuchte es auch ein Zweiter; er sperrte den Mund weit auf und goß sich etwa ein halbes Bierglas auf einmal in den Hals. Welches Entsetzen, welches Geschrei! In den höchsten Jammertönen explicirte er den Andern, er habe Feuer im Leibe, deutete auf seinen Magen und krümmte sich erbärmlich. Diese stimmten in das Geheul mit ein, sahen sich ängstlich um und entflohen Alle auf einmal mit großer Hast.

Nachher habe ich nur noch einmal diese langhaarigen Kerle gesehn; es war auf einer Station näher gegen Badulla zu. Sie trugen schöne Bogen von rothem Holze und schossen ganz vortrefflich damit. Mr. Lavard versprach demjenigen einen Sixpence, der seinen Hut treffen würde; der Hut wurde auf 60 Schritt Distance auf einen Stock gehängt, und trotz der Abenddämmrung fiel der Hut vom Pfeil durchbohrt auf den ersten Schuß.

Bei unserer Abreise von Galbocka am 30. November hatten wir viel Schwierigkeit, durch die angeschwollenen Bergströme (den Utiyawa-Oya) zu kommen; unsere rüstigen Pferde trugen uns jedoch immer glücklich hindurch, so steil auch das Ufer und so reißend das Wasser war. Am Abend kamen wir nach Wellawa.

Am anderen Morgen (den 1. Dec.) brachen wir früh auf und erreichten um 10 Uhr die Frühstücksstation Bobola. Die Nacht blieben wir in Palevalla und hielten von dort aus am 2. Dec. eine neue gefährliche Elephantenjagd, bei der jedoch nicht ein einziger getödtet wurde. Ich hielt mit den Bedienten auf einem großen Paddy-Felde und fing Insekten, während die Herren mit der Jagd beschäftigt waren. Da sah ich plötzlich alle unsere Eingeborenen in großer Eile den Bäumen zustürzen. Ich hielt es für gerathen, bald ein Gleiches zu thun; denn ein heftiges Krachen und Knacken kündigte die Nähe eines Elephanten an, und kam reißend geschwind auf uns zu. Kaum hatte ich die Sumpfebene hinter mir und den Baum im Rücken, als

ein starker Elephant im schnellen Trabe aus dem Dickicht hervorbrach. Ein jauchzendes Geschrei, welches die Eingeborenen anstimmten, das Geschrei der Elephantentreiber, bewog ihn indessen seitwärts einzulenken; bald hörte man seine krachenden Schritte nicht mehr. Das dichte Unterholz hielt seinen Trab nicht stärker auf, als das hohe Gras einer Wiese den Galopp eines Pferdes.

Was die Größe der Elephanten anbelangt, so habe ich mich überzeugt, daß man sich viel Uebertreibung darin hat zu Schulden kommen lassen. Ich habe hier keinen gesehen, der über 8′ hoch gewesen wäre. Die zahmen in Indien sollen größer werden. Auch in Beziehung auf die Zähne ist man gewöhnlich in dem Wahne, daß jedes Männchen damit begabt sei. Dies ist ganz unwahr. Unter hundert Elephanten haben nur vier oder fünf ausgebildete Stoßzähne. So sagte mir der Major Rogers, welcher 1400 Elephanten mit eigener Hand getödtet hat. Als er vor sechs Jahren bei dem dreizehnten Hundert war, hat er aufgehört zu zählen. Sein ganzes Haus ist voll Elfenbein; denn unter den getödteten waren einige sechzig Zahnelephanten. An jeder Thür seiner Veranda lehnen gewaltige Zähne; im Speisesaale sind alle Ecken mit hochaufgebauten Zahntrophäen ausgeschmückt. Schreckliche Abenteuer hat er erlebt. Einmal hat ihn ein wüthender Elephant mit den Füßen und dem Rüssel so bearbeitet, daß nur die Tiefe des Loches, in welches der letztere ihn getragen, sein Leben gerettet hat. Durch das Stoßen mit den Füßen, welches die gewöhnliche Art und Weise ist, wie ein Elephant seinen Feind tödtet, waren ihm sämmtliche Rippen der rechten Seite und der rechte Arm an drei Stellen zerbrochen und außerdem noch die Schulter ausgesetzt. Zwei seiner Jagdgefährten hat er auf ähnliche Weise umkommen sehen; er selbst, eine eisenfeste Natur, ist mit dem Leben davongekommen und hat seine Niederlage fürchterlich gerächt.

Die Elephanten thun hier viel Schaden an den Pflanzungen und Reisfeldern. Man rechnet, daß sie trotz der häufigen Jagden sich jährlich um 600 bis 800 Stück wenigstens vermehren. Die nördlichen Gebirge, die wir nicht berührten, sind durch sie ganz entvölkert; an den Wegen, die hindurch führen, sind die dicksten Bäume

mit Leitern versehen um als Zuflucht der Wanderer zu dienen. An Ausrottung dieser Bestien ist also für's Erste nicht zu denken, ein kleiner Trost für die Zoologen späterer Zeit.

Die Jagd am 2. Dec. war die letzte, welcher wir beiwohnten. Wir kehrten nun auf ungebahnten Pfaden nach dem sechs Meilen entfernten Taldenia zurück. Es ging auf glatten Klippen so steil bergan, daß unsere Pferde wie Ziegen klettern mußten, und der Reiter, welcher sie am Zügel führte, immer in Gefahr war, von ihnen hinabgerissen zu werden. Es begann schon zu dämmern und wir sollten zu Abend noch in Badulla sein. Auf der schlimmsten Stelle hatte ich das Unglück, daß mein Pferd in eine Vertiefung hinabglitt und den Sattelgurt zerriß; doch wurde der Schaden mit guter Hülfe bald wieder hergestellt. Wir setzten durch den stark angeschwollenen Badulla-Oya, der uns etwa bis an den Magen reichte, und kamen so nach Taldenia. Nun gings im schlanken Galopp vorwärts, so lahm die Pferde auch waren; mit fürchterlichen Peitschenhieben wurden sie zur Eile getrieben. Dennoch war es finstere Nacht geworden, und noch lag ein weiter und schlimmer Weg von zehn Meilen vor uns. Die Gesellschaft war sehr zerstreut; nur durch Rufen und Schreien hielt man sich mit Mühe zu zweien oder dreien zusammen. Wie wir in der Dunkelheit über diese schmalen Bambusbrücken und die steilen engen Pfade ohne Unglücksfall hinüber gekommen sind, ist mir unbegreiflich.

In Badulla wurde den Pferden drei Tage Ruhe gegönnt, das gänzlich verstockte Gepäck zum ersten Male seit acht Tagen in der Sonne getrocknet und revidirt. Es war kein Stiefel heil, kein Kleidungsstück ganz geblieben, die Leinenwäsche war nicht wieder weiß zu waschen und die Koffer ganz aufgelös't, so daß sie mit Stricken zusammengebunden werden mußten. Ich wende das Auge von meinen Strümpfen und den ledernen Beinkleidern, die wie Bretter anzufühlen waren, um meinen Reisebericht so schnell als möglich zu beendigen. Den 3. und 4. Dec. blieben wir in Badulla. Von da brachen wir am 5. Dec. auf und erreichten nach einem dreitägigen Ritt durch das Gebirge über Habu Talla und Badgangodde die Stadt Ratnapura am 8. Dec. — —

Vierter Brief.

Ratnapura. — Die Edelsteinfischerei. — Abreise nach dem Adamspik. — Gebirgswald. — Blutegel. — Palebadulla. — Pilgerweg. — Lady Brownriggs resthouse. — Gipfel des Adamspik. — Tempel. — Rückkehr nach Colombo.

Patna, den 27. Januar 1845.

Ich führe Dich einige Meilen zurück nach Ceylon zur interessantesten Stelle des gewürzduftenden Eilandes, dem Adamspik. In Ratnapura waren wir am 8. Decb. angekommen und hatten uns in einem freundlichen Bangalo, einem von allen Seiten offenen Landhause, von den ermüdenden Wegen und den Strapazen der Elephantenjagden erholt. Zwei Tage mußten dazu hinreichen, während welcher Zeit uns der blutjunge Präsident des Bezirks, Mr. Power, ein trotz seines Namens schwächlicher Mann, auf's Beste bewirthete.

Die Stadt liegt reizend, obgleich von alten Monumenten nichts mehr zu sehen ist; denn Vegetation und Nässe zerstören schnell, was nicht reparirt wird. Dessen ungeachtet hat das Ganze einen alterthümlichen Anstrich. Auf einer Hügelreihe am Ufer des schönen Kalu-Ganga (nicht allzunah, denn er ist gefährlich) liegen die einzelnen Gebäude mit breiten Dächern und tiefen Verandas. Die größern unter ihnen sind gelb und weiß angestrichen und haben einen schönen Rasenplatz und dichtes Blumengebüsch mit großen gelben Glocken- und Passionsblumen im Vordergrunde. Prächtige Brodfruchtbäume stehen meist darauf und der seiner Früchte wegen sogenannte Mandelbaum, beide mit weißer glatter Rinde. So wie die Menschen hier mit einem leichten Baumwollentuche ausreichen, so giebt es auch in Ceylon keinen einzigen Baum der einen so dicken und rauhen Pelz brauchte wie unsere Eichen; die meisten haben eine glatte, glänzende Rinde.

Nur eine Straße von Ratnapura besteht aus zusammenhängenden Häuserreihen; es ist der Bazar, worin auch hier die Gewürzläden

vorherrschen; denn der Kurrie ist fast die einzige Speise vieler Tausende. Man findet hier aber auch viele interessante Produkte des cinghalesischen Kunstfleißes. Sehr häufig sieht man hier die Steinschleifer ihre bleiernen Räder mit einer Art Violinbogen in Schwung setzen; ihr Turban und die mehr citrongelbe Gesichtsfarbe unterscheidet sie meist als Mohamedaner.

Die berühmten ceylonischen Edelsteine kommen zum großen Theil von Ratnapura und bilden einen Hauptzweig des Handels. Es traf sich so glücklich, daß wir schon am ersten Tage unsers dortigen Aufenthalts einem untersetzten, freundlichen Gentleman in weißer Jacke und Beinkleidern begegneten, der uns mit vieler Artigkeit holländisch ansprach und sich als den Oberintendanten der Edelsteinfischerei zu erkennen gab. Er erbot sich mit Vergnügen, obgleich es Sonntag war, vor den Augen des Prinzen fischen zu lassen. Die Edelsteine werden hier nämlich seltsamer Weise gefischt wie die Perlen.

Wir begaben uns also am Sonntag Morgen zum Flusse, dem Kalu-Ganga, hinab. Nur an wenigen Stellen tritt dieser aus seiner bunten Einfassung von haushohem Bambus mit gelben zierlichen Stämmen und frischem, saftgrünen Laube hervor. An einer dieser Stellen, die wir nach einem beschwerlichen Marsche durch halb unter Wasser stehende Reisfelder, in welchen es von Blutegeln wimmelte, erreichten, lag die Fischerei. Ein kleiner Nebenarm des Flusses war die Fundgrube. Wir sahen dort sechs braunrothe Kerle bis an die Brust im Wasser stehen und mit langen Karsten im Wasser arbeiten. Alle standen in einer Linie quer durch den Fluß und schaufelten den edelsteinhaltigen Schlamm vom Grunde auf, dem Laufe des Flusses entgegengewandt. Die Tiefe des Lochs, welches sie in dem Flußbette aufgewühlt hatten, mochte wohl 12 bis 14′ betragen. Allen Schlamm häuften sie vor ihren Füßen auf; das Wasser des Flusses spülte dort die feinen Schlammtheile fort, und nur der grobe Grand und Thon blieb zurück. Jede halbe Stunde ergriffen sie flache Körbe, tauchten damit unter und brachten sie gefüllt herauf, schaukelten sie im Wasser geschickt hin und her, daß alle leichteren Theile entfernt wurden, und trugen dann die mit grobem Sand und Kies gefüllten Körbe zur Besichtigung an das Ufer. Außer körnigem Kalk

und Stücken blauen Thons und Glimmer war darin ein feiner bunter Sand aus Quarz-, Feldspath-, Rubin- und Topasstückchen enthalten. Höchst selten sind größere Rubine, am seltensten gute Saphire; Topase dagegen, oder fälschlich sogenannte gelbe und gelbgrüne Saphire kommen häufiger vor.

Unglücklicher Weise fischten die Leute gerade an dem Tage, als wir ihnen zusahen, auch nicht einen einzigen guten Stein, einige wenige dunkelblaue Saphirstückchen abgerechnet, die nicht besonders schön waren. Es war mir dabei die großartige Gemüthsruhe des guten Holländers sehr unterhaltend, der in weißer Jacke mit seiner Thonpfeife, in ungestörter Heiterkeit den ganzen Tag lang dem erfolglosen Fischen zusah.

Am folgenden Tage (am 9. Dec.) fanden wir nach einem guten Frühstück Kavalleriepferde bereit, uns bis zum Fuße des Adamspik zu tragen. Es war herrliches, mildes Wetter. Der Weg führte uns zuerst über einen üppigen Rasen durch Pflanzungen von zarten, schlanken Arekapalmen, deren zierliche Kronen man in Indien schmerzlich vermißt. Kokos- und breitlaubige Brodfruchtbäume verstecken niedrige Lehmhütten, unter deren Dach man schwarzhaarige, nackte Kinder spielen sieht, während die Mutter, in weiße Tücher gewickelt, mit dicken Silberringen an jedem Fuße emsig an der Spindel Wolle dreht. Der Mann sitzt daneben und glaubt wie unsere Tabakraucher auf dem Sopha seine Zeit überflüssig auszufüllen, indem er Betel kaut und vielleicht überschlägt, wie lange die zu seinem Haupte aufgehängte Bananentraube ausreichen werde. Ueberall sieht man Wohnungen zerstreut oder in Haufen beisammen. Man kann nie sagen: Hier fängt ein Dorf an, hier hört es auf.

Die Umgebung der weiter entfernten Dörfer ist höchst reizend. Die bebauten Felder bieten einen viel mannichfaltigeren Anblick dar, als die Abwechslung von Hafer, Waizen und Gerste bei uns. Nie sah ich ein schöneres Grün, als die frische Sammetfarbe des jungen Reises vor der Blüthe; braune Korakanfelder waren daneben (Eleusine Coracana), türkischer Waizen schon in Aehren stehend und viele Gräser, die als Getreide kultivirt werden. Ueberall, mochte es auch nur eine kleine Reihe an unserm Wege liegender Häuser sein, fanden

wir die gebräuchlichen Ehrenpforten, von gelblichem Kokoslaube zierlich geflochtene, einfache Bogen, in der Mitte mit den blauen Blüthenkolben des Bananenbaumes verziert.

Der Weg war fast zehn engl. Meilen lang zu beiden Seiten mit Guirlanden von Schlingpflanzen, die den Bindfaden liefern, Kokoslaube und Bambusstöcken eingefaßt. Solche kleine Spielereien, wenn auch mit vielen Umständlichkeiten verknüpft, auszuführen, ist eine Liebhaberei der sonst so trägen Singhalis und sie bieten ganze Dorfschaften auf, um dergleichen herzurichten, ohne die geringste Aussicht auf Gewinn.

An den Pforten hatte sich gewöhnlich ein Trupp festlich gekleideter Landbewohner, ihre weißbärtigen Headmen (Häuptlinge) an der Spitze, versammelt, um den Prinzen zu sehen und zu begrüßen.

Wir waren bald außer dem Bereich des flachen Landes; wilde Bäche und kleine Flüsse mit steilen Ufern begannen dem weniger sattelfesten Reiter nicht geringe Schwierigkeiten entgegen zu stellen. Der Weg wurde enger und steiler. Bald ritten wir an Abhängen mit wunderschönen Gebirgsansichten hin. Wie prachtvoll sieht ein Palmenhain aus mit grünen himmelhohen Bergen dahinter; wie frisch und duftig ist das dichte Gebüsch des Vordergrundes. Seltsame Gewächse zeigten sich, die wunderbare Kannenpflanze (Nepenthes distillatoria) mit einer Art Krug an jeder Blattspitze rankte im Gebüsch und fußlange Krüge schwankten an den Zweigen. Hin und wieder wurde man angenehm durch den Anblick des Adamspik mit seiner schlanken Kegelspitze überrascht. Indessen hatten wir noch drei tiefe Thäler und eine Menge steiler Flußbetten und reißender Flüsse zu durchkreuzen, ehe wir die Gebirgsregion erreichten.

Der Wald fing hier an hochstämmig zu werden. Die bekannten indischen Feigen (der Bobaum) und zwei andere Arten Feigenbäume (ohne Früchte) mit einigen zwanzig dicken Stämmen, die alle in eine einzige Krone sich vereinigen, ganz verschieden von allen andern Bäumen, machen einen höchst wunderbaren, fremdartigen Eindruck. Hier strebt der hohe Ebenholzbaum zum Himmel mit fast schwarzem Laube, welches aber erst 40′ vom Boden vom weißen Stamme herabhängt; neben ihm der Kalamander und der Sandelholzbaum (Pterocarpus

Sandalinus); die beiden letzten jedoch seltener. Pfefferreben und eine Fülle von schönlaubigen Farrenkräutern bedecken die meisten Baumstämme, so daß es oft schwer hält, das eigentliche Laub eines Baumes zu erkennen; denn auch die Zweige ernähren eine Menge von oft prachtvoll blühenden, geisblattartigen Schmarotzern.

Hier in dieser Region des Laubwaldes, etwa 1500′ über dem Meere, nahm die Steigung des Bodens bedeutend zu. Die beständig herabspülende Feuchtigkeit hatte den engen Pfad in ein Gewirr von schlüpfrigen Wurzeln an den glatten Felswänden verwandelt. Wir mußten die Pferde voranführen lassen und uns zu Fuß auf den beschwerlichen Wegen fortarbeiten, was uns hier besonders unlieb war, da die blutenden Füße der Pferde auf eine ungewöhnliche Menge der Blutegel (landleaches), dieser schrecklichen Plage Ceylons, schließen ließen. Es hatte noch dazu am Tage vorher geregnet, was diese kleinen Geschöpfe zu Millionen hervorlockte; bald überzogen sie unsere Kleider und erspähten unfehlbar jede, auch die kleinste Oeffnung, um uns auf das Schrecklichste zu quälen. Die sorgfältigsten Vorsichtsmaßregeln, die Füße und Beine zu schützen, waren ganz vergebens; da die Thierchen oft wie eine Stecknadel dünn sind, arbeiten sie sich durch das Zeug hindurch, oder kriechen auch bis zum Halse hinan und sind da noch weit unangenehmer. Unsere Singhalesen hatten trotz ihrer nackten Füße weniger zu leiden als wir, da sie die Blutegel sehr geschickt abzustreifen verstehen.

Der Hochwald war nun durch eine mit Jungle überwachsene Fläche unterbrochen, deren Dickicht eine solche Dichtigkeit und Tiefe hatte, daß man förmlich darin versinken konnte, wollte man vom Wege abweichen. Am Ende dieser Ebene lag ein aus wenig ärmlichen Hütten bestehender Ort, Palebadulla*), meist von Priestern mit kahlen Köpfen und gelber Toga bewohnt. Eins der Häuser war zu unserer Aufnahme ausgeschmückt und eingerichtet, d. h. man hatte die aus geflochtenen Matten und Kuhdünger bestehenden Wände mit buntem, roth und weißen Baumwollenzeuge behängt, in den Lehmfußboden vier Stöcke mit Querhölzern darüber

---

*) Palabatula nach Ritter, Asien, Bd. VI. Seite 210.

eingerammt, um als Tisch zu dienen und eine niedrige, breite, aus Zweigen geflochtene Bank hineingeschoben, die Bett und Stuhl vorstellte. Vor dem Mittagsmahl wurde noch eine Jagd veranstaltet; allein die Herren brachten außer wenigen Vögeln nur eine Masse Blutegel mit nach Hause.

Nach einigen Stunden Ruhe brachen wir in der frühesten Morgendämmerung am 10. Dec. zum Ersteigen des Adamspik auf, alles Gepäck zurücklassend. Hier hörte die tropische Vegetation auf; von den Palmen war längst schon Abschied genommen, aber der dichte dunkle Wald mit seinem schwarzgrünen Laube gab uns noch lange bei der beschwerlichen Arbeit des Steigens Schatten. Es galt von nun an über die glatten, nassen Felsen, oder die schlüpfrigen Wurzeln steil aufwärts zu klettern ohne allen Halt und Ruhepunkt.

Da der Weg zum Adamspik alljährlich von vielen Tausenden von Pilgern, Mohamedanern sowohl als Brahmanen und Buddhisten betreten wird, sollte man erwarten, hier einen bequemen Pfad vorzufinden; aber nur das Allernöthigste ist geschehen; hier und da ist eine aus schwachen Zweigen zusammengebundene Leiter angelehnt, wo es gar zu steil ist, und bei sehr glatten Felsen sind einige Stufen eingehauen. Sonst zeigen die knorrigen Wurzeln des Eisenholz- und Lorbeerbaumes fast allein, daß Menschen diese Pfade betraten, und zwar schon seit vielen Jahrhunderten, denn ehe nackte Füße in diesen unverwüstlichen, harten Holzarten Spuren zurücklassen, wie mancher Fußtritt muß sie da berührt haben, und an einigen Stellen glichen diese Wurzeln wirklich ausgetretenen Treppenstufen. Nach einem beschwerlichen Marsche von anderthalb Stunden fanden wir die Ruinen eines kleinen Hauses, worin wir uns einige Augenblicke, aber des kühlen höchst unbehaglichen Nebelwindes wegen auch nicht länger aufhielten. Bald darauf passirten wir das letzte breite Flußbette, eine Gegend, die dem Bodekessel bei der Roßtrappe am Harz nicht unähnlich war; aber welche Fülle von Blumen! Aus den nackten Felsplatten entsprießen drei Arten von Balsaminen, von denen jede eine Zierde unserer Gewächshäuser sein könnte; daneben überwuchert das schwarze Gestein ein Rasen der allerschönsten Farrenkräuter und Moose; die ersteren oft von so zierlichen Blattformen, daß man Phan-

tasiegebilde irgend eines ausgezeichneten Malers hier verwirklicht zu finden glaubt. An die Stelle der tropischen Flora ist hier eine reizende, kräftig frische Alpenvegetation getreten; Vieles erinnert an unsere Gebirgsthäler, das Vergißmeinnicht und das Kreuzkraut sehen äußerst europäisch aus; allein die Farben sind kräftiger, sie behalten noch etwas von ihrem tropischen Glanze, und der Zuschnitt ist großartiger.

Ueber einige glatte Felswände, an denen Buddhasiguren und uralte Inschriften eingemeißelt waren, kletterten wir mittelst Hühnerleitern und eingehauener Stufen weiter. Bald ging es zu unserm Verdrusse, nachdem wir eben den steilen Hang erstiegen hatten, eben so steil wieder hinunter, bald mußten wir viertelstundenlang im rieselnden Wasser waten; dann wird plötzlich der Felsen so glatt wie polirt, und man ist froh, gefallen zu sein, ohne sich die Nase zerschlagen zu haben. Wie köstlich erquickend waren für uns hier die Früchte der zu unsern Füßen liegenden Zone, Kokos und Orangen, die uns ein Eingeborener nachgetragen hatte. Diese Singhali sprangen mit großen Lasten auf dem Kopfe vor uns her wie die Gemsen; es wird ihnen mit ihren nackten Füßen so leicht, die glatten Felsen zu ersteigen, daß ich anfing, unsere Pilgerfahrt für viel verdienstlicher als die der Buddhisten zu halten.

Sehr erschöpft erreichten wir am Ende der vierten Stunde eine der offenen Hochebenen; der steile Pik, ein einziger Felsenkegel, stieg majestätisch hinter ihr auf. Es war das erste Mal, daß wir ihn ganz sahen; aber wie sollten wir da hinauf kommen! Die Klauen einer Fliege oder die Füße eines Gecko schienen dazu die nothwendigste Bedingung. Ein großes Gebäude, sehr ähnlich dem auf der Schneekoppe, lag in der Mitte der kleinen Ebene. Inwendig war nichts, als die kahlen grauen Wände; das Licht kommt durch die Thür hinein. Ein höchst unbehaglicher Aufenthalt, wenn nicht das Feuer unseres geschickten Kochs und der Duft seines ausgezeichneten Kurrie uns etwas Trost versprochen hätte. Bald trieb uns indeß ein für unsere verwöhnte Haut sehr empfindlicher Zugwind aus den unerquicklichen Mauern von Lady Brownriggs resthouse. Eine Lady ist hier gewesen und auf ihre Kosten ist dies Gebäude errichtet. Ich

schätze diese Dame viel höher, als das Verdienst der Gräfin X..., die sich an den Armen die Pyramiden hinaufreißen ließ. Der Weg ist hier oft eben so steil und um Vieles schlüpfriger.

Daß wir die Luft in einer Höhe von 5600′ kühl und dünn fanden, wird man sehr begreiflich finden, da wir an eine Wärme von 22 bis 24° im Thale gewöhnt waren. Hier waren nur 14°, wobei man freilich bei uns noch nicht einzuheizen pflegt.

Ein Thal trennte uns noch vom Pik, genauer genommen ein tieferes und zwei schmalere, und es that mir jedesmal leid, wieder hinabzusteigen und den Vortheil aufzugeben, den man mit so vieler Mühe errungen hatte. An der eigentlichen Basis des Kegels angelangt fanden wir eine bedeutende Veränderung der Vegetation; der Laubwald trat zurück, und hier hätte nun nach der gewöhnlichen Erfahrung das Nadelholz beginnen sollen. Von diesem fand sich nicht die geringste Spur; auch die schönen Alpen-Gentianen und Eriken erschienen nicht. Aber welch ein prächtiger Ersatz statt dessen! Der kahle Felsen konnte nicht mehr so hochstämmige Bäume hervorbringen; das Laubholz hört ganz auf, und macht nun einem Walde von 15 bis 20′ hohen Rhododendronbäumen Platz, welcher immer mehr die Oberhand gewinnt. Das niedrige Gesträuch besteht aus myrthenartigen Pflanzen, zum Theil herrlich duftend.

Von Zeit zu Zeit hatten wir schon köstliche Durchsichten auf die tiefer liegenden Berge und Gebirgsthäler, und nicht gar weit zu unsern Füßen leuchtete ein Streifen Meer, von dessen unmittelbarer Nähe es erst schwer hielt sich zu überzeugen. Der Berg ist nicht höher, als die, welche in der Schweiz von dem Reisenden gewöhnlich bestiegen werden; aber nirgend hat man dort eine dem Meere gleiche Ebene zur Vergleichung der Höhe. Etwa 600′ unter der höchsten Spitze hört an der Seite, wo der Weg hinauf führt, aller Pflanzenwuchs auf, nicht der Höhe wegen, sondern weil die Spitze des Adamspik eine einzige Felsenmasse (Gneuß mit Hornblende) ohne alle Erdbedeckung an den Seiten ist. Hier kann man leicht von Schwindel ergriffen werden, wenn man dazu geneigt ist. Auf eine eigenthümliche Art hat man den Pilgern den Weg erleichtert. Stufen in den Felsen zu hauen, war zu umständlich; statt dessen findet man

zahllose Ketten von jeder Art der Gliederung an den steilsten Felsenwänden angeschmiedet. Sie hängen zu Dutzenden rechts und links, uralt und rostig und von neuem Gepräge; denn es ist ein verdienstliches Werk solche Kette anzulegen, so daß man beim Fallen immer in dem eisernen Netze aufgefangen würde. Hat man sich einige funfzig Schritt hinaufgehaspelt, dann kommt wieder ein Absatz, auf welchem man Fuß fassen kann, doch nur, um zu seinem Schrecken vor sich einen Ueberhang zu erblicken, zu dem man nur auf einem sehr luftigen Wege mit Hülfe von Dräthen gelangen kann. Das letzte Ende ist besonders unangenehm; eine eiserne Treppe schwebt hier in der Luft, und ist so aus ihrer ursprünglichen Lage gewichen, daß die Stufen eine fast senkrechte Richtung angenommen haben. Ist sie glücklich überwunden, da heißt es endlich: Land! Die Pilgerfahrt ist vollendet.

Der Prinz war der Erste oben mit dem Grafen O. Ich hatte mir zu viel Pflanzen aufgepackt und schleppte schwer an meinen mancherlei Apparaten. Eine Treppe führte zum Eingang der Mauer, welche die höchste Spitze rundum einfaßt. Die Fläche ist oben nicht breiter als etwa 40 bis 50′. Die ganze Südseite prangt in der prachtvollen Scharlachblüthe des Baumrhododendron's, und ein Blumenreichthum wuchert zwischen dem dichten Grase, der seines Gleichen sucht. Alles war neu und seltsam. Am wunderlichsten nahm sich ein kleiner Tempel von Eisenholz mit vielem Schnitzwerk unter dem niedrigen Ziegeldache aus. Er war etwa 8′ hoch und enthielt 10′ im Quadrat. In ihm befindet sich das Heiligthum, welches die zahllosen Pilger herbeizieht, der berühmte Fußtapfen, wie die Christen und Muhamedaner sagen, des Adam, wie die Buddhisten sagen, Gautama Buddha's, wie die Brahmanen sagen, Vischnu's. Der Felsblock, auf dem der Fuß sich eingedrückt hat, ist die Grundlage des kleinen hölzernen Hauses, Tempel genannt. Man sieht hier allerdings etwas, das aussieht wie eine Fußspur, einen etwa 3′ langen Eindruck, an welchem die Zehen höchst ungeschickt mit Gyps ergänzt sind; aber welche Krüppel müßten wir sein, hätte unser Aeltervater Adam auf solchen Füßen gelebt. Die Einfassung des Fußabdrucks ist ein goldener Rahmen, mit vielen Edelsteinen von bedeutender Größe besetzt; einige davon sind wirklich ächt.

Hier an diesem dürftigen Platze verrichten jährlich Tausende ihr gläubiges Gebet. Die Vorschrift für die Wallfahrer ist, in einem Zuge den Berg hinauf zu klettern, dann, nachdem das Gebet verrichtet und das Geldopfer gebracht ist, ohne umzuschaun wieder hin abzusteigen; fürwahr eine tüchtige Strapaze. Unter dem Dache des Heiligthums hockte ein schmutziger Priester vor einer Schüssel mit Geldstücken; ein Wink mit dem Zaunpfahle. Als einige Schillinge hineingethan waren, raffte der Gottesmann sie schleunig zusammen und stellte die lockende Schüssel wieder an ihren Platz.

Nur auf einen Augenblick, nachdem wir oben angekommen waren, genossen wir eine weite Aussicht, die allerdings etwas zu einförmig war, um schön genannt zu werden. Rund umher nichts als Bergkuppen, mit grünem Walde dicht bedeckt; dieser Wald aber verdeckt auch Alles, was der Gegend den Reiz der Mannichfaltigkeit geben könnte. Die nächsten, den Pik umgebenden Bergzüge sind so hoch, daß man von den tiefern Gegenden gar nichts, und nur an einer Stelle die See wahrnehmen kann. Kaum hatten wir uns einige Minuten an der Aussicht erfreut, als ein frischer Nordwest zuerst die fernern, dann die nähern Bergspitzen und endlich den Pik selbst in dichte Nebel hüllte. Wir nahmen also Abschied von der Außenwelt, wickelten uns in unsere Marinaro-Mäntel und suchten unsere Hütte auf, die aus Bambus und Palmenblättern geflochten war und als einzige Bequemlichkeit drei von Stöcken gemachte Bänke und eben solchen Tisch enthielt. Ein Zugwind aus Nordwest pfiff, als wir uns nach der Mahlzeit in unsere Mäntel gewickelt zum Schlaf niederlegten, so lebhaft durch die luftigen Wände und war so frostig, daß wir abwechselnd in der Nacht aufstanden, um die erstarrten Füße und Arme wieder durch Bewegung zu beleben.

Um 6 Uhr am andern Morgen (den 11. Dec.) war das Thermometer bis auf 6° über den Gefrierpunkt gefallen; es war deshalb Keinem unerwünscht, daß man sich bald in Bewegung setzte, den Rückweg anzutreten. Am untern Anfang der Ketten angelangt, die mir beim Herabsteigen noch bedenklicher vorkamen als am Tage vorher, wenn gleich der Nebel den ganzen Ueberblick der Tiefe hinderte, bemerkten wir die unwiderleglichsten Spuren eines Elephanten, den

wir in solcher Nähe diese Nacht nicht geahnt hatten. Wenn ein solcher Koloß es auch möglich macht sich die steilen Felsblöcke mit Hülfe des Gesträuchs hinaufzuwinden, so ist die Frage, wie kommt er von dort wieder glücklich herunter; denn das Herabsteigen ist viel schwieriger als das Hinaufsteigen. Auch wir machten diese Erfahrung. Man konnte sich auf den steilen Pfaden nur springend oder stürzend fortbewegen, was das Knochensystem und noch mehr das System der Stiefel und Schuhe dermaßen erschütterte, daß bald die traurigsten Folgen ersichtlich wurden.

Es war bestimmt, die ganze Strecke, bei der wir bergauf 6½ Stunde zugebracht hatten, in einem Zuge zurückzulegen. In vier Stunden mußten wir unten sein; schon nach anderthalb Stunden war aber die ganze Gesellschaft zerstreut und vereinzelt. Da ich viel Samen und Kräuter auflas, auch beim Steinklopfen mich öfter aufhielt, war ich bald der letzte, bald wieder vorn und sah dabei die Leiden des ganzen Zuges. Hier lahmte Einer mit verlorener Sohle; ein Anderer lief fast ganz baarfuß; der oben genannte Mr. Power ließ sich, von der ungewohnten Anstrengung erschöpft, von zwei Eingebornen unterstützen. Der Prinz war bald allen Uebrigen eine Stunde voraus. Als ich endlich mit meinen schweren Taschen im Rasthause zu Palebadulla ankam, fand ich ihn fest schlafend.

Wir hielten dort nur so lange an, als nöthig war, die zerrissenen Kleider mit andern zu vertauschen, und weiter ging's durch die böse Blutegelregion auf müden Füßen dem Orte zu, wo wir Pferde zu finden erwarteten. Sie waren nicht da; wir mußten also mit eigenen Füßen durch einen tiefen Bach waten und hatten dabei die schlimme Aussicht, noch zehn englische Meilen zu Fuß laufen zu müssen. Schon hatten wir uns in das harte Schicksal ergeben, als die verspäteten Rosse erschienen. Rasch ging's nun wieder Ratnapura zu, wo wir den zerschlagenen Gliedern, deren Gelenke noch lange schmerzten, einige Ruhe gönnten. Dann fuhren wir (am 13. Dez.) auf einer mit Blumen- und Fruchtguirlanden wunderbar zierlich ausgeschmückten, großen Barke den schönen Kalu Ganga bis Caltura hinab. Eine reizende Fahrt, bei der Affen und schöne Vögel in Menge geschossen wurden.

Wir erreichten Caltura am Abend des zweiten Tages (am 14.

Dez.), fanden dort einen Wagen des Gouverneurs, der uns in anderthalb Stunden nach Colombo brachte. Dort ließen wir uns noch fünf Tage bewirthen und segelten dann auf dem englischen Kriegsdampfschiffe Spiteful, Kapitain Maitland, nach Trinkomali ab.

Fünfter Brief.

Abreise von Colombo. — Trinkomali. Madras. — Der Felsentempel von Mamalaipur. — Calcutta. — Palais des Lord Hardinge. — Barakpur. — Die Palankine. — Das indische Flachland. — Gaya. — Umgebung der Stadt. — Tempel des Vischnupadda. — Die Priester. — Patna. — Die Opiumkultur.

Patna, den 28. Jan. 1845.

Am 18. Dez. Nachmittags verließen wir auf dem wunderschönen Kriegsdampfschiffe Spiteful, welches die Königin zur Disposition gestellt hatte, unter Kanonendonner und Musik den alten guten Gouverneur, den lieben Kapitain Maclean, eine Menge anderer lieben Bekannte und Freunde und das herrliche Colombo, segelten um die Südspitze der Insel und landeten in zwei Tagen an der Nordostküste in dem schönsten Hafen der Welt, zu Trinkomali. Zwei Tage wurden in den köstlichen Wäldern der kleinen Inseln, welche den Hafen einfassen, und in denen der Küste mit Jagd und Insektenfang zugebracht. Der Admiral im Hafen bewirthete uns mit vielem Aufwand in seinem Feenpalais am Ufer; Spazierritte längs der Küste wurden bei ewig lächelndem Himmel und spiegelblanker See gemacht.

Nach zwei Tagen sagten wir der schönen Insel nicht ohne Betrübniß Lebewohl. Allgemein war der Gedanke, daß wohl der schönste

Theil der Reise hinter uns liege. Kaum hatten wir den Hafen verlassen (den 22. Dez.), als die See sehr unruhig wurde; wir hatten eine sehr böse Ueberfahrt und viel von Seekrankheit zu leiden. Am 24. erreichten wir Madras, eine wundervolle Stadt; wir vermißten nur die Gebirge, um sie durchaus unvergleichlich zu finden. Der Gouverneur, Lord Hay, räumte uns sein ganzes Palais ein und ging auf das Land, ohne sich viel um uns zu kümmern. Der Stolz und die Feierlichkeit des englischen hohen Adels ist hier in Indien noch unerträglicher als in London; denn es traten hier Leute wie Fürsten auf, die in ihrem Vaterlande nur eine untergeordnete Rolle spielen würden. Es waren wenigstens mir dadurch viel Umständlichkeiten erspart, und das einzig Lästige waren verschiedene Dutzend roth und weiß gekleideter Bedienten mit Fliegenwedeln und Pfauenschwänzen, die leise tretend jeden Schritt verfolgten.

Nach mehreren großen Diners und einer wundervollen Weihnachtsfeier auf marmorgepflasterter Terrasse mit feenhafter Girandolenbeleuchtung und dem Duft von tausend Blumen, den ein frischer Seewind herüberführte, verließen wir am 28. Dezember Madras und segelten bei heftig bewegter See wieder eine Strecke südwärts, um die Felsentempel der berühmten Tempelstadt Mamalaipur zu sehn. Der Naturforscher Mr. Elliot begleitete uns, um die Erklärung zu den wunderbaren Bauwerken zu geben. Der Ort liegt etwa 20 englische Meilen südwärts von Madras. Mit großer Mühe fuhren wir durch die heftige Brandung in einem gebrechlichen Fahrzeuge, dessen Planken nur mit Kokosfasern statt der Nägel verbunden und mit Werg verstopft waren, der Küste zu, von zwölf gräßlich schreienden, nackten Ruderern in Bewegung gesetzt. Die Küste ist sehr flach, doch habe ich nie eine höhere Brandung gesehn als hier. Mit großer Geschicklichkeit wußten die Hindus den Stoß der letzten großen Welle zu benutzen, um uns ohne zu große Durchnässung auf das Trockne zu bringen.

An der Küste fanden sich große Brocken eines grauen Syenits von sehr feinem Korn im kurzen Gebüsche zerstreut. Weiter hinauf steht dasselbe Gestein in ungeheuren Blöcken an und bildet große Platten mit Vertiefungen, kleinen Seen gleich, die trotz der Nähe des

Meeres süßes Wasser enthalten. Ein Felsengrund, nicht ungleich der Teufelsmauer am Harze, enthält die merkwürdigen Ueberreste der uralten Heiligthümer; jeder einzelne Felsblock ist in einen Prachttempel mit zierlichen Figuren und Schnitzwerk verwandelt, Alles aus dem festen Gestein.

Die ersten Monumente erblickten wir etwa 400 Schritt vom Ufer; es waren ein paar 40 bis 50′ hohe und etwa 80′ lange Felsblöcke, durch einen schmalen Spalt von einander getrennt, und von oben bis unten ganz mit fein gearbeiteten Figuren, meist in Lebensgröße, bedeckt. Links von der Spalte zeigt die Wand als Hauptfigur einen Büßenden, den Arjuna, der mit über den Kopf gekreuzten Armen auf dem linken Fuße steht. Links von ihm steht der Gott Isvara mit einer Hand auf ihn deutend. Dicht neben und über diesem sind mehrere Reihen halbknieender, halbschreitender Figuren mit sonderbarem Kopfputz, die den Büßenden verehren. Die beiden unteren Reihen enthalten nur Thiergestalten, als Affen, Löwen, Tiger, Antilopen und Vögel. Seltsam ist es, daß einige der Gestalten, am meisten rechts, ihr Gesicht der Spalte zuwenden, in welcher eine ausgehauene, weibliche Figur mit hohem Kopfputze, gewiß aus späterer Zeit, hineingesteckt ist. Auf dem Block rechter Hand sind die Hauptgegenstände, ein sehr schön gearbeiteter Elephant mit dem Jungen, fast in Lebensgröße und wohlerhalten, nur der Zahn ist abgebrochen. Er steht zunächst dem Boden; über ihn befinden sich wieder zwei Reihen anbetender weiblicher und männlicher Figuren. Die Bilder sind von ausgezeichneter Skulptur und in mehr als halbvorspringendem Hautrelief ausgearbeitet.

Von da südwestwärts kamen wir zu dem ersten der sieben in Stein ausgehauenen Tempel. Er enthält eine von acht Säulen getragene Grotte, in der Tiefe leere Nischen. In einem andern befindet sich das Bild des Gottes Vischnu, der auf seinem erhobenen linken Knie eine weibliche Figur sitzen läßt. Das größte dieser Tempelsouterrains enthält ein sehr schönes Basrelief im Hintergrunde. Der Gott Vischnu hält mit einer Hand ein einstürzendes Gewölbe; es ist viel Kraft und Ausdruck in der Figur, auch die beiden zurückschreckenden weiblichen Gestalten sind nicht übel; doch hat leider die herab-

rieselnde Feuchtigkeit viel zerstört. Mehrere neuere Bauwerke in der Nähe geben sich durch die Zusammensetzung aus gehauenen Steinen zu erkennen; jedoch waren auch viele von ihnen sehr geschmackvoll.

Unsere Rückfahrt zum Schiff war gefährlicher als das Landen, weil die Brandung uns der Küste zutrieb. Die Wellenmauer von 10′ Höhe schien zuerst unüberwindlich und zweimal wurde unser rohes, indisches Fahrzeug krachend an die Küste zurückgeworfen; endlich gelang es den kühnen Schiffern, uns glücklich hindurchzubringen. Die Boote der Eingebornen bestehen aus kesselförmigen, 10 bis 12′ tiefen Holzgefäßen ohne alles Geschick. Die Bretter sind mit Kokosschnüren an einander befestigt, und dies giebt ihnen eine solche Elasticität, daß sie die stärksten Stöße aushalten können, ohne zu zerbrechen. Die große Tiefe hält sie gut über dem Wasser. In der Breite sind Querhölzer über das Boot befestigt, welche dem Ganzen mehr Haltung geben und den Ruderern als Sitze dienen. Ihrer langen Ruder wegen werden diese nicht selten heruntergeworfen, weshalb ein solches Boot immer von einem sogenannten Katomoran begleitet wird, um die in das Wasser geworfenen aufzufangen. Der Katomoran ist nur aus drei oder vier dicken Knüppeln zusammengesetzt, auf denen der Ruderer kniet und mit einem Brette bald links bald rechts rudert. Ein solches Fahrzeug wird oft von den Wellen verschluckt, kommt aber immer wieder oben auf. Der Schiffer ist ganz nakt bis auf eine tutenförmige Mütze von Stroh, in welcher gewöhnlich die Briefe für die Schiffe transportirt werden.

Als das Dampfschiff erreicht war, zeigte sich eine neue Schwierigkeit beim Aussteigen an der Treppe des Dampfschiffs; denn bald war man einige Ellen zu tief, bald zu hoch, um sie zu erreichen, so sehr wurde das Boot von den Wellen auf und nieder geworfen.

Wir erreichten nun in sechs Tagen das Gebiet des Ganges und am 3. Januar die Stadt Calcutta. Das Palais des Generalgouverneurs Lord Hardinge, nahm uns auf, ein Schloß, schöner als die Residenz manches deutschen Fürsten.

Calcutta würde mir auf die Länge nicht gefallen. Die Stadt ist ein Gemisch der prachtvollsten Palläste auf der einen Seite und der erbärmlichsten Bambusbaracken auf der andern. Eben so verschie-

denartig ist die Bevölkerung. Hier braunrothe Kulies oder Palankinträger, die den ganzen Tag mit dem schweren Baume auf den nackten Schultern laufen; und die schmutzigen Muhamedaner, welche ein paar unansehnliche Ochsen vor einem roh aus Bambus zusammengebundenen, mit ganz hölzernen, knarrenden Rädern versehenen Karren vor sich her treiben; dort die elegantesten Equipagen, die man auf der Welt sehen kann, elegante Damen darin und vergoldete indische Livreen von den schönsten Stoffen hintenauf, dazu die Pferde von der edelsten arabischen Race; die größte Pracht und die größte Armuth, der größte Stolz und die größte Niederträchtigkeit. Man ist hier sehr von der Etikette der vornehmen Welt abhängig. Zu Fuß zu gehen wird für sehr unanständig gehalten; nur die braunen Hindus der untersten Klasse thun es. Man läßt sich entweder im Palankin tragen, oder man fährt.

Die zahllose Dienerschaft im Palais, welche jeden Schritt beobachtet, aber für jeden Auftrag unbrauchbar ist, weil man sich nicht verständigen kann, erscheint mir hier noch lästiger wie je zuvor. Es ist um aus der Haut zu fahren, wenn man nach einem Glase Wasser lechzt und der Bediente bringt Dinte. Die Uniformen der braunen schönen Kerle sind jedoch äußerst prächtig und geschmackvoll. Die meisten tragen Scharlachröcke, mit Goldlitzen über die Brust besetzt, und Scharlach-Barette mit weißem Mittelfelde. Die Oberbedienten sind alte Männer mit schönen, weißen Bärten, zu denen die rothen, langen Gewänder mit einem Ueberfluß von Goldstickerei sich sehr gut ausnehmen. Die Läufer, Pferde- und Wagenwärter haben dunkelblaue kürzere Röcke, dunkelblaue Barette mit Roth in der Mitte und weiße kurze Beinkleider; die Bewahrer des Silberzeuges, der Schatzmeister und dessen Ober- und Unterbedienten tragen weiße Röcke, blaue Schärpen und weiße Barette mit blauem Mittelfelde. Im Ganzen sind 372 Bedienten im Gouvernementspallaste nothwendig.

Das Klima ist hier wunderschön frühlingsmäßig, obgleich der Unterschied im Vergleich mit Ceylon bedeutend genug ist; denn es giebt jetzt wenig Blumen hier und die Bäume zeigen wenigstens eine partielle Entblätterung: dessen ungeachtet ist die Hitze um Mittag noch sehr sinnverwirrend und man kann nicht vor vier Uhr das Haus ver-

lassen. Um diese Zeit fängt es an auf dem Corso, einer breiten Straße am Flusse, die durch beständiges Besprengen aus Lederschleuchen feucht erhalten wird, lebhaft zu werden; dort versammelt sich die vornehme englische Bevölkerung in feinster Toilette zu Wagen und zu Pferde. Man grüßt sich und läßt sich grüßen und drängt sich durch das Gewühl, das oft, besonders gegen fünf Uhr, sehr bedeutend ist. So sicher ein jeder feine Mann um 1 Uhr sein zweites Frühstück einnimmt und um 3 Uhr Sieste hält, so sicher wird man ihn im eleganten Reiterkostüm mit weißen Handschuhen um 5 Uhr auf dem Corso antreffen. Dann bleibt noch die mühevolle Arbeit der Toilette für das Diner um 7 Uhr und die Anstrengung dasselbe zu genießen, und gegen 9 oder 9 ½ Uhr ist das schwere Tagewerk des Lebemannes vollbracht. Er kann sich auf dem Sopha ausstrecken und eine Cigarre rauchen, bis es Zeit wird, den wachen Zustand mit dem Schlafe zu vertauschen und sich in das Himmelbett mit Gazevorhängen und mehr als ein Dutzend Kopfkissen zu werfen.

An splendiden Diners, Konzerten ꝛc. hat es durchaus nicht gefehlt, auch ein Ball war arrangirt; doch habe ich über die Vortrefflichkeit dieser Vergnügungen kein Urtheil, da ich durch die Menge nothwendiger Besorgungen am Tage so viel zu laufen hatte, daß mir die Lust zu tanzen verging. Ich habe daher nur flüchtig das Museum und den botanischen Garten sehen können.

Wir brachten einige Zeit auf dem schönen Landgute des Lord Hardinge zu Barakpur zu, welches nicht weit von Calcutta entfernt liegt. Er hält dort eine schöne Menagerie, in welcher sich ausgezeichnete Exemplare des Entell- und Hulock-Affen und fast sämmtliche Fasanen finden, die im Himalayah vorkommen.

Am 12. Jan. besuchte ich Herrn Wallich, den Direktor des botanischen Gartens, welcher in einer paradiesischen Gegend am Ufer des Ganges liegt. Ich fuhr auf einem Boote des Gouvernements von buntjackigen Schifferjungen gerudert pfeilschnell den Strom hinab. Es war noch früh und die Januarsonne noch nicht lange aufgegangen. Dünne Nebel umschleierten die weißen Säulenreihen der zierlichen Landhäuser; grünes Gebüsch und majestätische Bäume bedeckten das Ufer, so weit man sehen konnte, nur hier und da kommt ein fri-

scher Rasengrund zum Vorschein. Welch ein herrlicher, feenhafter Anblick! sagte ich mir. In dem Augenblicke wurde mein Blick durch einen Krähenschwarm abgelenkt, der sich schreiend in die Luft erhob. Ein weißer Leichnam, ganz mit Krähen bedeckt, schwamm nahe bei dem Schiffe. Nichts ist der unglaublichen Dreistigkeit dieser Vögel gleich. Niemand stört sie oder schießt nach ihnen, weil sie die Polizei ersetzen; man sieht deshalb Hunderte von Milanen, Geyern und Aasvögeln mit Krähen und Maina's zusammen auf allen Straßen und Dächern der Stadt. Schwärme von braunen Weihen fliegen vor meinem Fenster und setzen sich so nah unter dasselbe, daß ich sie schlagen könnte, und eine Heerde jener nackthalsigen, dickschnäbligen Riesenstörche pflegt sich auf dem Rücken des Löwen und des Einhorns, den englischen Insignien am Gouvernementshause, über der höchsten Dachfirste niederzulassen, was sehr spaßhaft aussieht.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt zu Calcutta und Barakpur war Alles zur Abreise nach Patna vorbereitet. Der Prinz und Graf O. waren schon am Abend des 19. Jan. von Barakpur abgereis't, weil nicht mehr als zwei Personen auf einmal in den Palankinen befördert werden können der großen Anzahl der Träger wegen, die dazu auf den Stationen erforderlich sind. Wir nahmen am folgenden Abend (den 20. Jan.) einen herzlichen Abschied vom Gouverneur, dem liebenswürdigen Sir Henry Hardinge, und einen förmlichen von seiner Begleitung. Kapt. Monroe begleitete uns bis an die Schreckensbüchsen, die Palankine, in denen wir von hier ab unsere Reise durch das Flachland Indiens fortsetzten.

Ich werde mich nie an diese Art Fuhrwerk gewöhnen; es ist mir schon schrecklich, Menschen wie Zugvieh davor arbeiten zu sehen. Man denke sich einen hölzernen Kasten mit einer weiten Oeffnung an jeder Seite; oben ist der Länge nach ein starker Baum befestigt, dessen Enden auf den Schultern der vier Träger liegen. Man liegt ausgestreckt in dieser Maschine, steht eine unerträgliche Hitze aus, oder erstickt vor Staub, wenn man versucht die Thüren offen zu lassen; denn das Gewicht des Kastens ist bedeutend und die armen Kulies können die Füße nicht allzuhoch heben, rühren also allen Staub der seit vier Monaten unberegneten Straße beständig auf. Dabei singen diese ar-

men Geschöpfe einen stöhnenden Gesang, der zuerst jämmerlich anzuhören ist, wie eine qualerpreßte Klage, bis man sich daran gewöhnt wie an das Knarren eines Rades, und auf ihre zerschundenen Schultern und die Risse an ihren nackten Füßen mit derselben Gleichgültigkeit, wie auf den wundgeriebenen Rücken eines Pferdes herabsieht. Ich würde jedoch, wenn ich tauschen sollte, eine längere Reise im Palankin der zur See vorziehen; denn es giebt nichts Ermüdenderes als das Einerlei der öden Wasserfläche, auf der man nichts von allen den Wundern der Reisebeschreibungen, höchst selten einmal einen fliegenden Fisch oder einen springenden Delphin erblickt; dazu die tanzende Bewegung des Schiffes, welche zu jeder Beschäftigung unfähig macht und den Reisenden in einen Zustand menschenfeindlicher Indolenz versetzt. Im Palankin hat man doch die Möglichkeit sich zu beschäftigen und sieht, wenn auch nicht viel, doch mitunter etwas Neues.

Ich war durch meine Müdigkeit und die schaukelnde Bewegung des Palankins sehr bald in tiefen Schlaf verfallen. Mitten in der Nacht fühlte ich plötzlich den Palankin hart niedergesetzt, und sah beim Mondenschein, daß wir uns am Ufer eines breiten Flusses befanden. Mit vieler Mühe verständigten wir uns mit den Trägern. Sie wurden abgelohnt und wir setzten über das Wasser, fanden aber am andern Ufer Niemand. Erst nach vielem Rufen erschienen einige schlaftrunkene Kerle. Die Fährleute waren mit dem ihnen gegebenen Gelde unzufrieden und schleppten mit vieler Gemüthsruhe eine große schwarze Tafel herbei, auf welcher der Tarif stand.

Endlich war Alles geordnet und nun ging es mit frischen Kräften weiter. Hugly blieb im Osten. Als die Sonne aufging, entfaltete sich vor unsern Augen eine unabsehbare Ebene mit dürrem Grase bedeckt, die, wenn der Wind die dürren Blätter aufwirbelte, zuweilen recht winterlich aussah. Die Hitze stieg gegen 1 Uhr bis auf 27°; dazu war die Luft so mit Staub angefüllt, daß am zweiten Tage mein dichtes Haar wie gepudert erschien, und Augen und Nase in entzündeten Zustand geriethen.

Erst bei Gaya (am 22. Jan.) sahen wir wieder Felsen und Berge, die etwas Mannichfaltigkeit in die dürre Wüste bringen. Die

Veränderung in der Bevölkerung, in Tracht und Sprache war uns schon am zweiten Tage auffallend. Am dritten begegneten wir zahlreichen Pilgern. Die Trachten waren malerisch, nicht mehr das einförmige weiße Tuch um Schultern, Brust und Schenkel vielfach geschlungen wie in Calcutta, sondern hier entfaltete sich ein reicher himmelblauer Kaschmir, hier ein dunkelgelber Mantel, hier eine goldgestickte, schwere seidene Tunika; die Kopfbedeckung verwandelt sich aus dem wulstigen Turban in ein flaches Barett von eleganter Form und Farbe. Wir sahen einen kräftigen Menschenschlag. Die Leute trugen meist enge Beinkleider und gingen bewaffnet mit einem eisernen Schilde auf dem Rücken und einem langen Schwerte an der linken Seite. Hin und wieder schleift ein gewaltiger Elephant seine Säulenfüße und trägt eine ganze Familie auf seinem Rücken, die eines reichen Priesters oder eines Rajah, mit sämmtlichem Hausgeräthe, bestehend aus einigen Decken, die zugleich als Mäntel dienen, Messinggefäßen zum Trinken und einem Kessel zum Kurriekochen. Die ganze Pracht des Kostüms wird stets zur Schau getragen; wozu also noch Koffer oder anderes Hausgeräth? Ein persischer Kaufmann mit grünem Turban, behaglich die Hukapfeife brodelnd, rollt im leichten Fuhrwerk vorüber, einem kleinen, viereckigen Thurm sammt Baldachin, der auf zwei Rädern ruht und dessen Deichsel an einem ledernen Höcker mitten über dem Rücken des Pferdes befestigt ist. Sein schwarzbrauner Begleiter treibt das arabische Pferdchen. Von einem langen Kameelzuge sah ich in Folge der niedrigen Stellung des Palankin nur die Beine.

Die Station Gaya war endlich erreicht (am 24. Jan.); wir konnten den Staub abschütteln und die Wohlthat eines Bades genießen.

Große schroffe Gneußmassen und Trümmerberge desselben Gesteins schließen von allen Seiten die prachtvoll gelegene Stadt ein, und man vergißt leicht die öden Staubfelder und die verbrannte, ermüdende Ebene, wenn man sich plötzlich in ein lachendes Thal versetzt sieht, wo Opiumfelder sich an Reisterrassen reihen, wo frische Wasserbassins von grünen Gärten umgeben, wo ein Ziehbrunnen neben dem anderen dem verschmachteten Auge Erquickung bietet. Hier ist die Heimath der kräftigen Schirmpalme (Palmyrapalme, Borassus)

mit dichtem, breitblättrigen Laube; hier gedeiht der schönste aller indischen Bäume, die Tamarinde. Ihr weiches, duftiges Grün, wenn es hier einen weißen, kegelförmigen Hindutempel, dort eine Gruppe einfacher Lehmhütten oder die Säulenhallen englischer Landhäuser beschattet, giebt der Gegend einen unbeschreiblichen Reiz.

Welch ein Genuß, an einer schroffen Klippe auf der knorrigen Wurzel eines solchen Baumes sitzend, die ganze lange Stadt mit ihren spiegelhellen Teichen, deren breite Stufen mit waschenden Frauen und deren Bassins von badenden Elephanten belebt sind, mit ihren mannichfaltigen Thürmchen und den weißen Moscheenkuppeln, kurz mit ihrer ganzen orientalischen Eigenthümlichkeit so aus dem Sammtgrün der indischen Vegetation hervorragen zu sehen. Welch ein Leben unten auf den bestaubten Straßen, welches bunte Gemisch von Fuhrwerken, Palankinen, Chaisen, Gigs, Elephanten mit ihren Baldachinen; Frauen mit großen Goldringen im Nasenflügel und einer Menge dicker Armringe von Silber, große Krüge auf dem Kopfe tragend, bunte Nativsoldaten, Männer in ein schmutziges weißes Tuch eingewickelt, große Schnabelschuhe an den Füßen. Wie Schade, daß es an Zeit gebrach, Skizzen aufzunehmen.

Wir sahen hier am andern Morgen einen der größten Tempel in Indien, den des Vischnupadda; er ist aus einem schönen, glänzenden, grauschwarzen Steine gebaut und hat den Umfang eines kleinen Dorfes. Die Hauptgebäude stehen auf einem hohen Granitberge und haben die sonderbarste Gestalt. Zahlreiche niedrige Säulenhallen voll Inschriften und Vischnubilder umgeben dieselben. Ein spitzer, etwa 40—50′ hoher Thurm mit vielen kleinen Stockwerken und Schnörkeln, aber ohne alle Fenster, enthält die heiligen Bilder und die Fußtapfen des Vischnu. Das Innere ist beständig durch Lampen erleuchtet und mit Blumenduft erfüllt. Der Eingang zum Heiligthume befindet sich in einem viereckigen Tempelgebäude dicht daneben, dessen runde Kuppel von zwei übereinander stehenden Säulenhallen getragen wird. Die Säulen bilden zwei Reihen rundum, eine äußere und eine innere, und es sind immer je vier und vier in einer jeden Reihe zusammengestellt. Den äußeren Gang bilden sechs solche Säulengruppen, den inneren vier. Sie sind nicht höher als 8′.

Unter der Säulenhalle, sowie in allen Höfen und Vorräumen sahen wir eine Menge Pilger, gekommen, um ihre Ersparnisse der Habgier der fetten Priester zum Opfer zu bringen. Es ist bekannt, daß der Wohlhabende von einer Pilgerfahrt als Bettler wiederkehrt; der Priester nimmt ihm Pferde und Wagen, oder hat er diese nicht, den Rock vom Leibe. Es drückt sich in den Gesichtern dieser Priester eine Nichtswürdigkeit und ein Stumpfsinn aus, der nicht zu beschreiben ist. Da sitzt ein solches Mastschwein, im Fette bald erstickend, hockend an der Erde. Ein Pilger steht vor ihm und deutet auf drei prachtvoll lackirte Bettstellen mit kostbaren seidenen Decken behängt, und läßt das Geschenk von den gierigen Augen schätzen. Es genügt noch nicht, sondern Geld muß noch zugelegt werden, dann erst beginnt die Ceremonie. Dem Pilger werden zuerst die Füße gewaschen, dann mit einer gelben Salbe eingerieben und auf jeden Fuß eine Jasminblume gelegt. Dieselbe Waschung und Salbung nimmt ein kleiner Knabe, der die Familie des Pristers repräsentirt, und noch ein dritter Gehülfe vor. Darauf bekommt der Pilger einen Topf mit brauner Schmiere, womit er dem Priester und nach ihm auch den beiden Anderen die Stirn, die Brust und beide Arme einsalbt. Dann zieht er aus einem Sacke Blumenkränze hervor, einige von Todtenblumen (Tagetes flos africanus), andere von Jasmin,. beide mit Silberflittern reichlich verziert, wirft dem Priester einen über den Kopf und einen andern über die gefalteten Hände, eben so auch den Andern, wobei Gebete und Sprüche gemurmelt werden. Nach diesen Ceremonien ist der fromme Pilger seines Geldes, seiner Geschenke, und wenn er gläubig genug ist, seiner Sünden ledig und zieht mit leichtem Herz und Beutel davon. Es ist ein Jammer, zu sehen, wie zerlumpte, abgemagerte Frauen mit dem halb verhungerten Kinde auf dem Arme ihre letzte Schüssel Reis als Opfer zum Tempel tragen, und mir unbegreiflich, wie die Engländer dieses Unwesen so hingehen lassen. Auch Kokosnüsse und Blumenschnüre werden von den Aermern häufig als Gabe gebracht. Verkäufer der heiligen Blumen, unter denen Jasmin und Todtenblumen vorherrschten, saßen an allen Treppen und boten ihre Waare aus. Zweitausend Priesterfamilien sollen allein zu Gaya durch die Geschenke der Pilger erhalten werden. —

Die Gegend um Gaya ist gut kultivirt; man baut hier Opium und vier Sorten Reis. Die geringste ist rothschaalig (Dschaul), die ganz weiße, großkörnige heißt Dschula. Auch eine Art Wicken (Kurti) mit länglichem, nierenförmigen Saamen sah ich, sowie Durragras (Dschinura) und eine andere Art Getraide (Kurschi); Zucker wird nur wenig gewonnen und sieht sehr schwarz aus. Den Jaggery (Palmenzucker) kennt man hier nicht; doch benutzt man die wilde Dattel (Elate sylvestris) zu Palmwein, die von dem vielen Einschneiden der Jahresschüsse ganz verkrüppelt.

Am Abend des 25. Jan. verließen wir Gaya und erreichten am andern Tage Patna. Es war stürmisches Wetter ohne Regen; die Bäume sahen recht winterlich aus, denn sie behalten nicht mehr wie in Ceylon Blätter und Blüthen das ganze Jahr hindurch.

Patna, das berühmte Reisland, ist nicht halb so schön als Gaya; die Gegend ist flach und traurig. Die Ufer des Ganges, welche in den Liedern unserer Dichter eine so reizende, rosenduftige Rolle spielen, sind sandig und dürr, ohne alle erquickliche Frische. Die Stadt Patna zieht sich zehn engl. Meilen weit am Fluß hinauf; man kann sie also an keiner Stelle übersehn. Sie soll 52,000 Häuser, d. h. Lehmhütten und 380,000 Einwohner haben. Wir wohnen von der eigentlichen Stadt weit genug entfernt in dem bequemen und schönen Landhause des freundlichen Gouverneurs, Herrn Ravenshaw.

Wir besuchten die Stadt, das wenige Sehenswerthe in Augenschein zu nehmen: einen mahomedanischen Begräbnißplatz, einige Moscheen und die Opiumfaktorei. Die Masse des producirten Opium erfüllte mich mit Erstaunen. Jährlich werden hier 160,000 maunds (12,800,000 Pfund) Opium gewonnen und verschickt; Gaya versendet 40,000 maunds (3,200,000 Pfund). Das Alles müssen die Chinesen essen; denn nach Europa kömmt nichts davon. Die Fabrikation ist höchst einfach. Nach der Blüthe werden die grünen Mohnköpfe eingeritzt, der ausfließende Saft zusammengekratzt und, wenn er zu einer bestimmten Dicke eingetrocknet ist, in Kugeln von 5 Pfund Gewicht zusammengeballt und in die trocknen Blumenblätter eingewickelt. Die Opiumfelder standen gerade in Blüthe und erinnern lebhaft an unsere Mohnfelder, nur mit dem Unterschiede, daß hier der

Ganges die Arbeit des Bestellens verrichtet und die Leute alle Jahr gleich viel davon erndten und ihr Produkt zu demselben Preise abzusetzen. Es wird von den Engländern ein ungeheurer Gewinn daraus gezogen.

Ein Ball, der von dem hier stationirten Regiment zu Dinapur am 30. gegeben wurde, beschloß unsern Aufenthalt in Patna.

Wir reisen von hier in das Innere von Nepaul, da der Rajah von Nepaul den Besuch des Prinzen in seiner Hauptstadt Kathmandu annehmen will. Vierzehn Tage lang werden wir uns dort aufhalten, ehe wir in den eigentlichen Himalajah einrücken, um die heiße Jahreszeit, April, Mai und Juni in den Bergen zuzubringen.

Sechster Brief.

Sigaulih. — Die Rajah zu Sigaulih. — Der Grenzwald von Nepaul. — Betschiko. — Die Bergbewohner. — Der Fakir. — Dill Bickram. — Die nepaulesischen Soldaten. — Das Raptithal. — Biempede. — Der Siswagorripaß. — Der Tumbachana Naddi. — Bauart der Dörfer in Nepaul. — Tschitlong. — Der Tschandragiripaß. — Ansicht des Kathmanduthals. — Taucod. — Empfang bei Kathmandu. — Martabar Singh. — Einzug in Kathm. — Die Stadt Kathm. — Palais des engl. Residenten. — Audienz bei dem Rajah. — Das Heiligthum von Sambernath. — Große Jagd. — Reise nach Noyakot. — Der Kauliapaß. — Ansicht der Himalajakette. — Der Dhawalagiri. — Die Bergbewohner. — Die Tempel von Noyakot. — Rückkehr nach Kathmandu. — Abschiedsfeierlichkeiten.

Kathmandu, den 26. Febr. 1845.

Seit vierzehn Tagen befinde ich mich in der wundersamen Kapitale des Reiches Nepaul. Es hieß erst, wir würden nie die Grenzen desselben überschreiten; aber Ausdauer und Beharrlichkeit haben uns nicht nur den Eintritt verschafft, sondern wir sind auch in Gegenden vorgedrungen, welche seit langer Zeit kein Europäer erreicht hat.

Der Prinz war von Patna am 31. Jan. vorausgereis't; am Tage darauf folgten unsere Palankine. Ueber Murzaffapur (d. 2. Febr.) und Muttiari erreichten wir am 4. Febr. die letzte englische Station Sigaulih. Ich traf dort mit Herrn Fortescue, einem sehr gebildeten, englischen Touristen, der sich seit kurzer Zeit der Gesellschaft angeschlossen hatte, einen Tag später ein, als der Prinz und die Grafen, und wir wurden von dem liebenswürdigen Kommandeur des Orts, Major Weeler, sehr freundlich empfangen. Meinen Verlust von 40 Rupien, die mir in Murzaffapur mit großer Kunst entwendet waren, verschmerzte ich bald in der angenehmsten Gesellschaft, obwohl es eben nicht viel Interessantes in der flachen, steppenartigen Gegend zu sehn gab.

Am frühen Morgen (den 5. Febr.) zeigten sich die Spitzen des östlichen Himalayah; doch nur eine Stunde etwa genoß man den großartigen Anblick der majestätischen Eiszacken, die auch in der dürren, kahlen Steppe als etwas ganz Fremdes und Ungehöriges erschienen. Dann war der Horizont wieder flach und einförmig wie vorher. Wie schrecklich, hier Jahr ein Jahr aus zu wohnen; doch lebt hier ein alter Raja, der vormals sehr mächtig war, und hält zu seinem Vergnügen eine Elephantenheerde und einige vierzig Pferde, meistens weiß mit roth gefärbten Schwänzen von arabischer, türkischer, persischer und chinesischer Zucht. Einige der Elephanten waren von bedeutender Größe, doch war der größte (etwa 9' hoch) ein Mukna, d. h. ein Elephant mit kurzen geraden Stoßzähnen, die nicht mehr wachsen. Man weiß sich indessen zu helfen; es werden Löcher durch die kurzen Zähne gebohrt, und große, mächtige Stoßzähne daraufgesteckt und befestigt, mit denen dann der Elephant bei feierlichen Gelegenheiten erscheint.

Die Ebene um Sigaulih ist baumlos; nur wenige Bombar- und Erythrinenbäume gerade im Beginn der Frühlingsblüthe ließen sich sehn. Der Boden besteht aus einem fetten, gelben Thon und ist, da es nirgend an Wasser fehlt, zur Kultur von Oelpflanzen, Gerste Ricinus und Kajan*) sehr geeignet. Auch etwas Opium wird ge-

*) Kajan ist eine Art Cytisus, dessen Bohne gegessen wird.

baut. Bei einem jeden Felde sah man einen oder mehrere Ziehbrunnen.

Nach dem Tiffin am 5. Februar gegen fünf Uhr brachen wir von Sigaulih auf und setzten auf einer Fähre bei beginnender Dämmerung über einen breiten Fluß, den Sacorona. Auf der ersten Station jenseit desselben hielt uns das zurückbleibende Gepäck zwei Stunden lang auf; Prügel und Geld mußte den Eifer der Träger anfeuern. Gegen Morgen (am 6. Febr.) befanden wir uns in einer mit hohem, harten Grase bewachsenen, steppenartigen Gegend, welche, besonders an den Stellen, wo das Gras der jungen Weide wegen abgebrannt war, den Füßen unserer Palankinträger sehr verderblich wurde. Gegen 7 Uhr hatten wir nur 4° Wärme, und sobald die Sonne erschien, zeigten sich wieder die vom Morgenroth prachtvoll erleuchteten Eisspitzen des Himalajah im Nordosten, als stiegen sie mitten aus der Ebene empor. Das Grenzdorf, Bissaulih, liegt noch in der Steppe. Seine eingezäumten Felder, mit jungem Grün bedeckt, und ein großer, schöner Bobaum in der Mitte des Dorfes, machten einen freundlichen Eindruck.

Eine halbe Stunde von da beginnt der nepaulesische Grenzwald, anfangs dünn gesäet, bald in ein undurchdringliches Dickicht übergehend, in welchem die Flußbetten die Wege bilden. Wie erquicklich war dieser Wald für unsere Augen, der erste, den wir seit Ceylon wieder sahen, nachdem uns die einförmige indische Ebene so lange durch ihre Hitze und ihren Staub belästigt hatte. Der Holzrand besteht aus einzelnen Erythrinen, mehreren Feigenarten (Ficus infectoria, bengalensis, religiosa) Bauhinien und Dalbergia ohne alles Unterholz, welches durch die Grasbrände zerstört wird. Tiefer hinein wird Shorea robusta, der prächtige Saulbaum, vorherrschend, untermischt mit Crataera, Feronia, Myrobalanus Guilandina, und einzelnen sehr dornigen Akazien. Mit wunderschönen, saftigen Grün prangten die im vergangenen Herbst abgebranntem Stellen; die Bäume, meist noch ohne Laub, zeigten, daß wir im Anfang des Frühjahrs waren; nur der Wollbaum (Bombax heptaphyllum) stand im vollen Schmuck seiner riesenhaften, purpurrothen Blüthen. Nach vier Stunden erreichten wir ein breites Flußbett, mit Geröll von grauem Sand-

stein, Quarz und Granit bedeckt, durchaus ohne Pflanzenwuchs. Hin und wieder zeigte sich eine kleine Quelle. Es war das Flußbett des Tschiriah, welches nur in der Regenzeit Wasser enthält. Seine Uferwände waren sehr schroff und bestanden aus einem weißgrauen, festen Thon mit Sand und Glimmer gemischt, der an einer Stelle, wo der Fluß eine Biegung macht, an 300′ hoch geschichtet war. Mehrere der kleinen Nebenflüsse führen Wasser, welches aber bald durch die Sonne in dem Bette des Tschiriah ausgetrocknet wird.

An einem solchen Zusammenflusse, hart am Rande des hohen, linken Flußufers liegt die Poststation Betschiko, ein erbärmliches Dorf von etwa zwölf Häusern. Im Sommer ist es wie die ganze Umgegend der bösen, tödliche Fieber veranlassenden Aul-Luft wegen verlassen. Woher diese nur entstehen mag? Der Boden ist trocken und steinig, kein Sumpf weit und breit in der Nähe. Sollte vielleicht das starke Verdunsten der Quellen, welche Eisenoxyd enthalten, in den tiefen Flußthälern die Ursache sein und die schädliche Luft erzeugen? —

Unsere Palankine wurden bei der starken Steigung des Bodens hier nutzlos; ein paar leichte Pferdchen standen dagegen bereit uns weiter über die glatten Kiesel zu tragen, während eine vollkommen mongolisch aussehende Trägertruppe unser Gepäck in leichten Körben auf dem Nacken weiter fortschaffte; ein breiter Riemen über der Stirn hält die schwere Last.

Welcher Unterschied zwischen der Bevölkerung der Ebene und der dieser Grenzwälder. Nie sieht man den Kulie der Ebene etwas auf dem Rücken tragen; die schweren Zinnkasten schwanken zu zweien an einer Bambusstange, die über die Schulter gelegt wird, an jedem Ende einer. Man bedarf hier nur die Hälfte der Träger, um eine gleiche Last fortzuschaffen, weil die bequemere Art des Tragens die Last erleichtert. Die breitnasigen, eckigen Gesichter dieser Bevölkerung unterscheiden sich von denen der Hindustämme auch durch eine lichtere, gelbe Färbung; das Haar wird nicht geschoren, sondern hängt lose oder in langen Flechten und Zöpfen herab. Jacken und Hosen sind die gewöhnliche Tracht der Männer, statt des einfachen Baumwollen-tuches der Hindus. An den Füßen haben sie Strohsandalen der

scharfen Kiesel wegen. Das nach innen gekrümmte, starke Messer mit breitem Ende, der Kuckerie, mit dem sie armsdicke Bäume durchhauen, steckt im Gürtel, an der Stelle des eisenbeschlagenen Bambusstockes oder des langen, graden Säbels, welchen der Bewohner der Ebene beim Marsche auf der Schulter trägt. Schwere Amulette von edlem Metall und Agalmatolith hängen am Halse. Die Weiber, deren Tracht noch mehr von der einfachen Bekleidung der Hindufrauen abweicht, tragen Rock und Jacke und lieben schwere, goldene Nasen- und Ohrringe; auch sie sind nicht selten mit dem Kuckerie bewaffnet.

Wir begegneten zahlreichen Fakiren, den einzigen Reisenden, welche diese öde Gegend wegen der heiligen Oerter in Nepaul betreten; einer sah noch abschreckender aus als der andere. Meist sind es junge Kerle, die durchaus nicht schlecht leben; denn ihre Unverschämtheit verschafft ihnen überall Geld. Sie gehen gewöhnlich nackt, oder mit einem orangenfarbenen Mantel bekleidet. Ihr Gesicht wie der ganze Leib ist mit Asche beschmiert, wodurch sie abscheulich leichenfarbig aussehn; ihr Haar, lang und wirr, ist halbrothbraun gebeizt, oder durch eine Perücke aus Zöpfen von Kameelhaaren bedeckt, die mit Asche eingepudert ist. Als Kopfbedeckung pflegen sie oft ihren eisernen Kochtopf noch darauf zu setzen, auch sieht man sie häufig eine Art Guitarre mit Drahtsaiten, oder eine Handtrommel tragen. Ueberall treten sie als Tyrannen des armen Volkes auf; oft sah ich sie beschäftigt, wie sie die Körbe der Lastträger visitirten und deren Lebensmittel sich zueigneten.

Wir folgten nun einem kleinern Nebenflußthale, bis wir eine von West nach Ost streichende Hügelkette erreichten, den Tschiriahpaß, und in ein anderes Flußthal eintraten, welches sich später als eine Krümmung desselben Thales erwies, dem wir früher gefolgt waren. Der Wald bestand hier fast ausschließlich aus Saulbäumen (Sakua von den Eingebornen genannt), welche nächst dem Cissu das schönste Nutzholz liefern. Es wird von hier aus weit verfahren; sogar in Patna wird es benutzt, um die vielen Tausend Opiumkisten davon zu machen, welche nach China gehen. —

Ehe wir das Raptithal erreichten, eines der bedeutendsten und

interessantesten Thäler der Vorberge des Himalajah, mußten wir noch quer über den Kurrufluß setzen und noch einige Stunden lang in einer Ebene fort gehn, deren Grund aus ähnlichem Geröll bestand, wie das der früheren Flußthäler. Gegen Abend sahen wir endlich die Zelte des Major Lawrence vor uns. in einem tiefen Thalgrunde neben dem Dorf Hetaunda (Hitaunda; Ritter nennt es Hetaura). Dort hatte der Prinz am Tage vorher Rast gemacht, und wir sahen ihn bald darauf mit seiner Begleitung auf Elephanten von einer Jagdpartie zurückkehren, die aber nur geringe Beute und weder Hirsche, noch Leoparden, noch Schweine geliefert hatte. Vom Rhinoceros und Elephanten waren nur zweifelhafte Spuren angetroffen. Außerdem überraschte uns der Anblick einer stattlichen Abtheilung nepaulesischer Miliz, welche den Prinzen auf der Grenze bewillkommt hatte. Ein Nepaulese vom höchsten Range, Dill Bickram (Dill Bigrum Thappa), des Ministers Neffe, war dabei, ein zart gebauter, junger Mann von sehr feinen, fast weibischen Gesichtszügen, mit langem, lockigen, schwarzen Haar, bartlos und von sehr heller, fast europäischer Hautfarbe. Das Militär hatte eine hübsche Uniform, bestehend in rothen oder auch blauen Jacken mit aufgeschlitzten Aermeln, weißen, kurzen Leinenhosen, einer breiten Leibbinde und einem niedrigen, barettartigen, hellblauen Turban mit silbernem Halbmond an der Vorderseite. Es waren wohlgebaute, starke Leute, größer und weniger mongolisch aussehend als die Bergbewohner, deren offene, kecke Gesichter bei dem langen, schwarzen Haare einen angenehmen Eindruck machten. Sie waren gut exercirt und gebrauchten dabei als Kommando ein sehr verstümmeltes Englisch.

Diese Eskorte zog am folgenden Morgen (den 7. Febr.) nebst vier großen Elephanten uns voraus und leitete uns durch das Gewirr der in einander greifenden Hügelketten und Steindämme der unwirthbaren Grenzwälder, welchen das Reich Nepaul seine schwierige Zugänglichkeit verdankt. Dill Bickram, auf einem falben unermüdlichen chinesischen Pferdchen über quer reitend, hielt sich zu unserem Zuge und bewies seine Leidenschaft für die Jagd dadurch, daß er nach jedem Papagei schoß, der ihm vor die Augen kam. Lächerlich war dabei der Diensteifer seiner zwanzig oder dreißig Vasallen, die

jeden seiner Schritte bewachten. Er gefiel sich darin, an jedem Haltplatz ein anderes, wo möglich noch kostbareres Kostüm anzulegen. Gewöhnlich trug er einen kurzen, violetten chinesischen Rock mit Pelz verbrämt, die runde chinesische Sammtkappe mit vier abstehenden Spitzen, enge Hosen von Brokat, und weißlederne Strümpfe mit sammtenen Schnabelschuhen oder kostbaren Goldstiefelchen darüber. —

Das Raptithal, welchem wir folgten, ist eins der schönsten, welche man sehen kann. Der Fluß ist nicht sehr breit, aber reißend; seine Ufer sind sehr felsig und zerrissen, sein Lauf vielfach geschlängelt und gekrümmt. Das prächtigste Gebüsch bekleidet die niedrigen Ufer; der Hochwald tritt hier weiter zurück und giebt dem Unterholze Raum. Justicien, Leea, Phlomis und andere holzige Labiaten mit herrlichen Blüthen herrschen vor; schlingende Bauhinien und Dolichosarten bilden reiche Festons zwischen den zierlichen Gipfeln der Akazien.

Weiter hinauf beginnt das anfangs weite und offene Thal sich zu verengen und felsig zu werden. Das anstehende Gestein ist Gneuß, mit Granit und Quarzfels abwechselnd, hier wenig verwittert im Gegensatz zum oberen Theil des Tschiriahthals, wo ich glatte Wände von 200′ Höhe sah, welche dem Anschein nach aus Sand bestanden, aber bei näherer Untersuchung sich als verwittertes Gestein (Gneuß) erwiesen. Diese Massen bildeten dort die steilsten Thaleinschnitte, indem sie wohl 200′ hoch senkrecht auf beiden Seiten abfielen.

Die ersten drei Stunden unserer Wanderung durch das Raptithal waren sehr genußreich; später machte das oft wiederholte Uebersetzen von dem einen Ufer des Flusses zum andern, bei dem man auch wohl mit dem Wasser in die unmittelbarste Berührung kam, unsern Weg sehr beschwerlich. Erst unweit Biempede, der nepaulesischen Militairstation, erweitert sich das Thal wieder und wird dort so breit, daß man die Bergkuppen und Höhenzüge übersehen kann, welche es begrenzen. Die nächsten mochten wohl eine Höhe von 3000—4000′ erreichen; sie waren alle auf der Höhe scharfkantig und ohne breite Kuppen. Die Richtung des Raptithales bei Biempede ist von Westsüdwest nach Ostnordost; doch laufen die meisten scharfkantigen Abhänge der höheren Bergkuppen in einem spitzen

Winkel gegen die Thalrichtung und greifen von beiden Seiten kammartig in einander.

Von Hetaunda bis zu unserer Station Biempede beträgt die Entfernung etwa 20 Meilen (engl.). Wir ruhten dort aus und brachen am nächsten Morgen früh (den 8. Febr.) zur Uebersteigung des Siswagorri-Passes auf. Es ist ein ungemein steiler, mit Geröll bedeckter Sandsteinkegel, dessen Spitze wir erst nach dreistündiger Arbeit erreichten. Er ist mit einem wohlunterhaltenen nepaulesischen Fort gekrönt, welches den von Natur beschwerlichen Zugang für ein feindliches Heer vollends unmöglich macht. Ich sah hier zuerst an den Bergen einige Fichten (Pinus longifolia) mit den Saulbäumen und Akazien gemischt; auch war die Temperatur, welche unten im Thal 15° R. im Mittel betrug, auf der Spitze des Berges um 8½ Uhr auf 7° 6′ gefallen, was wohl auf eine absolute Höhe von 5000—6000′ schließen läßt.

Wir verfolgten eine Zeit lang den Kamm dieses Passes in nordwestlicher Richtung und hatten dabei Gelegenheit, die große Verschiedenheit der Nordseite von der Süd- und Ostseite zu bemerken. Die letztern waren dürr und unbewaldet, während die erstere mit dem schönsten Walde geschmückt ist; besonders prachtvoll zeigt sich hier das dunkelroth blühende Rhododendron, welches in 20′ hohen Bäumen die Spitzen aller Siswagorri-Berge an der Nordseite bedeckt.

Es gleicht sehr dem Rh. arboreum in Ceylon und schon in großer Entfernung sieht man seine dicken Blüthentrauben von brennender Purpurfarbe zwischen dem dunkeln, glänzenden Grün der Blätter hervorleuchten. Der hier gebräuchliche Name desselben ist Gurahß; die Blüthen sind als heilige Blumen in den Tempeln eine verkäufliche Handelswaare, und die Rinde giebt einen guten Schnupftaback. Außer diesen Bäumen zeigten sich auch zwei Arten Eichen: Bhansch (Quercus semicarpifolia) und Bhalath genannt, prächtige Bäume von 40—50′ Höhe.

Von den Höhen des Siswagorri gewannen wir zuerst eine Ansicht in die Vorthäler des schönen Nepaulreiches. Eine unbedeutende Ebene zeigt sich ziemlich nahe am Horizonte im Norden, während im Vordergrunde ein Labyrinth enger Felsthäler, die alle

an dem steilen, nordöstlichen Abhange des Siswagorri ihren Ursprung haben, sich herabzieht. Eins der bedeutenderen derselben sahen wir bald nahe zu unseren Füßen, das Thal des Tumbachana Naddi oder des Kupferflusses, welches von Westen nach Ostsüdost sich krümmt.

Auf einem höchst angenehmen schattigen Pfade durch den dichten Wald stiegen wir etwa 3000′ bis zu dem klaren Strome hinab; hohe Farrenkräuter, die ersten, welche wir auf dem Kontinente sahen, versteckten die zahlreichen kleinen Bäche, die an den Abhängen hinabrieselten. Am Flusse selbst hört der Wald auf. Das Gestein, welches hier zu Tage liegt, Grauwackenschiefer und ein lockerer Thonschiefer, bedingt den Charakter des Flußbetts, welches sich tausendfach gekrümmt durch ein zackiges Schieferthal windet. Viel Kupfer und Eisen wird hier gewonnen; Eisenschlacken sah ich an vielen Stellen liegen. Bemerkenswerth ist, daß der Kuhdünger auch hier als Brennmaterial zum Ausschmelzen des Metalls aus den Erzen gebraucht wird, obgleich es an Holz nicht fehlt. Wir kamen nicht weit von den Gruben vorbei, doch wurde es nicht gestattet, die Gewinnung des Erzes in den Bergwerken zu sehen. —

Wir hatten kaum den ersten, rauheren Theil des Flußthals hinter uns, als sich ein äußerst auffallender Unterschied zwischen der Oede und Unfruchtbarkeit der bisher gesehenen Waldthäler und der sorgfältigen Kultur des Tumbachanathals bemerkbar machte. Hier ist kein unfruchtbares Gebüsch, kein wucherndes Gras mehr zu sehen; ein schön bebautes, bis auf die fernsten Berge und steilsten Abhänge hinauf mit Ackerterrassen bebautes Land lag vor unsern Blicken, und frisches Frühlingsgrün, die Keime der Gerste als der zweiten Ernte, erquickte unsere Augen. Welche Wohlthat, nach der dürren, langweiligen Ebene des indischen Tieflandes den Anblick von fruchtbaren, grünen Feldern zu genießen und statt des Staubes eine milde, frische Bergluft zu athmen. Ein Netz von kleinen Gräben, die jeden Wassertropfen an den Abhängen auffangen, zieht sich zwischen den schmalen Terrassen hin, dem Reisenden ein nicht geringes Hinderniß.

Wir verließen das Thal nach anderthalbstündigem Marsche und gelangten wieder auf das höher gelegene linke Flußufer, wo sich der Weg noch eine bedeutende Strecke an der von der Sonnengluth ver-

brannten Südseite hinauf windet und dann auf einem breiten Bergrücken fortläuft. Er gewährt die lieblichste Aussicht über die tieferen Thäler gegen Westen, welche alle mit freundlichen Dörfern und grünen Feldern bedeckt sind. Der rothe Farbenton der zunächstliegenden Sandsteinhügel und die Entblößung von Wald geben der Landschaft einige Aehnlichkeit mit manchen Gegenden Griechenlands, wenn nicht die sorgfältig bestellten Felder und die Nettigkeit der Häuser die Täuschung störten. Nichts fällt dem Reisenden, der aus dem flachen Indien kommt, mehr auf als dieses Letztere. Man ist gewohnt, dort nur mit Stroh oder Schilf bedeckte Lehmhütten, denen eine einzige Oeffnung anstatt Thür und Fenster dient, oder aus wenigen Bambusstäben errichtete Baracken zu sehen, Dörfer, die aus konsolidirtem Schmutz entstanden zu sein scheinen und deren Bevölkerung keiner andern Beschäftigung als der Fabrikation des Brennmaterials aus Kuhdünger obliegt; wie erfreut man sich dagegen hier an dem Anblick der netten aus Holz oder gebrannten Steinen errichteten Häuser, die nicht blos Reinlichkeit, sondern auch Zierlichkeit und Geschmack verrathen. Der untere Theil der Gebäude hat eine Art Vorhalle, deren Dach auf geschnitzten Säulen ruht, und die vier oder fünf Mittelfenster des ersten Stocks sind mit einem Aufwand von schönem Holzschnitzwerk verziert, welcher mich lebhaft an Kairo erinnerte. Die Dächer bestehen aus kleinen doppelt gekrümmten Ziegeln. Alles zeigt, daß chinesische Kunst diesseit der Berge gelehrige Schüler gefunden hat. In den Dörfern bemerkte man zwischen den netten Häusern eine Menge kleiner Kapellen, einfache, mit einem Dache überbaute Steinerhöhungen, welche Lingams und Götterbilder enthielten; auch Tempel von sechs Stockwerken, zierliche Brunnen, tief ausgemauert und mit steinernen oder metallenen Ausgußröhren versehen.

Gegen Abend erreichten wir die Ebene, welche wir am Morgen vom Siswagorri aus gesehen hatten. Sie wird durch einen kleinen Bach bewässert und durch einen dichten Wald begränzt, welcher sich am Fuße des Tschiriahpasses hinaufzieht, der sie gleich einer Mauer von dem Kathmanduthale im Norden scheidet. An einem offnen Platze bei dem Dorfe Tschitlong wurden unsere Zelte aufgeschlagen; sie schützten jedoch nur schlecht gegen die Kälte der Nacht, welche hier

schon sehr unangenehm wurde. Als wir gegen Morgen uns zum Aufbruch rüsteten, zeigte der Thermometer nur $2^1/_2{}^0$ R.; doch erwärmte das Hinaufklimmen auf die steilen Schieferblöcke, aus denen die Südseite dieses Gebirgszuges besteht, sehr bald die erstarrten Glieder. Der Wald bestand aus Eichen mit stachlichtem Laube, verschiedenen Lorbeerarten, aus Berberis, Vitex und einer schönen Art Prunus; das niedrige Gesträuch war zum großen Theil Daphne cannabina, deren Blüthen sehr angenehm duften und deren Rinde ein grobes Papier liefert. Man freute sich unter den Schlingpflanzen im feuchten Moose den deutschen Epheu wiederzuerkennen; auch Veilchen (Viola serpens) und Potentillen zeigten sich dort schon in voller Blüthe.

Nach zwei und einer halben Stunde erreichten wir den kahlen Gipfel des Berges, wo ein scharfer Westwind bei einer Temperatur von 4^0 R. uns deutlich merken ließ, daß wir uns auf einem Punkte von bedeutender Höhe befanden.

Zahlreiche Lastträger, mit großen Säcken voll Baumwolle, oder mit Gemüse, Früchten und Salz beladen, begegneten uns auf dem engen Wege. Er ist der einzige erlaubte Zugang nach Nepaul von der Nordostseite; zwar soll es noch einen bequemern geben, der aber von der Regierung verboten, und, wie man sagt, mit Wachen besetzt ist. Das Letztere haben wir später nicht bestätigt gefunden, doch hält die Furcht die Eingebornen zurück, sich mit ihren schweren Lasten auf einen bequemern Weg zu wagen.

Das Dach eines halbzerfallenen Hauses schien zur Uebersicht der großartigen Landschaft, welche zu unsern Füßen ausgebreitet lag, ein passender Punkt. Es wurde erklettert; aber wie bitter fanden wir uns getäuscht, als ein plötzlich heraufziehender dicker Nebel Alles wie mit einem Schleier überzog. Von den Schneebergen, so nahe wir ihnen waren, konnte man nur den am meisten nach Westen gelegenen Theil in undeutlichen Umrissen erkennen; die drei großen Städte und die zahlreichen Dörfer des Kathmanduthales erschienen nur in trüber unbestimmter Form. Wir ahnten nicht, welche Pracht das ungünstige Wetter unsern Blicken verbarg, bis wir die Aussicht in voller Schönheit bei unserm Rückwege genossen. Auffallend erschien die viel bedeutendere Tiefe des Kathmanduthals im Vergleich mit der Ebene

von Tschitlong, wo wir die Nacht zugebracht hatten. Der Unterschied mag wohl 800′ betragen. Die Höhe des Passes ist 8,500′ über dem Meere. Die Ebene von Kathmandu liegt 4000′ tiefer; aber der Abhang des Tschandragiri ist hier so schroff, daß man diese 4000′ fast senkrecht hinuntersieht. Der Weg hinab war deshalb sehr beschwerlich und nicht ohne Gefahr; denn der gelbe zerbröckelte Sandstein, aus welchem diese ganze Nordseite des Bergrückens besteht, und der ihm beigemengte Glimmerschiefer, welcher bei seiner Verwitterung einen sehr schlüpfrigen, gelben Thon bildet, geben dem Fuße keinen sichern Grund, worauf er ruhen könnte. Dazu kommt die Enge des Wegs, welche durch die Züge der Lastträger, der Weiber und Kinder oft gesperrt wurde.

Wer hätte denken sollen, daß auf solchem Bergpfade, auf dem weder der Lastochse noch das Pferd brauchbar ist, der beladene Elephant fortkommen könnte; und doch trafen wir auf der Mitte des Abhanges diesen geduldigen Knecht, unter einer bedeutenden Last keuchend. Er glitt mit großer Vorsicht am Berge hinab, indem er an den steilsten Stellen die Hinterfüße durch die Vorderfüße schob und dabei den Rüssel als fünften Fuß gebrauchte, die Festigkeit jedes Steines damit untersuchend. Dabei schien er die Gefahr wohl zu kennen und große Angst auszustehn; und daß diese nicht ohne Grund sei, bewiesen drei oder vier große Leichen, die wir beim Hinabsteigen am Wege liegen sahn; denn ein jeder Fall bringt der schweren Masse unfehlbar den Tod.

In einer halben Stunde hatten wir die Ebene erreicht und fanden neben der Stadt Tancod die Zelte zum Frühstück aufgeschlagen, auch wieder eine neue Abtheilung Soldaten, dem Prinzen zum Empfange entgegengesandt. Major Lawrence, Resident von Nepaul, hatte uns auf einen sehr feierlichen Empfang vorbereitet; es wurde daher hier das Reisekostüm abgelegt und wir setzten bald unsern Weg zu Pferde auf einer wenig geneigten Ebene fort. Die Straße führte in nordöstlicher Richtung nach Kathmandu. Im Norden erstrecken sich schmale Hügelreihen von geringer Erhebung, Ausläufer des Tschandragiri, bis an das Ufer des Begmuttiflusses, der im Osten von Passe in südlicher Richtung den Wall des Tschandragiri durchbricht. Dort

ist der zweite Eingang in das Thal, den ich früher erwähnt habe.

Eine der Hügelreihen durchkreuzten wir und bekamen von da die prachtvolle Stadt, welche von zahlreichen Flüßchen, den Nebenflüssen des Begmutti (Bagmutti) umspült wird, zu Gesicht. Zur Rechten lag auf einem Hügel die alte Stadt Kirtapur; vor uns links erhob sich aus einer Umgebung schön belaubter Bäume der Tempel von Sambernath; hier und da unterbrachen kleine mit Gehölz bewachsene Hügel die Reihen der Ackerterrassen, welche eben anfingen sich mit frischem Grün zu färben. Am Horizont zeigten sich die prächtigen Schneeberge der Dhagabung-Gruppe und das Gussängthan; vor ihnen liegen die hohen Terrassenufer des Begmutti, welche den nächsten Hintergrund für die glänzenden Tempeldächer von Kathmandu bilden.

Auf schmalen aber gepflasterten Straßen, zwischen eingezäunten Terrassen und freundlichen Dörfern gelangten wir bis an die erste Brücke des Bischmutti, einem zierlichen Bauwerk aus rothem Backstein, doch nur mit Balken überbaut; denn das Gewölbe ist hier unbekannt. Auf die Wege war viel Fleiß verwandt; in jedem Dorfe findet man sie mit Backsteinen reinlich gepflastert, ähnlich den holländischen Städten.

Ein ungeheures Gedränge von buntem Volk zeigte sich jenseit der Bischmuttibrücke; eine lange Reihe roth- und blaujackiger Soldaten und eine Heerde prachtvoll mit Gold- und Silberblechen und Seidenstoffen überdeckter Elephanten mit vergoldeten Haudas auf dem Rücken stand zum Empfange des Prinzen aufmarschirt. In der Ebene erhob sich ein großes Zelt von blauem und weißem Baumwollenzeuge mit seidenen Vorhängen; dort empfing uns der englische Resident Kapt. Ottley und Dr. Christie, der Arzt des kleinen Corps der englischen Truppen, in voller Uniform.

Wir stiegen ab und wurden hineingeführt; doch hatten wir kaum Platz genommen, als die Ankunft des Ministers Martabar Singh (Großherziger Löwe) angekündigt wurde. Er erschien gleich einer aufgehenden Sonne, ganz in Goldstoff gekleidet, von Gold, Diamanten, Smaragden und Perlen strahlend, von Sandel und Rosenöl duf-

tend, daß es den Athem benahm. Auf der Brust trug er drei große Goldplatten mit Insignien und Inschriften, die Zeichen seiner Würde, um den Hals dicke Perlenschnüre, auf dem Kopfe den flachen nepaulesischen Turban von chinesischem Brokat, mit Perlen besetzt und einem Paradiesvogel darauf, in den Ohren große Goldreife, Brillantringe an den Armen und allen Fingern. Ein hohes, weißes Roß mit blauen Augen und goldenem Geschirr trug ihn.

So erschien Martabar Singh, Minister und General en chef von Nepaul, ein schöner, stattlicher, dicker Herr, hoch gewachsen, mit lebhaften Augen, kleiner Adlernase, einem prächtigen schwarzen Barte und langem schwarzen Haare. Ihm folgten zunächst zwei seiner Söhne in allen Farben des Regenbogens, Dill Bickram Thappa, glänzend wie nie vorher, Djung Behada, ein Verwandter des Rajah, mit sehr intelligentem Gesichte, bei Weitem der Unterrichtetste und Angenehmste von Allen, ebenfalls mit prachtvollen Seidenstoffen, Perlen und glänzenden Waffen überladen. Einige zwanzig Offiziere, zum Theil alte, graubärtige, aber kräftige Männer, in einfacher weiß und rother Uniform machten den Schluß des Zuges.

Martabar Singh ging dem Prinzen entgegen, machte mit vieler Grazie zuerst ein Salam, ging zwei Schritt vor und beugte sich über die linke, dann über die rechte Schulter des zu Begrüßenden, wie es bei Umarmungen auf dem Theater zu geschehen pflegt; ein zweiter Salam und ein Schritt rückwärts endigte die Ceremonie, der nach der Reihe ein Jeder von uns unterworfen wurde. Auch seine Söhne und Offiziere führten dieselbe feierliche Begrüßung aus, was eine ziemliche Zeit dauerte.

Man ließ sich nun auf den im Zelt bereit stehenden Stühlen nieder und eine kurze und interessante Unterhaltung begann, bei welcher Major Lawrence, Kapt. Ottley und Dr. Christie genug zu thun hatten, um als Dollmetscher allen Anforderungen in Frage und Antwort Genüge zu leisten.

Sie wurde bald abgebrochen, da es Zeit war die Elephanten zu besteigen, welche prächtig geschmückt bereit standen, um uns wie in einem Triumphzuge nach der Stadt zu tragen. Zu diesen wurden die Fremden geführt auf die Weise etwa, wie der Herr die Damen in

einer Quadrille führt; voran ging der Minister, an der rechten Hand den Prinzen, an der linken den Major Lawrence; den Dr. Christie und mich führte der Bruder des Djung Behada. Die Haudas wurden bestiegen; Pfauenschweife und chinesische Sonnenschirme setzten sich in Bewegung und vorwärts ging es der Stadt zu unter der rauschenden Musik von einer Masse verschiedener Instrumente, unter denen Dudelsäcke, Klarinetten, Pauken, Schellen und Triangel die Hauptrolle spielten.

Eine unabsehbare Schaar des fremdartigsten Volkes bedeckte die Terrassenfelder zu beiden Seiten des Weges. Wir sahen da die seltsamsten Kostüme; besonders auffallend waren die Bhotanleute mit plumpen Zeugstiefeln, groben Filzröcken, dicken Haarzöpfen und vollkommen mongolischer Gesichtsbildung. Männer und Weiber tragen sich auf gleiche Weise. Die Newara oder alte Bevölkerung trägt trotz der kühlen Luft wenig mehr, als ein weites Baumwollentuch; die Ghorka gehen in Jacken und Beinkleidern und haben sogar Schuhe an den Füßen. Schaaren von Fakiren und andern Bettlern zogen vor uns her und vollführten ein jämmerliches Geschrei.

Wir sahen von unserem Sitze auf dies Getümmel und Gewühl unter uns, durch welches sich die Elephanten langsam ihren Weg bahnten, hoch hinab. Die wunderbare Stadt breitete sich mit ihren bunten Tempeln und zierlichen Backsteingebäuden, mit ihren Gärten voll fruchtbeladener Orangen, voll Kirsch- und Pflaumenbäumen in voller Blüthenpracht, vor unseren erstaunten Blicken aus. Die Brücken drohten zu brechen von der Masse des Volkes, welches sich drängte, uns durch den letzten Arm des Bischmuttiflusses passiren zu sehen; denn die Elephanten mußten den Fluß durchwaten, da die Brücken für die Last der gewaltigen Thiere zu schwach waren.

Wir traten durch einige sehr enge Straßen in die Stadt selbst ein; sie waren so schmal, daß die Elephanten ihre ganze Breite ausfüllten. Die Verschwendung von Holzschnitzwerk an den Fensterrosetten, Säulen, Tragbalken und Dachecken erinnerte fast an manche alte deutsche Handelsstadt; doch trat auf der andern Seite das orientalische Gepräge wieder sehr stark hervor. Die vergoldeten Tempeldächer, mit Glocken behängt und bunten Fahnen geschmückt, und die riesen-

haften Steinbilder bewiesen den Einfluß des chinesischen Geschmackes. Der fallende Regen hinderte uns nicht, die Schönheit manches alten Prachtgebäudes, die kunstvolle Darstellung der geschnitzten Elephanten, Pferde und Schlachtscenen an den Häusern, die reichen Muster der Fensterrosetten, durch welche das Licht einfällt, die kolossale Größe der scheußlichen, steinernen Ungeheure, der Löwen mit Krötenköpfen, der Drachen und Rhinozerosse und der vielarmigen, rothbemalten Götterbilder zu bewundern.

Vor Allem war der Anblick des Marktplatzes überraschend, obwohl derselbe nicht sehr groß war. Ein großer Tempel stand zu jeder Seite, dessen acht Stockwerke mit vergoldeten Dächern von unzähligen Mainas und Sperlingen bevölkert waren. Große Steintreppen, auf denen ein paar Ungeheure Wache halten, führen zum Eingang der Tempel hinauf; oben sind riesige Bilder von Rhinozerossen, Affen und Pferden zur Verzierung an denselben angebracht. Die Menge dieser fremden, wunderbaren Gestalten, der betäubende Lärm, welcher aus den Tempeln hervorschallt, die alten düstern Häuser mit ihren breiten Dächern, diese ganze finstere Pracht erweckt das Gefühl, als ob man um ein Jahrtausend zurückversetzt sei, und unwillkürlich erinnerte ich mich an die Beschreibung, welche Herodot von dem alten Babylon giebt. Wie lange Zeit mag dies Alles schon eben so aussehen, wie heute; das dauerhafte Holz und der unverwüstliche Stein und ein Volk, das am Uralten hängt, wie seine Verwandten und Lehrer, die Chinesen, widersteht hier dem zerstörenden Einflusse der Zeit mit gemeinsamer Kraft.

Wir ritten unterwegs durch einen engen, hohen Thorweg in einen Hof ein, um einige gezähmte Rhinozerosse zu sehen, welche des Rajah wegen gehalten werden. Es ist nämlich Sitte, daß, sobald der Rajah stirbt, eines derselben geschlachtet wird, welches die Ersten im Volk verzehren müssen.

Durch manche enge, finstere Straße und über Plätze, wo Buddhistische Pagoden mit den vielarmigen Götterbildern der Mahadevi Indra und Parabathi, und Bramanische Stockwerkstempel wechseln, erreichten wir das entgegengesetzte Ende der Stadt.

Das Thor war, wie alle übrigen Stadtthore, ein einfacher,

weißer, hoher Bogen mit einem großen, gemalten Auge an jeder Seite, wie auch ein jeder andere Eingang nach chinesischer Sitte mit diesen abscheulichen Augen mit rothem Rande verziert ist. Oben auf dem platten Dache des Thors steht ein schmächtiger, eiserner Drache mit ellenlanger Zunge, ganz von der Form, wie die Chinesen ihn zu malen pflegen. —

Die Wohnung des englischen Residenten liegt noch etwa eine Viertelstunde vor der Stadt, in der Mitte eines schönen Parks auf einer kleinen Anhöhe, und die gothischen weißen Gebäude, obwohl im Styl etwas verfehlt, sehen zwischen den hohen Fichtenbäumen auf dem Hintergrunde der weißen Alpenkette sehr malerisch aus. Wir fanden das Innere des Hauses sehr geräumig, allein der freien Luft so durchaus zugänglich, daß es uns für das äußerst frühlingsmäßige Wetter etwas unwöhnlich vorkam. Das Feuer durfte in den ersten acht Tagen im Kamin nicht ausgehen; denn sehr oft stand bei Sonnenaufgang das Thermometer auf ½ oder gar 0°. Um Mittag steigt bei unbewölktem Himmel die Temperatur wieder auf 20—22°. Es regnete nur selten andauernd; dagegen traten öfter des Morgens gegen sieben Uhr sehr dichte Nebel ein, welche bis Mittag anhielten.

Die Stadt Kathmandu liegt nicht weit vom tiefsten Punkt des Thals, an der Stelle, wo der Bischmutti von Nordwest und der Begmutti von Nordost zusammenfließen. Jenseit des Begmutit, nur eine Viertelstunde von Kathmandu entfernt, ist die zweite Stadt des Thales Patn, welche früher die erstere an Größe übertroffen haben soll. Die weiteste Ausdehnung hat das Thal von Westen nach Osten, die größte Erhebung des Bodens findet sich im Nordwest, die tiefste Senkung im Süden beim Ausfluß des Begmutti.

Merkwürdig ist die natürliche Terrassirung der Thalwände, welcher die Kultur nachgeholfen hat, indem sie die schroffen Abhänge in sanft ansteigende Terrassen verwandelte. Will man zu den Bergen hinaufsteigen, so hat man nach allen Seiten erst diese Terrassen in ihrer ganzen Ausdehnung zu durchwandern.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft (den 12. Febr.) fand die Feierlichkeit des Empfanges beim Rajah statt. Die Elephanten kamen, den Prinzen und seine Begleitung abzuholen. Wir wurden

in das gewöhnliche Empfangspalais, eine Art Sitzungshaus geführt; den eigentlichen Dhurbar, das königliche Schloß, bekamen wir nicht zu sehen; es soll indessen sehr ärmlich im Inneren sein und hat auch äußerlich nichts Imposantes.

Das große hölzerne Gebäude, in welchem der Empfang statt fand, glich keinesweges einem Schlosse. Es enthielt dunkele Treppen und Räume, die voll Staub und alter Waffen waren. Im dritten Stockwerk war der Sitzungssaal. Zwei Reihen Stühle standen zur Seite und ein paar Sophas an der Hinterwand. Die schmutzig-gelbe Farbe der Tapeten wurde nur ungenügend versteckt durch alte, schlechte, französische Kupferstiche und Portraits in Lebensgröße, unter denen ein Napoleon mit kirschrothen Backen, und die ganze Reihe der Rajahs des vorigen Jahrhunderts nebst vielen Verwandten derselben sich fanden, in platter chinesischer Manier von Eingeborenen gemalt. Statt der Teppiche dienten weiße Baumwollendecken. Das Einzige, worin sich wirklich Pracht und Reichthum zeigte, waren die kostbaren und glänzenden Kostüme des Rajah und seines Hofstaates.

Auf dem Divan zur linken Seite saß der junge sechzehnjährige Rajah und neben ihm sein Vater, der abgedankte, mit einem sehr verdrießlichen Gesichte; beide sahen wie Spitzbuben aus, der junge Rajah noch in einem höheren Grade, als sein Vater. Hätte sein Gesicht nicht diesen unangenehmen Ausdruck, den er durch die Gewohnheit, die Nase und den Mund abscheulich zu verzerren, noch erhöhte, so könnte er mit seinen großen schwarzen Augen, der langen, gebogenen, feinen Nase und dem kleinen Munde recht hübsch genannt werden. So jung er ist, beweisen doch seine Handlungen, daß man sich nicht täuscht, wenn man von seinem Aeußern auf seinen Charakter schließt. Er scheint die beste Anlage zu einem ausgemachten Wütherich zu haben. Der Vater von milderem Sinn hat noch eine große Partei. Zum Glück für das Land ist der eigentliche Regent der Minister Martabar Singh.

Beide Rajahs waren in den prachtvollsten Anzügen und mit Diamanten, anderen Edelsteinen und Gold förmlich beladen.

Den Divan zur rechten Seite nahmen die drei jüngern Brüder

des Rajah ein, Knaben von 8, 10 und 12 Jahren. Die ältern beiden sind schon verheirathet.

Der Prinz saß dem Rajah zunächst auf dem ersten Platze an der Seite, und da ich ziemlich entfernt von da den meinigen in derselben Reihe hatte, so konnte ich leider von der Unterhaltung nur wenig verstehen. Es war indessen für mich amüsant, zu sehen, wie sehr Martabar Singh es sich angelegen sein ließ, seine Macht zu zeigen, indem er bald aufstand, bald sich wieder setzte. Alle Anwesenden, selbst Anverwandte des königlichen Hauses, müssen sich ebenfalls erheben, sobald er aufsteht. Es wurde daher ein unaufhörliches Auf- und Niederrauschen und fortwährendes Neigen und Grüßen durch ihn veranlaßt.

Zum Schluß der Audienz wurden Geschenke ausgetheilt, kostbares Pelzwerk, chinesische Seidenstoffe und schöne Waffen. Auch an mich kam die Reihe aufzustehen und einen Pelz von Otterfellen nebst einem Dolch und Kuckerie in vergoldeter Scheide in Empfang zu nehmen. Der Rajah berührte meine Hand, welche Gnade ich durch einen tiefen Salam anzuerkennen wußte, während Martabar Singh mir die Geschenke über den Arm warf. —

Am nächsten Tage besuchten wir einen uralten Wallfahrtsort in der Nähe Kathmandu's, das Heiligthum von Sambernath oder Sambuthnoth. Es liegt auf einem der isolirten Sandsteinhügel, deren sich mehrere in der Kathmanduebene erheben, ohne sichtbaren Zusammenhang mit den umgebenden Bergreihen, aber aus demselben Steine bestehend. Mächtige uralte Bäume umgeben das 50—60′ hohe, glockenförmige Monument, über welchem sich zwölf vergoldete Tempelstockwerke erheben. Nahe an 300 Stufen führen bis zur Spitze des Hügels, auf welchem das Monument steht. Am oberen Ende der Treppe liegt auf einem steinernen Postamente Indri's Donnerkeil, ein 7′ langer, dick vergoldeter Stab, welcher an beiden Enden in eine Art Scepterkrone ausläuft, deren Form an die französische Lilie erinnert. In der Umgebung des großen Heiligthumes finden sich noch verschiedene Tempel mit ewigem Feuer, und eine Menge Buddhafiguren. Bhotanpilger und Fakire sind in Schaaren dort anzutreffen; auch sahen wir an dem Tage, wo wir das Heiligthum besuchten,

eine Procession von jungen Mädchen dort oben, welche zum Theil gar nicht häßlich aussahen und sich das Haar mit den rothen Blüthen des Rhododendron geschmückt hatten.

Ein anderes Heiligthum, Bramanischen Ursprungs, Paßbuthnoth genannt, erhebt sich auf der Spitze eines ähnlichen Hügels. Wir sahen dort einen Tempel mit massiv silbernen Thüren und einer großen Verschwendung von Gold in der Architektur, die im Uebrigen nichts Ausgezeichnetes hatte. Das Innere war voll von Affen und jungen Kühen. Es ist der Rhesus (Inuus Rhesus), der hier sowohl in den Buddhistischen als Bramanischen Heiligthümern mit großer Vorliebe behandelt wird und alle Haine um die Tempel erfüllt.

Die Heiligthümer von Handegong besuchten wir am 16. und die alte, vor Zeiten durch Gelehrsamkeit ihrer Priester ausgezeichnete Tempelstadt Badgong am 17. Febr., ohne viel Neues dort zu finden.

Die Thierwelt des Kathmanduthals lernte ich durch ein großes Treibjagen kennen, welches am 13. und 14. Febr. durch Martabar veranstaltet war. Zwei Regimenter waren aufgeboten, um das Jungle niederzutreten, und die Vögel waren durch den Lärm so erschreckt, daß sie zum Theil wie besinnungslos den Treibern entgegenstürzten und mit den Händen ergriffen werden konnten. Eine Menge derselben wurden auch durch die Jagdfalken des Rajah gebeizt. Von Allem, was diese Jagd lieferte, bekam der Prinz lebende und todte Exemplare, so daß ich drei Tage lang mit dem Abbalgen der erlegten Thiere beschäftigt war, unterstützt von zwei Bedienten, welche die gröbere Arbeit verrichteten. Einige Zibethkatzen, schöne Nepaulfasane, Drosseln, Spechte, Papageien u. s. w., waren unter der Jagdbeute.

Nachdem am 19. Febr. eine große Revue der nepaulesischen Truppen mit Artillerie und Elephanten statt gefunden hatte, benutzten wir die Vergünstigung, einen Theil vom Innern des Landes zu sehen durch eine Tour nach dem Noyakotthale, wohin seit vielen Jahren kein Europäer vorgedrungen ist. Des Ministers stämmige Bergpferdchen erwarteten uns, und in Begleitung eines englischen Offiziers, Kapt. Ottley, dessen Gesellschaft aber bei seiner schwachen Konstitution eher hindernd als förderlich war, wurde die Reise am 20. Febr. angetreten.

Wir verließen bald den tiefsten Punkt der Kathmanduebene und zogen langsam die Terrassen von angeschwemmtem Boden hinauf, durch welche die vier Arme des Begmutti (Bagmutti) im Nordost und die drei des Bischmutti im Norden tiefe Spalten ausgewaschen haben. An manchen Stellen findet man Durchschnitte von 200′ Tiefe, vortrefflich zum Studium der Schichten. Die Bänke zwischen den Flußarmen sind auf das Sorgfältigste von unten bis oben in Terrassen von 2 bis 4′ Höhe abgetheilt, je nach der Steigung des Bodens, und zum Ackerbau benutzt. Es giebt dies dem Thale von Kathmandu das Ansehn eines ungeheuren Amphitheaters, in welchem diese Terrassen die Stufen ringsum bilden.

An einzelnen Stellen der steilen Thalwände zählte ich über 50 verschiedene Schichten, die aus Thonlagern von sehr verschiedener Färbung bestehen, abwechselnd mit grobem und feinem Sande, der wie der Thon mehr oder weniger mit Glimmer vermischt ist und auch größere Stücken Glimmerschiefer und Granit enthält. In den blauen Thonschichten liegen häufig große Nieren von schwarzer Kohle und humushaltigem Thon, welcher unter dem Namen Konkar*) als Dünger auf die Aecker gefahren wird.

Der erste Ort Baladschi mit vielen Tempeln und starkem Gewürz- und Farbenwaarenverkehr liegt auf der westlichen Hügelbegrenzung des Hauptthales, etwa 300′ höher als Kathmandu. Interessanter ist das Dorf Darumtalla auf dem scharfen Vorsprunge des Bodens, welcher zwischen zwei tiefen Armen des Bischmutti stehn geblieben ist.

In anderthalb Stunden erreichten wir schon das letzte dem Kathmanduthal angehörige Dorf Dschitpur. Man hat von hier eine weite, jedoch nicht besonders schöne Ansicht des ganzen Thales. Granit- und Gneußblöcke bedecken in großer Anzahl den Boden; jedoch erst 300—400′ höher kommen Gneußwände in Verbindung mit Glimmerschiefer zum Vorschein. Der Weg, obwohl sehr betreten und von zahlreichen Lastträgern, Pilgern und Fakirn belebt, war sehr

*) Ritter, Erdkunde, Asien Bd. III. S. 67 schreibt den Namen Koncha. Vorliegende Proben desselben lassen mit Wahrscheinlichkeit auf Infusorienlager schließen.

schlecht; kein Lastthier kann ihn passiren. Er zieht sich eine lange Strecke am westlichen Rande einer von Nordost nach Südwest streichenden Hügelkette hin. Wir mußten noch über drei oder vier Arme des Bischmutti setzen, ehe wir den Fuß des Kauliapasses erreichten.

Ueberall hat hier die Kultur den Boden in Beschlag genommen und den Waldwuchs unterdrückt; bis hoch auf den Kauliapaß findet man vortrefflichen Boden und überall Terrassen; auch ist trotz der Entblößung von Holz die ganze Westseite der Hügelkette von Darumtalla an sehr reich an Wasser; Quellen und rieselnde Bächlein fanden sich in großer Anzahl. In sechs Stunden hatten wir die Höhe des Passes (2000′) erstiegen, und unser Nachtquartier erreicht, einen Bangalo, von Mr. Hodgson erbaut, welcher nahe an der Spitze des Bergkegels liegt. Doch verhinderte die Dunkelheit leider eine vollständige Ansicht der Bergketten. Von den Himalayahbergen sahen wir nur noch die Dhagabung-Gruppe im Abendroth glühen. Wolken verhüllten alles Uebrige. Erst am frühen Morgen des 21. Februar hatten wir die entzückendste Aussicht, die man je in einem Gebirgslande genießen kann. Unabsehbare Reihen von mächtigen Schneebergen thürmten sich eine hinter der andern am klaren Horizonte auf; sogar eine vierte Reihe wurde hinter der dritten sichtbar. Der Dhagabung nordwestlich verschwand fast vor so vielen andern Riesen. Im Norden fing eben eine nach Osten gerichtete Fläche des Gussängthan im Morgenlichte an zu glühen. Unsere Aufmerksamkeit richtete sich aber bald noch Westnordwest, wo ein himmelanstrebender Kegel mit drei spitzen Zacken sich erhob, von denen eine nach der andern im schönsten Roth leuchtete. Wir wollten es nicht wagen, ihn für den Dhawalagiri zu halten, und doch konnte es der Richtung nach kein anderer Berg sein. Die Karten, der Kompas und die Aussagen einiger alten Männer machten es bald zur Gewißheit. Wer hätte geglaubt, daß eine Entfernung von dreißig deutschen Meilen so in Nichts verschwinden könne. Es war ein überwältigender Eindruck, der die Seele mit Schauer erfüllte. Die Verwirklichung der senkrechten Höhe einer deutschen Meile steht wie ein großes Gespenst da, und man sucht vergeblich nach Vergleichen, die Erhabenheit des Anblicks zu

schildern. Kleinlich und zu nichts verschwindend tritt die Erinnerung der Schweizeralpen dagegen zurück.

Bei Sonnenaufgang fand ich alle östlichen und südöstlichen Abhänge mit Eis bedeckt; dabei stand der Thermometer um 6½ Uhr auf 3½°, während wir kurz vorher noch 5° gehabt hatten.

Als wir den steilen Nordabhang des Kauliaberges hinabklimmten, füllten sich die Thäler in der Tiefe mit rothem und violettem Dunst. Dichtes Gebüsch von wohlriechenden Daphnen bedeckte die trockne Bergwand, bis wir nach anderthalb Stunden eine Hochebene an der Nordostseite des Kaulia erreichten, eine vollkommene Alpenwiese. Der Häuptling eines Bhutiastammes lagerte dort mit seinen Untergebenen in der wunderlichsten Tracht. Weiter abwärts war der Weg von Lastträgern belebt, unter denen mehr Weiber als Männer. Sie trugen schwere Ladungen von den Produkten des heißen Noyakotthals, Ananas, Orangen, Betelblätter, Zuckerrohr und den in Kathmandu so beliebten Knoblauch, auf dem Rücken, welche durch einen Kopfriem über der Stirn festgehalten wurden. Einzelne Dörfchen lagen am Wege, deren Felder mit Euphorbien (Euphorbia antiquorum) oft von Mannsschenkeldicke, eingezäunt waren.

Die Terrassirung erstreckte sich hier selbst über Abgründe und tiefe Schluchten; an manchen Orten waren die Terrassen dreimal so hoch als breit, und dienten auch wohl den erfinderischen Bergbewohnern zugleich als Viehställe. Es werden Stangen horizontal in den obern Rand der Terrasse hineingesteckt und mit Matten bedeckt; unter diesen steht der Reihe nach die ganze Heerde. Am nächsten Tage rückt der Stall ein Stockwerk höher; so werden zugleich die Kosten und Umstände des Stallbaues und der Düngung vermieden.

Gegen 10 Uhr gelangten wir nach mannichfachem Auf- und Niedersteigen in einen hochstämmigen Wald, den ersten, welchen wir auf dieser Seite des Kathmanduthales antrafen. Er bestand aus lauter Laubbäumen, Erythrinen, Shorea, Bauhinien, mit Unterholz von Carissa und Justicia. Der Boden war ein fester, rother Thon mit vielem Glimmer; selten zeigten sich Klippen von Glimmerschiefer und Gneuß. Endlich glitten wir noch einen fast senkrechten mit Buschwerk bewachsenen Abhang von 800—900′ hinab und befanden uns

an dem klippenreichen Ufer eines hellgrün gefärbten Flüßchens, dessen Namen wir nicht erfahren konnten. Wir folgten seinem Laufe bis zu seiner Vereinigung mit dem Balu Tadi-Flusse, der weniger felsig war, aber sehr steile Ufer hatte. Sein Bett war sandig und fast ganz eben; nur ein Viertel desselben war vom Wasser bedeckt, alles Uebrige war Kulturland und meistens zu Zuckerrohrpflanzungen benutzt. Nur einige erbärmliche Strohhütten und einen freistehenden Töpferofen, in welchem Wasserkrüge aus schönem glimmerartigen Thone mit dem beliebten Brennmaterial, dem Kuhdünger, gebrannt wurden, sahen wir am Wege, der uns endlich dem wahren Tadiflusse zuführte, einem breiten, schönen, aber sehr seichten Wasser. Er kommt von Nordnordost und vereinigt sich dicht unterhalb der Stelle, wo er den kleinen Tadi (Balu Tadi) aufnimmt, mit dem Trisulganga.

Jenseit des Tadi steigt hier der Noyakotberg an. Die Wärme im untern Theile des Thales erzeugt eine von der der Kathmandu-Ebene durchaus verschiedene Vegetation. Am Fuße des Noyakot, welcher dicht bewaldet ist, fanden sich eine schöne Art Bambus, Butea frondosa, Feronia und andere Aurantiaceen, mehrere Feigenarten (ficus infectoria et latifolia), unter denen eine mir unbekannte mit dunkelrothen, schönen Früchten; verschiedene Lorbeerarten bildeten weiter hinauf einen schattigen Wald, untermischt mit Grewia, Bauhinia &c.

Ohne die Stadt Noyakot zu beachten, stiegen wir sogleich den steilen Berg zum Heiligthume hinan. Der schattige Wald nahm bald ein Ende und die Hitze wurde sehr drückend, bis wir nach einer Stunde etwa den Gipfel mit dem Heiligthume erreichten. Nach ungefährer Schätzung mag seine Erhebung vom Flußthale 3—4000′ betragen.

Es ist kein isolirter Kegel, sondern nur die scharfe Spitze eines sich nach Norden hinziehenden noch weit höhern Gebirgskammes, des Mahamendel. Am Berge befinden sich zwei verschiedene Heiligthümer; das tieferliegende, zu dem eine Treppe von hundert und einigen Stufen hinauf führt, ist das größere und enthält eine Menge der abenteuerlichsten Thiergestalten. Es war reich an Holzschnitzwerk und Weihgeschenken aus allerlei Metall, aber über alle Maaßen

schmutzig. Das obere Heiligthum ist nur ein kleiner Tempel, ganz von Backsteinen erbaut ohne allen Schmuck; nur das niedrige, hölzerne Stockwerk, welches hoch oben auf den glatten Unterbau gesetzt ist, hat schöne geschnitzte Fenster und ist so wie das Dach nicht ohne Geschmack. Beide werden getrennt durch den Dhurbar, das kleine königliche Schloß, ein höchst wunderliches Backsteingebäude, welches von einem sogenannten Garten umgeben ist.

Die Aussicht auf das prachtvolle Thal des Trisulganga ist das Belohnendste, was der Berg darbietet. Die Tempelgebäude mit ihren goldenen Dächern bilden dazu einen unvergleichlichen Vordergrund. Leider waren die schöne Ebene und die Stadt zu unsern Füßen unerreichbare Dinge. Die Grenzen waren gesteckt. Wir kehrten zurück und sahen unterwegs noch die prächtigen Gebäude des großen Dhurbar's am Fuße des Noyakot, Baudenkmale, die ganz einzig in ihrer Art sind. Das Holzschnitzwerk der Fenster scheint eben so unverwüstlich als der brennend rothe Ziegel, aus dem das Ganze erbaut ist. Im weitläuftigen Garten standen große Felder voll Ananas; die Banane gedeiht hier ohne alle Pflege.

Gegen Abend traten wir den beschwerlichen Rückweg an, wurden aber für die unausgesetzt anstrengende Arbeit so reichlich belohnt, daß wir für lange Zeit der müden Glieder vergaßen. Ehe die Sonne sank, erreichten wir eine beträchtliche Höhe, die eine freie Aussicht auf den Dhawalagiri und den Gussängthan in der wunderschönen, dunkelrothen Beleuchtung der untergehenden Sonne gewährte. Diese tausend und abertausend Eisspitzen in allen Farben glühen und verglühen zu sehen, war ein Genuß, der sich mit nichts vergleichen läßt, und hinterließ einen unvergeßlichen Eindruck.

In der einbrechenden Dunkelheit wurde der Weg fast gefährlich; doch erreichten wir ohne Unfall das Häuschen auf dem Kaulia-Passe, wo wir unsere Reisegefährten wieder fanden, und am andern Tage (den 22. Febr.) auf demselben Wege nach Kathmandu zurückkehrten.

Die zum Aufenthalt in Nepaul bestimmten Tage nahten ihrem Ende. Ein Besuch in Martabar Singhs Pallaste und der Abschied vom Rajah waren interessante Punkte der letzten Tage. Der Abschied wurde durch ein ächt nepaulesisches Vergnügen gefeiert, indem meh-

reren großen Büffeln mit dem gebräuchlichen kurzen, aber sehr schweren und an der innern Krümmung scharfen Säbel, dem Kora, der Kopf auf einen Hieb abgeschlagen wurde. Nachdem die Ersten und Vornehmsten des Hofstaats ihre Geschicklichkeit im Köpfen gezeigt hatten, legte auch der Minister seine aus Pfauenfedern und Seide gewebte Robe ab, ergriff das kurze Schwert und sprang mit großer Gewandheit und Anmuth hervor, zum gewaltigen Hiebe ausholend, der denn auch einen halbwüchsigen Büffel in der Mitte des Leibes, dicht hinter den Schulterblättern, in zwei Theile spaltete.

Wir werden morgen diese interessante Stadt verlassen und die Rückreise auf demselben Wege antreten, auf welchem wir in Nepaul eingedrungen sind, um in das flache Land Indiens zurückzukehren und Benares und Delhi zu sehen.

Siebenter Brief.

Sigaulih. — Tigerjagd. — Palankinreise. — Benares. — Allahabad. — Die indische Ebene. — Lucknow. — Eintritt in die Stadt. — Gebäude. — Palläste. — Der Nabob von Aude. — Die Wohnungen der Engländer. — Volksleben. — Die Tänzerinnen. — Die Moschee Imambarah. — Grabmäler der Königsfamilie. — Die Bazars. — Die königlichen Gärten. — Das Dampfschiff des Königs. — Frühstück bei dem Könige von Aude. — Die königliche Familie. — Seltsame Speisen. — Thierkämpfe. — Pallast Faruk Bam. — Jagd. — Thierkämpfe. — Der Maler Beechey. — Geschenk des Königs. — Abschiedsfest. — Reise nach Agra. — Die Häuser in Agra. — Die Tetties. — Lebensweise der Engländer. — Gesellschaften. — Bhurtpur. — Delhi. — Die Bauwerke Delhi's. Pallast des Großmoguls. — Grab des Humayun. — Grab des Nisam Uddin. — Purana Killa Feroze Kotelah.

Delhi, den 2. Mai 1845.

Wir waren am 1. März über Biempede und Hetaunda in Sigaulih eingetroffen. Eine Tigerjagd, welche in der Umgegend dieses Ortes veranstaltet wurde, hielt uns mehrere Tage dort auf. Der Bettiah Rajah hatte dazu zwanzig Elephanten geschickt, zehn andere waren von Nepaul Rajah zur Verfügung gestellt. So ausgerüstet drangen wir in Gesellschaft mehrerer englischen Jagdfreunde, welche in Bissaulih zu uns stießen, in die Wälder, und die Jagd wurde mit unermüdlichem Eifer Tag für Tag fortgesetzt.

Am zweiten wurde eine Tigerin mit ihrem Jungen aufgetrieben und der junge Tiger fiel durch den Schuß des Prinzen; auch die Mutter war verwundet, chargirte aber nicht und entkam im dichten Jungle. In den folgenden Tagen wurden einige Schweine, Arishirsche (Cervus porcinus), ein Zibeththier und mehrere Pfauen und Jungle-

hühner erlegt; aber kein Tiger ließ sich sehen. Vergebens ermüdeten wir die Elephanten.

Endlich am letzten Tage der Jagd (den 8. März) jagten die Treiber an einem Orte, wo man es am wenigsten erwartete, in einem Kajanfelde einen großen, schönen Tiger auf. Seine Erscheinung hatte jedoch durchaus nichts Großartiges, wie ich erwartet hatte; er schlich sich langsam und plump davon, wie ein geprügelter Schlächterhund. Eine sumpfige Stelle hielt ihn auf und verhinderte sein Entkommen, welches ihm bald durch einen Schuß in das Bein unmöglich gemacht wurde. Die folgende Kugel traf ihn in's Herz und tödtete ihn auf der Stelle.

Es war ein mächtiges Thier. Der Körper maß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze mehr als 10′ und war eine tüchtige Last für den Elephanten, der ihn zu tragen hatte. Ich hatte große Mühe, die Eingeborenen, durch deren Dörfer wir mit der Jagdbeute zogen, am Ausrupfen der Barthaare zu hindern; in kurzer Zeit war die eine Seite kahl gerupft, und es blieb nichts übrig, als die andern selbst auszureißen, um das Entwenden derselben unmöglich zu machen. Der großen Hitze wegen wurde er noch in der Nacht mit Hülfe mehrerer Schlächter abgebalgt, um das schöne Fell als Jagdtrophäe mitnehmen zu können.

Wir waren nun wieder im flachen Lande, und da hier die Reise wieder auf die gewöhnliche Art im Palankine fortgesetzt wurde, so machte dies eine Trennung der Gesellschaft nöthig. Ich reis'te im zweiten Zuge mit Herrn Fortescue am 10. März über Gorukpur und Azimghur nach Benares, welche Stadt in vier Tagemärschen von uns erreicht wurde. —

B e n a r e s ist meines Erachtens die schönste aller indischen Städte, die wir bis jetzt sahen. Sie liegt in einem weiten Bogen am Ufer des prächtigen Flusses mit ihren majestätischen Bauwerken, den zahllosen Moscheen, Minarets, Pagoden und Pallästen ausgebreitet. Alle diese Prachtgebäude sind aus einem wunderschönen, rothen Sandstein, der dort in der Nähe gebrochen wird, errichtet. Die bunte Bevölkerung, deren wirkliche Zahl noch kaum mit Sicherheit ermittelt ist, drängt und treibt sich den ganzen Tag in den vollen Straßen und an den

Ufern des Ganges, welche durchgängig mit breiten Treppenfluchten (Ghauts) versehen sind, damit die Pilger bequem zum heiligen Strom hinabsteigen können. Keine andere Stadt giebt ein so lebendiges Bild des indischen Volkslebens als Benares. Wie einförmig und arm ist in Vergleich damit Calcutta, welches von den an alle vaterländischen Bequemlichkeiten gewöhnten Engländern so oft gepriesen wird, weil man dort Rindfleisch und Pickels, und Alles, was sonst zum guten Leben und Comfort gehört, zur Genüge haben kann.

Aber freilich heiß ist es in Benares; 25—26° hatten wir schon unterwegs auszuhalten, und selbst in dem luftigen Zelt im Garten des Major Carpenter, in dessen Hause wir wohnen, würde ich es vorziehen, der ruhigen Betrachtung mich hinzugeben, wenn die Zeit dazu nicht fehlte. Auch Mosquitos giebt es hier im Ueberfluß, welche die nächtliche Ruhe sehr beeinträchtigen.

Die wenigen Ruhetage in Benares verflossen schnell bei der Besichtigung der merkwürdigen alten Tempel und Moscheen. Wir verließen es am 19. März und erreichten in einer halben Tagereise Allahabad, einen vielbesuchten Wallfahrtsort. Am 25. März Morgens sieben Uhr kamen wir in Lucknow (Lachno sprechen die Eingeborenen) an, nachdem wir eine langweilige Ebene von Allahabad über Caunpur im Palankin durchreis't und selbst den grünen Donnerstag und Charfreitag unterwegs zugebracht hatten unter den Heiden wie die Heiden.

Die Ebenen in diesem Theil von Indien haben ein höchst trauriges Ansehn; die mit Sorgfalt kultivirten Felder von Oelfrüchten, Ricinus, Gerste, Spelt und anderem Getreide machen einer vegetationslosen Sandfläche oder einem harten, trockenen Thonboden Platz, aus welchem jeder aufkeimende Grashalm durch die verwüstende Hand der Grassucher (ein einträgliches Gewerbe) mit der Wurzel entfernt wird. Bäume sind eine seltene Erscheinung; nur in der Nähe der Erdhütten erbärmlicher Dörfer und der schmutzigen, mit Schutt umgebenen Städte findet man hier und da eine Gruppe Mangobäume mit Akazien nnd der pappelblättrigen Feige untermengt, unter welcher Reisende, Muselmänner oder Hindus ihre Zelte aufgeschlagen haben. Die braunen halbnackten Hindus hocken in ein Knäul zusammengekrochen neben

ihren rohen Ochsenkarren, während die Moslems, mit Turban und einem Aufwand von weißem Musselin sauber bekleidet, mit untergeschlagenen Beinen vor dem Zelte sitzen und im Kreise nackter Kinder und in Shawls eingewickelter Weiber, von denen man nichts sieht als die schwarz gemalten Augenringe und die mit silbernen und goldenen Zierrathen beladenen Füße, ihre Huka rauchen. Das Aechzen und rhythmische Stöhnen der Palankinträger rührt sie nicht; kaum würdigen sie den neugierig aus dem Palankin blickenden Fremdling eines Blicks, geschweige eines Salams.

Solche Gruppen sind aber auch die einzige Abwechslung, die auf dem mühseligen, heißen Wege den Reisenden veranlassen kann, die Augen vom dicken Staube zu reinigen. Verdruß und Langweile giebt's genug unterwegs; bald bricht eine Stange am Palankin, bald ist einmal einer der Gepäckträger (Bengiwallah genannt) verschwunden, oder man erreicht eine Station, wo kein einziger Träger oder wenigstens nicht halb so viel vorhanden sind, als man bezahlt hat. Da bleibt denn nichts übrig, als diese armseligen Geschöpfe, die man sich schon lange gewöhnt hat als halbe Thiere zu betrachten, heftig mit Stock und Faust zu bearbeiten. Oft hilft es schon, dem Ersten Besten einen tüchtigen Auswischer zu geben, wonach sich plötzlich die Vermißten einzufinden pflegen und die Widerspänstigen sich in Tritt setzen. Prügel machten die unverständlichsten Phrasen deutlich, die leider oft genug vorkommen, da das Hindostani nicht leicht für einen Europäer zu erlernen ist; doch studirt wird eifrig und der Eine sucht es dem Andern zuvorzuthun. Da ich mich an der Spitze des zweiten Zuges befand, mußte ich oft meine Gelehrsamkeit anwenden. Wie niederschlagend, wenn man dann ellenlange Reden der Mundschi's und anderer Behörden anhören muß, ohne ein Wort zu verstehn, und kaum sich der Hoffnung hingeben darf, man könne die Leute glauben machen, sie ganz vortrefflich verstanden zu haben.

Am 25. waren wir Morgens fünf Uhr (denn es geht Tag und Nacht hindurch fort) aus dem Palankin gestiegen, um eine Zeitlang zum Morgenspatziergang mit den Palankinträgern um die Wette zu laufen. Weil wir der Stadt Lucknow noch nicht so nahe zu sein glaubten, hatten wir unser gewöhnliches Reisekostüm, die rothen wei-

ten Beinkleider von dünnem Seidenzeuge, Hemd und Solahhut *) noch nicht gewechselt, als wir uns zu unserer Verwunderung beim ersten Tageslichte in die engen, hundevollen Straßen einer Vorstadt von Lucknow versetzt fanden. Die Lehmhütten, von außen mit Kuhdünger überzogen, um sie trocken zu halten, nahmen bald ein Ende, nachdem wir mehrere großartige Thore von saracenischer Bauart mit zackig geschweiften Bogen passirt hatten. Backsteinhäuser, im Erdgeschoß völlig offen, mit Läden und Handwerksstätten, welche zu dieser frühen Morgenstunde noch Schlafgemächer vorstellten, bildeten jenseit des Thores regelmäßige, weite Straßen. Hin und wieder zeigte sich auch ein größeres, halb europäisch aussehendes Gebäude. Noch ein anderes Thor, größer als die vorigen, erschien am Ende der Straße, bei welchem eine Abtheilung Soldaten, mit rothen Jacken und eisernen Pickelhauben, aber statt der Hosen mit dem einfachen weißen Baumwollentuche an den Beinen bekleidet, aufmarschirt war. Einer der Offiziere, ein alter Knabe, fühlte sich im Eifer, europäische Kultur nachzuahmen, berufen, hinter uns her zu laufen und höchst unterthänig um unsere Namen zu bitten. Ein solches Ansinnen war uns in Indien noch nicht vorgekommen, und Mr. Fortescue schien geneigt mit erhobenem Stocke darauf zu antworten. Ich begnügte mich damit, daß ich ihm im Vertraun sagte, mein Name sei „Sechs und sechzig sechseckige Hechtsköpfe,“ und er entfernte sich nach verschiedenen, vergeblichen Versuchen, das Wort auszusprechen, wobei er sich die Zunge und die Kinnbacken fast verrenkte, höchst unzufrieden; denn weder das Persische noch Sanskrit konnte ihm die dazu nöthigen Buchstaben liefern.

Nach einem viertelstündigen Marsche veränderte sich das Aussehn der Stadt. Große, hohe Häuser, mit gelben oder weißen, glänzendem Stuck überzogen, reihten sich zu beiden Seiten der breiten Straße aneinander; zahlreiche Moscheen und Minarets von der künstlichsten Schraubenform erhoben sich zwischen völlig europäisch aussehenden Gebäuden. Die Zahl der Kuppeln mit vergoldeten Spitzen und der weißen, durchbrochenen Einfassungen um die Plateformen

*) Solah wird das Mark des Wollbaumes genannt, aus dem Hüte zum Schutz gegen die Sonnenhitze gemacht werden.

hoher Palläste nahm zu, je weiter wir in das Innere der Stadt gelangten; doch war die Bauart derselben eher prächtig und sauber zu nennen, als daß sie von gutem Geschmack gezeugt hätte. So kamen wir an einem Gebäude von außerordentlicher Größe vorüber, dessen Baustyl eine Menge hoher Fenster an der Fronte nöthig gemacht hatte. Die Fenster waren allerdings da, aber weil kein Mahomedaner Fenster nach der Straßenseite liebt, waren sie alle in beiden Etagen zugemauert. Um nun die traurige Einförmigkeit des Mauerwerks etwas zu beleben, sind nach ächt orientalischer Geschmacklosigkeit sämmtliche Fensternischen mit lebensgroßen Bildern, welche menschliche Figuren jedes Standes und Alters darstellen, in den grellsten Farben al fresco ausgefüllt. Man denke sich ein Haus mit sechzig großen Fenstern auf diese Weise verziert. Es ist dies gegenwärtig beschriebene ein Mehalla oder Harem. Der Theil der Stadt, welchen wir zuletzt durchwanderten, bestand aus lauter königlichen Amtsgebäuden und Pallästen.

Hier kam uns bei einer Wendung der Straße ein Trupp geharnischter Reiter entgegen gesprengt, die Fußgänger mit lautem Geschrei aus dem Wege treibend; eine Abtheilung Leibgarde zu Fuß mit rother Uniform und versilberten Hellebarden folgte, um den Weg vollends frei zu machen. Wir geriethen dabei so sehr in das Getümmel des Volks, daß es nöthig wurde den Stock zu schwingen und die Ellbogen zu gebrauchen. Ein furchtbarer Lärm, den ein Musikchor wunderlich aufgeputzter Pfeifer, Trommler und Beckenschläger machte, erhöhte die orientalische Eigenthümlichkeit der Scene und kündigte die Erscheinung eines Mannes von hohem Range an. Es folgten diesem Vortrab drei große Elephanten mit Brokatdecken über dem Kopfe und silbernen Haudas auf dem Rücken. An dergleichen Aufzüge gewöhnt, vermutheten wir nichts Außerordentliches, am wenigsten die unmittelbare Nähe des Regenten, des Königs oder Nabob's von Aude, zu dieser frühen Stunde. Ein dicker Herr mit unmäßig aufgeschwemmten Backen, von äußerst phlegmatischem Ansehn, welcher ganz in Goldstoff eingewickelt auf einem großen Kabulschimmel ritt in der Mitte eines Trupps schlanker Lanzenreiter in gelber Uniform, blauen Mützen und gewaltigen Stiefeln, soll kein Anderer

gewesen sein als der König. Wir hatten im Gedränge keine Zeit, ihn genau anzusehn.

Die Straße erweiterte sich bald zu einem ausgedehnten Platze; ein schöner grüner Rasen und üppiger Baumwuchs zeigte sich vor uns hinter einem hohen aus Quadern gebauten Thore. Wir traten in eine Art Park ein, in dessen Hintergrunde mehrere große, gelb angeworfene Gebäude symmetrisch neben einander standen. Platte Dächer mit massiven Balustraden, hohe Säulenhallen rund um den ganzen viereckigen Kasten und dicht verschlossene Jalousies machten sie als Wohnung des englischen Residenten kenntlich; denn diese Form ist die durch ganz Indien von Ceylon bis zum Himalayah bei den Gebäuden der Engländer allgemein gebräuchliche und durch das heiße Klima bedingt.

Wir waren am Ziel, und Mr. Shakespeare, der engl. Resident, hieß uns in seinem Pallaste freundlich willkommen. Der Prinz und seine Begleiter waren schon einen Tag früher eingetroffen; man freute sich nach einer Trennung von 4 oder 5 Tagen, wie sie das Reisen im Palankin gewöhnlich nöthig macht, des Wiedersehns und tauschte manche Reiseabenteuer aus. Unser Wirth war unverheirathet; es leben aber noch drei oder vier Gentlemen mit ihren Familien hier, denen es deutlich anzumerken war, wie sehr sie sich der Abwechslung, welche durch die Erscheinung von Fremden in ihr einförmiges Leben gebracht wurde, freuten. Es herrschte hier durchaus nicht der steife vornehme Ton, wie in Calcutta, daher waren die Gesellschaften und Spatzierfahrten, welche täglich vorkamen, sehr angenehm und erheiternd. Es wurde viel musicirt; man war mit der kleinsten Leistung zufrieden; da war keine Stimme so unbedeutend und gering, die nicht mit Vergnügen sich bemüht hätte, ihre Kunst zu zeigen und ein kleines Lied vorzutragen, kein Pianoforte zu verstimmt, auf dem man nicht mit einigen abgedroschenen Walzern hätte glänzen können.

Nachdem die zweite Mahlzeit um 2 Uhr (Tiffin), eben so substanziell als die frühere (Breakfast) um 10 Uhr genossene, vorüber war, wurden gegen Abend, wo die Hitze abzunehmen pflegt, die Equipagen bestiegen, um die Stadt zu besehen. Sie zeigte sich im allerglänzendsten Lichte; denn es war gerade ein Festtag der Moha=

medaner sowohl als der Hindus, und eine unabsehbare Menge schön geputzten Volkes drängte sich in den Straßen und auf dem Platz vor der großen Moschee Imambarah. Man bedenke, daß Lucknow eine Stadt von beinahe 100,000 Einwohnern ist, und daß die Moslems einen ganz besondern Hang zur Faulheit und zum Herumlungern haben, zumal an Festtagen, welche die Arbeit verbieten.

Hier saßen sie, auf den breiten Marmorgeländern hockend, reihenweise in saubere Musselingewänder gekleidet und den rosenrothen Turban auf dem Kopfe in gravitätischer Ruhe. Der hohe Kopfschmuck zeichnete sie als Mohamedaner vor den Hindus aus, auch führt der Hindu selten so schöne Damascener Dolche mit dickem Elfenbeingriff und Goldtroddeln im Gürtel. Es sind offenbar die Dandys der Stadt, auch ihre Pantoffeln von Goldstickerei mit langen, zurückgebogenen Schnäbeln zeigen ihre Prachtliebe und Wohlhabenheit. Ein Gewühl von schreienden und tobenden Hindus (sie zanken beständig) umgiebt einen scheußlichen Fakir; der Gottesmann läßt sich herab, hier ganz profane Künste sehn zu lassen, denn er balancirt ein Schwert auf der Nase. Zwei kleine Jungen, ebenfalls Fakire, mit weiß gemalten Gesichtern und hohen Goldpapiermützen tanzen um ihn her. Weiter hin tanzt ein gelber Himalayahbär; der Volkshaufen ist so dicht, daß man ihn kaum sehen kann. Ein schauerlicher, näselnder Gesang erhebt sich unfern von uns aus einem Zelte; die geschleuderten Kadenzen und Triller, welche zu verstärken höchst ungraziös beide Hände vor den Mund gehalten werden, wären nicht übel, wenn richtiger intonirt würde. Ich kenne die Melodie, sie ist sehr hübsch; würde sie ohne das häßliche Nasenschnarren gesungen, sie müßte reizend sein. Es sind die Worte: „Tasa be tasa no be no“, ein persisches Lied des Hafiz, wie auch die meisten Volkslieder persischen Ursprungs sind; denn die Perser waren von Alters her die Dichter, welche das ganze Land mit Liedern versorgen mußten; doch auch sie haben jetzt aufgehört zu dichten.

Die schönen Sängerinnen, deren Töne zu unsern Ohren drangen, wurden jetzt sichtbar unter dem Volksgedränge; rother, tausendfach gefalteter Musselin umhüllt sie dicht vom Scheitel bis zu den Zehen; die Gaze glänzt von Gold- und Silberflittern, große Ringe von Gold

sind durch den rechten Nasenflügel und drei oder vier andere durch beide Ohrläppchen gezogen. Die Arme, welche dann und wann zum Vorschein kommen, wenn sie die Zipfel der langen Gewände graziös hin und wieder bewegen, umwickeln und wieder entfalten und dabei zierliche Wendungen und Drehungen des Körpers machen, sind mit dreißig bis vierzig dünnen Armringen von Silber, Gold und buntem Email behängt, und selbst die Füße, wenn sie bei der stampfenden Taktbewegung unter den ellenweiten, langen seidenen Pantalons sichtbar werden, zeigen breite, silberne Bänder über den Knöcheln mit Silberschellen behängt, deren Geklingel den Takt angiebt. Sie sind mit Silberringen von der Form der Siegelringe an jedem Zehn geschmückt. Die Tänzerinnen oder Sängerinnen (Bajaderen), welche bei keinem Fest, keiner Audienz, selbst bei keiner ernsthaften Verhandlung der Großen des Landes fehlen dürfen, sind bei Moslem's und Hindus sehr beliebt, und ihr Tanz, wenn man das Hin- und Herdrehen auf einer Stelle so nennen kann, so wie ihr Gesang ist in Indien unter dem Namen Natsch bekannt.

Unsere vier Vorläufer, die Schokdars, mit langen, silbernen Stäben, den Zeichen ihrer Würde ausgestattet, hatten Mühe, durch die Menge einen Weg bis zum Thore der großen Moschee zu bahnen. Dies Thor, für sich allein unter dem Namen Rumi Desum bekannt, ist ein großer Bogen mit reichen und geschmackvollen Stuckverzierungen auf allen Seiten. In der Mitte über dem Bogen prangt das Zeichen der Könige von Aude, ein paar riesige Fische. Die große Schönheit dieser so wie anderer maurisch-indischer Bauwerke besteht vorzugsweise in der Sauberkeit und Genauigkeit der Ausführung. Die hohen weißen Fronten und Façaden machen einen sehr günstigen Eindruck, und man nimmt keinen Anstoß daran, daß die Nebengebäude rechts in einem stumpfen, links in einem rechten Winkel an die Hauptgebäude sich anschließen, daß eine Menge Bogen und zahllose Thürmchen zur Linken einer einfachen Wand zur Rechten, nirgends symmetrische Gebäude einander entgegengesetzt sind.

Die Moschee Imambarah ist unter denen, die ich in Indien sah, eine der größten und ausgezeichnetsten. Der gewölbte Saal derselben ist 160′ lang. Sie ist prachtvoll in ihrer Einfachheit; Gold

und Silber ist nicht in dem Maaß an ihr verschwendet wie bei andern ähnlichen Bauwerken, und doch macht das Ganze einen viel frischeren Eindruck als die alten Moscheen Kairo's, an welche die zierlichen Nischenthore und die ausgezackten Dachkanten lebhaft erinnern. Auch sah ich in Aegypten nirgend so schöne Minarets wie hier an dieser Moschee. Sie waren von oben bis unten hin kannelirt und mit den schönsten Guirlanden verziert.

Die Gesammtheit aller zur Moschee gehörenden Gebäude, so unregelmäßig sie auch im Einzelnen sind, gewährt einen bezaubernden, feenhaften Anblick; besonders schön hebt das frische Grün des Gartens, voll blühender persischer Rosen und Granaten, die weißen Fronten derselben. Im Innern der hohen Moschee befindet sich ein Grabmal, welches einige Reliquien enthält. Es ist ein großes Bauwerk, eine Art thurmähnlicher Schrank, ganz mit Goldblech überzogen und mit vielen Edelsteinen und Perlen verziert, und enthält in seinem untern Theile den Turban und Alkoran des Verstorbenen. Man darf nur von fern hineinsehen, wenn auch sonst die Mahomedaner in Indien durchaus nicht so bigott sind wie in Aegypten, und nie vom Ausziehen der Schuhe die Rede ist, oder der Eintritt in die heiligen Oerter verwehrt wird.

Wir nahmen auch das Grabmal der jetzigen Königsfamilie in Augenschein, ein wunderschönes Bauwerk; denn auf die Gräber verwenden die reichen Moslems große Summen. Die Wohnungen der Lebendigen mögen schmutzig und unwöhnlich sein, wenn nur die der Todten prächtig und wohl ausgestattet sind. Der Eingang zum königlichen Grabmal war ebenfalls eine hohe weiße Thorkuppel, welche durchaus nichts von einem Begräbnißplatze ahnen ließ. Im Innern des weiten von Gebäuden eingeschlossenen Raumes plätscherten Fontainen in schönen Marmorbassins, rundum von Myrthen und Rosenhecken und Cypressen umgeben; Palmen standen in jeder Ecke dieses Gartens und überall schimmerten Thürmchen und Mauern von blendender Weiße durch das duftige Laub. Die laue Abendluft war mit dem Wohlgeruch der Rosen und des Jasmins beladen, und das dunkelblaue Himmelsgewölbe bildete einen schönen Kontrast zu den weißen Dachkanten und Kuppeln, welche eben noch von den letzten

Strahlen der sinkenden Sonne beleuchtet waren. Ein glänzendes Licht strahlte durch die Bogenfenster der hohen, maurischen Halle, durch deren marmornes Thor wir nun eintraten.

Machte der Vorhof und die Außenseite des Grabmals einen unbeschreiblich zauberischen Eindruck, so fühlte man sich durch das Innere desselben, wo das Auge durch die ungeordnete Masse ganz heterogener, durcheinander gemischter, glänzender Gegenstände bald hierhin bald dorthin gezogen wurde, etwas enttäuscht und in der Stimmung unangenehm gestört, die durch den Anblick des Aeußeren hervorgerufen war. Es hatte der innere Raum bei der überladenen Pracht und dem maaßlosen Aufwande von edlem Metall, Perlen und Edelsteinen und Allem, was nur der Orient und Occident an Kostbarkeiten liefern kann, doch mehr das Ansehn eines Kramladens oder Glaswaarenlagers als einer Ruhestätte für Todte. Die verschiedenartigsten Glaskuppeln und Leuchter standen schockweise am Boden bunt durcheinander, unter ihnen 10′ hohe Kronleuchter aus buntem Glase, die mit ungeheuren Kosten aus England hierher geschafft sind. Daneben und dazwischen sah man Trophäen von Schwertern und andern Waffen zusammengestellt, lauter Ispahanstahl. Das Licht der zahllosen Lampen blendete so, daß es schwer war, die Hauptsache unter der Menge der unintereſſanten Gegenstände herauszufinden.

Hier standen ein paar Tiger in Lebensgröße aus grünem Glase zusammengesetzt; alle einzelnen Stücke waren an den Fugen durch Gold zu einem Ganzen verbunden. Sie sind ein Geschenk des Kaisers von China. Dort war ein silbernes Pferd zu sehen von 5′ Höhe mit einem Menschenkopfe, Flügeln und einem Pfauenschwanze; es ist das Pferd, welches dem Propheten vom Himmel herabgeschickt wurde. Ein anderes Pferd, aus Holz geschnitzt, stellte das Leibpferd des verstorbenen Nabobs vor, getreu nach dem Leben. Vasen, Bronzefiguren, mittelmäßige Marmorstatuen, Pläne der Stadt und der Palläste, auf Goldgrund gemalt, und tausenderlei Schnurrpfeifereien und Spielsachen füllten den Raum.

Unter dem Wust fanden wir endlich mit Mühe die Gräber heraus. Sie waren ganz mit dichten Goldgittern umschlossen, mit goldenem Baldachin überdacht, und ein Ueberfluß von Filigranarbeit,

großer und kleiner Edelsteine und Perlen war daran verschwendet. Außer dem Vater des jetzigen Königs liegen hier zu jeder Seite des Hauptgrabes einige seiner Gemahlinnen.

Ganz geblendet vom Glanze ächter und falscher Diamanten verließen wir die Gruft und bestiegen die Elephanten, welche draußen warteten, um uns im schlurfenden Trabe nach der Altstadt zu tragen, wo wir verschiedene Bazars von oben herab besahen, die sehr sauber und reinlich gehalten und von netten Lampen erleuchtet waren. Die lieblichsten Bilder des häuslichen Lebens wurden auf dem Rückwege von unserem hohen Sitze aus auf den Balkonen und durch die offenen Fenster des zweiten Stockwerks beobachtet, mit denen unsere Hauda von gleicher Höhe war. Selten hat man die Gelegenheit in das Innere des Familienlebens der Hindus zu blicken; die engen Straßen waren ganz dazu geeignet, und manche schöne Dame wurde gesehen, bevor sie Zeit hatte die Huka (Wasserpfeife) wegzuwerfen und die Flucht zu ergreifen; denn Johnny Hati (der Elephant) geht einen rasenden Schritt.

Am 26. März setzten wir uns früh um 5 Uhr, der einzigen Zeit, wo die Hitze noch erträglich ist, in den Wagen und rollten nach den königlichen Ställen an der entgegengesetzten Seite des Gumtyflusses. Wir sahen dort an zweihundert der kostbarsten Pferde, jedes einzeln aufgezäumt und von zwei prächtig gekleideten Seiß (Pferdeknechten) geleitet. Die meisten waren von arabischer Race, doch zu wohlgenährt und fett, um schön zu sein; denn gebraucht werden sie nicht. Sie sind nur zum Ansehen da.

Die Gärten von einigen der königlichen Schlösser am Gumty, merkwürdig wegen ihrer großartigen Geschmacklosigkeit, waren das fernere Ziel unserer Ausflucht. Die Gartenhäuser derselben sind halb im französischen, halb im maurischen Style erbaut; ihre großen und schweren Dächer werden von schwachen, dünnen Säulen getragen. Die Stelle des Marmors vertritt bei diesen Gebäuden meistentheils weißer Stuck, und das Holzwerk der Wände ist mit grauer und weißer Farbe überstrichen. Nie fehlt auch in dem kleinsten Gebäude das heiße Bad, selten eine kleine Privatmoschee, welche den Kaufmannsläden im Kleinen, wie man sie Kindern zum Weihnachten schenkt, sehr

gleicht. Die Mitte der Gärten wird gewöhnlich durch die der Länge nach angelegten Marmorbassins eingenommen, in welchen viele Fontainen springen; Cypressen abwechselnd mit Rosen fassen sie ein. Die Wasserkünste derselben sind auf eine entsetzlich geschmacklose Weise modernisirt; da sieht man Soldaten in rother Jacke, Schäfer, krüppelhafte Hunde und Löwen, welche auf die wunderbarste Weise zum Wasserspeien angewendet werden.

Die Beete und Bosquets sind in der heißen Jahreszeit der großen Dürre wegen nur in einem dürftigen Zustande, obgleich sie alle Morgen durch viele kleine, gemauerte Kanäle unter Wasser gesetzt werden; auch machen diese letzteren nebst den gepflasterten Wegen die Anlagen sehr steif. Dazu kommt, daß in Lucknow eine wahre Manie herrscht, lebensgroße Statuen aus Marmor oder Stuck zu Dutzenden in jede Ecke hinzustellen, gänzlich ohne Rücksicht auf die Wahl der Figuren; diese scheint vielmehr dem Fabrikanten überlassen zu werden, welcher nach uralten französischen Modellen, deren Originale wohl schon längst verschollen sein mögen, für ein Billiges Schäfer und Schäferinnen, englische Soldaten, einen Neptun oder farnesischen Fechter, Pudel, Löwen und andere Thiergestalten anfertigt und aufstellt. Mitunter sieht man Büsten von Jean Jacque Rousseau, Dalambert, Napoleon am Boden zwischen Faunen und den Ungeheuren der indischen Mythologie zur Einfassung eines Beetes in großer Eintracht versammelt. Was diese Kunstwerke der Skulptur noch in ein glänzenderes Licht setzt, ist eine Erfindung, welche gewiß in Europa Beachtung verdiente, nämlich der Gebrauch, die Haare, Augen und Füße, mögen sie nackt oder beschuht sein, mit dicker, schwarzer Rußfarbe anzustreichen. Aeußerst vortheilhaft nimmt sich bei dieser Verbesserung die medicäische Venus aus. Das Wasserbassin pflegt das größere Gartenhaus mit einem kleinen, hölzernen Pavillon zu verbinden, welcher ohne weitere Ausschmückung als einem hübschen Balkon nur darauf berechnet ist, daß man von dort aus die lange Reihe der Fontainen im Wasserbassin mit einem Blicke übersehen kann.

Von Meubles sieht man in diesem Gartenpalais außer einigen Divans wenig; dagegen sind die Wände der Zimmer verziert mit einer großen Menge alter, französischer Auctions-Kupferstiche mit den

Unterschriften l'été, modestie, innocence etc, gemischt mit den in platter Manier in Wasserfarben ausgeführten Kunstwerken eingeborner Künstler, Lieblingspferde, Lieblingsaffen und Hunde der Herrscher von Aude darstellend.

Hat man einen der Gärten gesehen, so kennt man sie alle; das Liebste darin waren mir stets die prachtvollen Rosenbouquets, welche vom Gärtner jedesmal mit einem tiefen Salam überreicht wurden. Wir sahen etwa zwei oder drei solcher Gärten, die alle dem Könige gehören; doch fühlte ich mich schon durch den ersten völlig befriedigt und war froh, als die Wagen wieder bestiegen wurden, um noch dem Prachtdampfschiffe, welches der König sich hat bauen lassen, eine Visite abzustatten. Es liegt auf dem Gumty, und da dieser Fluß nur klein ist, so sind die Dimensionen des Schiffes ebenfalls sehr zierlich. Mit einem unaufhörlichen Kanonendonner wurde die Ankunft des Prinzen auf dem Schiffe begrüßt, so daß man fast bereute, seine Ohren daran gewagt zu haben, denn das Dampfschiff selbst hatte nichts besonders Interessantes.

Man sah ein paar schöne Salons, rund umher an ihren Wänden mit Sammt und Brokat überzogene Divans und wiederum eine Auswahl erbärmlicher französischer, bunt gemalter Kupferstiche, auch verschiedene Spieluhren, welche recht nach indischen Begriffen von Musik alle zugleich in Bewegung gesetzt wurden. Der eine Salon war für den Nabob, der andere für seine Frauen. Eigenthümlicher war eine dicht neben dem Dampfschiffe liegende seltsame Gondel, ganz von der Gestalt, wie gewöhnlich der Fisch, der den Jonas verschluckte, abgebildet wird, und auch wie dieser nur mit dem Bauche das Wasser berührend.

Der Nachmittag desselben Tages wurde zum Besuch einiger Moscheen benutzt; wir sahen unter andern die des Saduth Ali Schah, des Großvaters vom jetzigen Könige, welche indessen von früher gesehenen sich wenig unterschied.

Bei Weitem der interessanteste Tag in Lucknow war der 27. März, an welchem die Anwesenheit des Prinzen durch ein Frühstück bei dem Könige gefeiert wurde. Schon um 9 Uhr warteten wir im besten Staat auf den Sohn des Königs, welcher den Prinzen in Em-

pfang nehmen sollte. Er kam nicht, statt seiner die Nachricht, daß er sich nicht ganz wohl befände und seine Ankunft sich noch etwas verzögern würde. Es verlautete, er habe etwas zu viel Opium genommen.

Eine halbe Stunde nach der andern verstrich; endlich erhob sich ein Lärm im Hofe und Gartenraume. Sr. Hoheit erschien begleitet vom Minister, einem langen hagern Manne mit verschmitztem Gesichte. Der Prinz war sehr blaß, seine Augen rollten unstät und seine feisten Wangen hingen schlaff herab; zu diesem verlebten, ausdruckslosen Gesichte nahm sich der hohe Goldturban höchst unpassend aus, welcher fast wie die Krone Karls des Großen in den Kartenspielen gestaltet war. Perlen, Rubinen und Smaragden glänzten daran, und eine Agraffe, von Diamanten blitzend, hielt den Paradiesvogelstrauß über der Stirn. Eine Prachtrobe von Goldbrokat, Perlenschnüre um den Hals, Ohrringe mit Diamanten, ein Gürtel von der feinsten Delhiarbeit, goldstoffene Beinkleider und goldbesetzte Schnabelschuhe vollendeten seinen prachtvollen Aufzug, in welchem der dicke Herr am Arm des hageren, ebenfalls kostbar gekleideten Ministers sich nur schwerfällig und langsam fortbewegte.

Die gewöhnliche Theaterumarmung wurde gemacht, und nach einer etwas einsylbigen und kurzen Unterhaltung bestiegen wir die Staatskarossen des Königs, welche unserer warteten. Unten im Hofe des Hauptpallastes, der durch die verschiedenartigsten Militärgruppen belebt war, angelangt, wurde man in silberne Palankine geladen und darin die ersten Treppen hinauftransportirt. Auch dort kam man kaum auf seine eigenen Füße zu stehen, so groß war das Gedränge der geschäftigen Dienerschaft, der Kitmugars, Lubudars und wie ihre verschiedenen Chargen heißen mögen, die sich alle bemühten, den Eintretenden Platz zu machen, und sich dabei selbst über den Haufen liefen. Wenn bei einem ganz gewöhnlichen Diner von etwa 40 Personen hier in Indien schon hundert verschiedene Diener erfordert werden, so kann man danach die Zahl derer berechnen, welche bei diesem Feste zur Bedienung gegenwärtig waren.

Die große Tafel war schon gedeckt und bald erschien mit gravitätischem Anstande Sr. Majestät der König, umgeben von seiner gold-

glänzenden Begleitung. Sein Eintreten wurde von verschiedenen Officianten mit heller Stimme ausgerufen. Der König ist ein großer, stattlicher Mann von ungeheurer Korpulenz; in seinem Anzuge glich er ganz seinem Sohne, nur war derselbe noch prächtiger und reicher an Diamantenschmuck. Ein anderer seiner Söhne war mit ihm eingetreten, an Wuchs ihm ähnlich, aber noch korpulenter. Die Physionomie der Herrscherfamilie drückte mehr Gutmüthigkeit als Schlauheit aus, wenn überhaupt in einer solchen Fettmasse der Charakter zum Vorschein kommen kann. Wie anders sahen die Portraits der Vorfahren aus, auch die des Vaters und Großvaters vom jetzigen Könige. In ihren Zügen zeigt sich noch Kraft und Energie, während diesen Gesichtern nur der Stempel des behaglichen Genusses und Wohllebens aufgedrückt ist.

Die zahlreiche Gesellschaft war an der langen Tafel so vertheilt, daß auf der einen Seite derselben die königliche Familie, Sr. Königl. Hoheit der Prinz Waldemar, die Großen des Reiches und der Hofstaat Platz nahmen, an der andern sämmtliche Engländer mit ihren Frauen saßen; eine wunderbar gemischte Tischgesellschaft. Zu Anfang war es eine Hitze zum Ersticken, weil die Punka nicht eher in Bewegung gesetzt werden durfte, als bis der König sich gesetzt hatte. Endlich wurde das Signal zum Essen gegeben. Der König hatte die Gnade, uns jedem eine große Schüssel voll Pillau zu schicken, eine Speise aus gelbgefärbtem Reiß mit vielem Fett und Pfeffer bestehend, dazu kochend heiß; bei kühlem Wetter müßte es ein sehr angenehmes Gericht gewesen sein, hier setzte schon der Anblick der dampfenden Schüssel in Transspiration. Die Herren Mohamedaner saßen uns steif gegenüber, ohne nur einen Bissen anzurühren; wir ließen uns dagegen einige der Gerichte vortrefflich schmecken; die meisten waren jedoch nicht zu genießen wegen des Ueberflusses von allen möglichen Farbestoffen, Gewürzen, Oel und Gold- und Silberschaum, mit welchem die künstlichen Pyramiden aus Reiß und Hammelfleisch reichlich überzogen waren. Die Lady's schienen unserm Beispiel rücksichtlich des Appetits nachzufolgen und thaten durchaus ungenirt in dieser fremdartigen Gesellschaft. Ich war glücklich genug, neben einer derselben zu sitzen, die es sich angelegen sein ließ, von Allem, was nur

den Gaumen reizen konnte, herbeizukommandiren mit einem Tone, als ob sie im eigenen Hause wäre, und hatte also Gelegenheit, die Tafel des Königs von Aude nach Verdienst zu würdigen.

Mir gerade gegenüber saßen drei kleine, allerliebste Jungen, die jüngeren Prinzen, denen man den Appetit und die Lust anmerkte, die vor ihnen stehenden Speisen anzufallen. Auch schienen ihnen die schweren Goldturbane eben so lästig zu sein, als die gezwungene Mäßigkeit. Der König dagegen war in der heitersten Laune. Er legte dem Prinzen selbst vor und zeigte die Feinheiten der indischen Zuckerbäckerei, welche den Backwerken oft die seltsamsten Formen giebt. Es kamen Blumentöpfe auf den Tisch, an denen Blumen, Zweige, Blätter, Erde, selbst die Topfscherben zu genießen waren, und aus einer kleinen Pastete, die er dem Prinzen überreichen ließ, flogen beim Abbrechen der Spitze ein paar kleine, niedliche Vögel heraus, welche scherzhafte Ueberraschung den wohlbeleibten Herrn in ein herzliches Lachen versetzte.

Zum Schluß des Frühstücks gab es sogar noch Eis, was man hier wohl mit Recht einen Luxus nennen darf, da es nur auf eine sehr künstliche Weise hergestellt werden kann; doch war man froh, als die Tafel aufgehoben wurde und es erlaubt war, die eingeschlossene, heiße Luft des Saals mit dem Aufenthalte im Freien zu vertauschen.

Die Thierkämpfe sollten nun ihren Anfang nehmen. Man führte uns zu einer Gallerie, von welcher man in einen engen, von Mauern und Gitterwerk umgebenen Hof hinabsehen konnte. Dies war die Arena, auf welcher das Schauspiel stattfinden sollte. Leider war der Raum für die Zuschauer durch die große Zahl der gegenwärtigen Lady's so beschränkt, daß wir nur einen schlechten Platz zum Stehen finden konnten, wo man noch dazu durch die Sonne nicht wenig belästigt wurde; allein das Schauspiel, welches sich in der Tiefe des Kampfplatzes vor unsern Augen entwickelte, war von der Art, daß man leicht darüber alle Unbequemlichkeit vergaß.

Man erblickte dort sechs gewaltige Büffel, nicht von der zahmen Race, sondern kräftige Abkömmlinge des Arnibüffels aus den Bergen, bis zum Rücken wohl 4½ Fuß hoch, mit mächtigen, weit ausgeschweiften Hörnern von 3 bis 4′ Länge. Da standen sie auf

ihren plumpen, kurzen Füßen und bliesen unter heftigem Schnauben den Athem aus den weit vorgestreckten Nasen, als ob sie etwas von der herannahenden Gefahr ahnten. Welche mächtige Thiere, welche ungeheuere Kraft in dem breiten Nacken! Wenn dabei nur nicht solche Dummheit aus ihren Augen sähe.

Ein Klappern von Stöcken und der Schrei verschiedener thierischer Stimmen wurde gehört, welchen die Büffel mit dumpfem Gebrüll beantworteten. Plötzlich stürzte aus einer geöffneten Seitenthür ein gewaltiger Tiger hervor, wohl 10—11′ lang und an 4′ hoch. Ohne langes Besinnen fuhr er mit einem weiten Sprunge zwischen die Büffel, von denen er einen der stärksten, mitten zwischen den gefährlichen Hörnern hindurchschlüpfend, im Nacken mit Klauen und Zähnen packte. Das Gewicht des Tigers zog den Büffel fast nieder; es entspann sich ein gräßlicher Kampf. Unter Stöhnen und Brüllen schleifte der Büffel seinen mächtigen Gegner auf dem Kampfplatze umher, während die andern Büffel mit ihren spitzen schweren Hörnern ihm gefährliche Hiebe austheilten, um ihren Gefährten zu befreien.

Tiefe Stille herrschte unter dem Publikum, alle Zuschauer sahen mit gespannter Erwartung dem Ausgang dieses Kampfes zwischen dem Tiger und den Büffeln und dem Schicksal einiger unglückseligen Affen entgegen, welche, gleichsam zum Spott zu Zeugen des blutigen Auftrittes gemacht, mit unbeschreiblicher Angst zuerst von ihren Bäumen herabsahen, dann aber, als diese durch die Hörner der Büffel erschüttert wurden, wie todt herabfielen und auf allen Vieren ausgestreckt mit der größten Resignation ihr Ende erwarteten, ohne das Geringste für ihre Rettung zu thun.

Zwei andere Tiger von etwas kleinerem Wuchse wurden jetzt mit vieler Mühe hineingetrieben, während das Ringen noch fortdauerte. Sie waren jedoch nicht zu bewegen, irgend einen Angriff zu versuchen, sondern drückten sich nach Art der Katzen an den Wänden herum, wenn die Büffel, welche noch immer rücksichtslos mit den Hörnern auf ihren Gegner einhieben, sich ihnen näherten. Der große Tiger hatte jetzt einen Rippenstoß erhalten, der ihn von seinem Sitze lüftete, er stürzte herab und kroch feig in eine Ecke, wo er von dem durch den aufgerissenen Nacken wüthend gemachten Büffel ver=

folgt, verschiedene Stöße hinnehmen mußte, bei welchen er nur schmerzlich das Maul verzog, ohne die geringste abwehrende Bewegung zu machen.

Neue Kämpfer erschienen nun auf der Arena; zwei Bären verschiedener Art vom Himalayah wurden mit großer Anstrengung auf den Kampfplatz gezerrt, gerade in den Winkel, in welchen sich der Tiger zurückgezogen hatte. Mancher Klauenhieb, manche harte Ohrfeige wurde hier gewechselt unter heftigem Knurren und Brüllen. Blut floß von allen Gesichtern. Während alle drei im fürchterlichsten Gemetzel begriffen waren, erneuerte der verwundete Büffel, der unterdessen mit einem der halb todten Affen sich beschäftigt hatte, seinen Angriff, verarbeitete sie alle zusammen in einem Haufen, und ließ nicht eher ab, als bis ihm ein kräftiger Klauenhieb ein großes Stück Fell von der Nase gerissen hatte.

Nun trat eine allgemeine Erschöpfung ein; der erste Tiger lag wie todt und zog schreckliche Gesichter, die andern hinkten lahm gestoßen aus einer Ecke in die andere; auch die Bären verhielten sich vollkommen ruhig, sobald sie nicht mehr die spitzen Stöcke der Thierwärter in ihren Rippen fühlten.

Es war ein schauderhaftes, aber für Damen und Herren nichts desto weniger unterhaltendes Schauspiel; doch hat nur der eine Büffel in Folge der erhaltenen Wunden sein Leben verloren; die Tiger leben noch alle, nur einer hat eine Rippe gebrochen. Der König hat sechzehn starke Tiger in seiner Menagerie, welche zu dieser Art Kämpfen bestimmt sind.

Wir verließen nun die Gallerie, um uns in die Ebene am Gumty zu begeben, welche ebenfalls zum Kampfplatz eingerichtet war, um von einer dort errichteten Tribüne das Schauspiel in einer andern Weise fortgesetzt zu sehen. Hier traten nach einander Schaafböcke, Antilopen und Elephanten als Kämpfer auf; Alles wird hier zum Kampf abgerichtet, selbst Wachteln und Rebhühner.

Der Elephantenkampf war, wie sich leicht denken läßt, der großartigste von allen. Zwei der größten Elephanten waren ausgesucht und wurden, nachdem man sie durch Gewürze und Branntwein in einen Zustand der Wuth versetzt hatte, gegen einander geführt. Man

sah sie erst lange einander gegenüberstehen; endlich nahmen sie einen kurzen Anlauf, fuhren mit fürchterlicher Heftigkeit gegen einander und schoben sich in einem gewaltigen Ringkampfe mit den Zähnen und den verschlungenen Rüsseln auf und nieder, daß der Boden zitterte. Ihre Mahuts (die Treiber derselben, welche auf dem Halse sitzen) blieben zu meinem Erstaunen während des ganzen Kampfes auf ihren Plätzen und schienen ihn zu leiten.

Plötzlich ließ der eine Elephant den Kopf etwas sinken; der andere drängte ihn rückwärts und trieb ihn zuletzt in die Flucht. Im vollen Trabe verfolgte der stärkere Elephant den flüchtigen. Es soll dabei gewöhnlich vorkommen, daß der Sieger dem Ueberwundenen, wenn er ihn erreicht, den Schwanz abbeißt, welches zu verhindern Raketen und Schwärmer zwischen sie geworfen werden; doch schien das Mittel diesmal nicht zu helfen; denn der Sieger, welchem, wie man bei seinem nähern Vorüberlauf sah, der eine Stoßzahn abgebrochen war und das Blut stromweis am Maule herablief, war außer sich vor Wuth.

Der Flüchtling nahm jetzt eine rasche und unvermuthete Wendung nach dem Flusse zu, wodurch eine Menge Zuschauer, die nicht mehr entfliehen konnten, genöthigt wurden, sich ins Wasser zu stürzen. Noch lange sah man die beiden Kämpfer sich hin und her jagen, bis sie endlich zwischen den Büschen des Hintergrundes verschwanden.

Während der ganzen Zeit hatten Gaukler, Fechter, Ringer und Tänzer nicht aufgehört, ihre verschiedenen, wunderbaren Kunstproduktionen zum Besten zu geben, und der Widderkampf disseit des Flusses dauerte fort, während jenseits die Elephanten mit einander rangen. Selbst Kameele versuchte man in Wuth zu versetzen und zum Zweikampf zu reizen. Sie sollen ein förmliches Ringen mit Hals und Beinen beginnen, höchst lächerlich anzusehen; diesmal wollte es nicht gelingen. Sie schäumten und krächzten, aber trotz alles Hin- und Herzerrens an den Stricken wollten sie sich auf nichts weiter einlassen.

Während der Dauer dieser Vergnügungen saßen die Königlichen Herren, die Herren des Hofstaats und die Engländer in ihren Unifor-

men in bunter Gesellschaft zusammen, bis zuletzt das Gähnen Sr. Majestät ein Zeichen zum Aufbruche gab.

Am Abend desselben Tages besahen wir, nachdem die größte Hitze vorüber war, einen der größten der Palläste, Faruk Bam genannt. Er enthält eine endlose Reihe von Zimmern, alle mit sehr dunkler Malerei und wenig Fenstern versehen. Die Wände hängen voll Auctionsbilder, die Tische und Konsolen sind mit Spieluhren, chinesischen Automaten und Kunstwerken jedes Landes und Volkes beladen.

Wir sahen hier Thronsessel, welche zusammen wohl mehr Gold und Edelsteine an sich trugen, als in mancher großen europäischen Stadt zu finden wären. Einzelne von den Diamantrosetten sind von den wachehabenden Soldaten mit dem Bajonnette ausgebrochen worden; um sie zu repariren, wurden allein 2 Lak Rupien (134,000 Thlr.) verwendet. Doch sind diese Denkmäler aus früherer Zeit bei aller ihrer Pracht nicht schön zu nennen.

Von dem Hofe in der Mitte des Pallastes sieht man schöne Balkons und einige nette, wiewohl nicht im originell indischen oder maurischen Geschmack gehaltene Fronten. Vieles ist durchaus altfranzösisch.

Ein weit größerer Hof liegt an der entgegengesetzten Seite, in der Mitte mit einem großen Marmorbassin verziert. Von diesem Hofe aus empfängt die Mehalla (Harem) ihr Licht und ein anderer diesem entsprechend gebauter Seitenflügel.

Eine kleine Jagdpartie wurde am folgenden Morgen (den 28. März) veranstaltet. Wir rückten früh auf den Elephanten aus; auch hatte der König seine Dschita's *), seine Jagdluchse **) und seine Falken geschickt, um alle verschiedene Arten der hier zu Lande gebräuchlichen Jagd zu zeigen. Zuerst wurden Reiher, Schnepfen, Hühner in Freiheit gesetzt und von den Falken gebeizt; dann ließ man Ziebethkatzen laufen, welche von den Luchsen gefangen wurden. Zuletzt kam der

*) Eine Art hochbeiniger Leoparden aus Thibet. Bei Schreber ist das Thier Gepard genannt.

**) Der Caracal, eine kleine Art Luchs.

Dschita an die Reihe, welcher, auf einem Ochsenkarren mit verbundenen Augen sitzend, so lange hinter einer Antilopenheerde hergefahren wurde, bis wir einem Trupp von drei Stück auf etwa sechzig Schritt nahe gekommen waren. Hier wurde dem Thiere die Kappe abgenommen; es schlich sich niedergedrückt wie eine Katze bis auf dreißig Schritt heran, erreichte in wenigen Sätzen seine Beute und packte sie mit Blitzesschnelligkeit an der Kehle.

Die Antilope mit den zierlich gewundenen Hörnern, von isabellgelber Farbe, nicht viel größer, als ein starker Schaafbock, lebt in den Parken in einem nur halbwilden Zustande; ebenso sieht man dort die Pferdeantilope, den Nylgau, ein großes, schiefergraues Thier mit abschüssigem Rücken und kurzen Hörnern, von der Größe eines Ochsen. Mehrere derselben trabten bei uns vorüber.

Es wurden an demselben Tage zur Unterhaltung von Neuem Thierkämpfe angestellt, doch weniger blutige. Der Kampf einer Hyäne und eines Esels gehörte dazu, welcher als ergötzliches Schauspiel im Orient einen großen Ruf erlangt hat; doch fand ich die Art, wie man solche ganz heterogene Thiere, die nie mit einander in die entfernteste Berührung kommen, geschweige denn Veranlassung zum Streit finden, zusammenhetzt, eher grausam als belustigend. Mit Stricken werden beide gehalten und gegen einander gezogen, bis sie sich berühren; dann schlägt und trampelt der Esel, versucht auch wohl zu beißen, während die Hyäne nur das Maul aufreißt, ohne ihm viel zu thun. Das nennt man einen Kampf.

Die Kämpfe der Antilopen dagegen waren sehr hübsch anzusehen; es ist ein Ringen und Hin- und Herdrängen, wobei die zierlichen Thiere mit den Hörnern sich gegenseitig den Kopf seitwärts zu drehen suchen. Man benutzt diese Art des Kampfes auch, um vermittelst der zahmen Antilopen die wilden zu fangen, indem man an den Hörnern des zahmen Bocks eine Schlinge mit Bleigewichten befestigt. Bei dem Kampfe verwickeln sich die Hörner des wilden darin; der zahme aber steht still, sobald er merkt, daß die Schlinge zugezogen ist, und hindert die Flucht der gefangenen Antilope. Auch große schwarze Schaafböcke erschienen als Kämpfer und stießen sich tüchtig herum; ihre Hörner waren glatt polirt, und die Wolle bis auf eine

Mähne abgeschoren, was ihnen ein höchst komisches, löwenähnliches Ansehen gab.

Zurückkehrend statteten wir dem Maler Beechey, einem Engländer, der seit früher Jugend im Dienste des Königs von Aude ist, in seinem Atelier einen Besuch ab. Er hat manches recht gute Gemälde geliefert; doch scheint ihn der nachtheilige Einfluß des Klima's sehr angegriffen zu haben. Im Palais des englischen Residenten fanden wir den Minister, vom Könige mit reichen Geschenken gesendet; es waren kostbare Steine, reichverzierte Säbel und andere Waffen von Ispahanstahl mit brillanter Scheide und prachtvollem Griffe. Hakim Sahib, wie ich hier bezeichnet werde, bekam einen großen Folioband mit schönen, auf Goldgrund gemalten Arabesken auf dem Deckel. Es ist ein seltenes persisches Manuscript, welches das Heldengedicht des Hafiz, den Schah Nameh, enthält, reich mit den saubersten Miniaturbildern auf Goldgrund und mit schönen Arabesken in Blau und Karmin ausgestattet.

Eine Partie nach einem Landschlosse des Königs, welches jetzt ziemlich wüst steht, beschloß den Tag. Das Schönste davon war die Rückfahrt auf dem Gumty in des Königs prächtigen Gondeln, und Arndts Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland", mit klaren Stimmen gesungen, klang nicht übel zwischen Amjud Ali Schah's Rosengärten. Leider wurde der Rosenduft durch das Verbrennen verschiedener Leichname am Ufer mit weniger angenehmen Gerüchen stark vermischt.

Mehrere Festessen folgten noch in den letzten Tagen, eines beim Colonel Willcocks, dessen schöne Sternwarte und astronomische Instrumente von großem Interesse für mich waren.

Das prachtvollste derselben fand am 1. April beim Könige statt. Schon um vier Uhr füllte sich der Hof und Garten unsers Quartiers mit den Lanzenreitern des Königs; um fünf Uhr fing man an zu kanoniren, welches ohne Aufhören bis um sieben fortgesetzt wurde. Gegen sechs Uhr kam der Minister mit dem Thronfolger zu Wagen an; letzterer hatte diesmal keinen Opiumrausch und sah erträglich hübsch aus. Die gewöhnlichen Ceremonien hatten ihren Verlauf; auch ich kam an die Reihe bei der Theaterumarmung, welche nach

einiger Uebung nicht sehr schwierig ist, nur muß man sich in Acht nehmen, daß man nicht mit den Knöpfen des Fracks an dem Gewirre von Goldketten und Perlenschnüren hängen bleibt, wie es mir bei Matabar Singh in Kathmandu begegnete. Draußen wurden während der Begrüßung Fanfaren geblasen und drei verschiedene Musikbanden spielten alle zugleich. Unter diesem entsetzlichen Lärme, der durch fortdauernden Kanonendonner noch erhöht wurde, stiegen wir in die bereit stehenden Wagen und fuhren zum Schlosse, von einem zahlreichen Haufen der gelben Lanzenreiter begleitet.

Der große Hof des Schlosses und das Bassin mit den Fontainen in seiner Mitte war mit chinesischen Laternchen hell erleuchtet. Im Saale angelangt, wurden wir vom Prinzen empfangen; der König selbst ließ sich krank melden, weil er an einem bösen Fuße litt. Es war ein gewaltiges Gedränge von prachtvollen Kostümen im Saale, und die Schaar von schön gekleideten Bedienten war noch zahlreicher wie je vorher. Nur mit Mühe konnte man sich einen Weg zu der Tafel bahnen, welche im Saal in Hufeisenform aufgestellt war, um Platz zum Essen zu nehmen; auch die Speisen waren kalt und viele darunter nicht genießbar, desto besser war der Champagner und Claret.

Der Possenreißer des Königs und mehrere Tänzerinnen traten nun auf und begannen den gewöhnlichen Tanz mit Gesang begleitet; der Possenreißer tanzte als Dame unter fürchterlicher Verdrehung des Körpers und erschien späterhin in noch mehreren Verkleidungen, unter anderen als alter Mann mit einem Palankin auf dem Rücken, in welchem eine Dame lag. Nun begannen die Toaste auf den Prinzen Waldemar, auf den König von Preußen, den König von Aude und dessen Söhne, die Prinzen. Lange und schöne Reden wurden dabei gehalten, Mr. Shakespeare redete wohl eine halbe Stunde. Das „Hep hep hurra!" machte dabei den Muselmännern, die so trocken zusehen mußten, vieles Vergnügen, und sie konnten sich schwer erklären, was eigentlich damit gemeint sei.

Dem Diner folgte ein glänzendes Feuerwerk, welches bis in die späte Nacht dauerte. Ganze Reihen von menschlichen Figuren und Thiergestalten brannten im Brillantfeuer, hohe Palläste von Holz

und Papier gingen in Feuer auf; am schönsten waren jedoch einige zwanzig Luftballons, welche in hoher Luft Feuergarben sprühten. Hinten im Garten glänzten in bunten Lampen riesengroß die Schriftzüge: „Prince Waldemar of Prussia." Mit der hier üblichen Ceremonie, daß den Gästen, Damen und Herren, mit Silber überzogene Ketten umgehängt wurden, endigte sich das Fest, nachdem der letzte Kanonenschlag verhallt war.

Wir nahmen damit Abschied von der Pracht und den Vergnügungen am Hofe des Königs von Aude und der schönen Stadt Lucknow. Der Prinz reis'te am 2. April ab, und Mr. Fortescue und ich folgten ihm am andern Tage. Am 4. April passirten wir die Ruinen der berühmten alten Stadt Kanodsch (Kanodje) und erreichten nach einem drei Tage und drei Nächte fortgesetzten Marsche das prächtige Agra.

Die Stadt liegt an der Südwestseite des Jumna (Yamuna) und gewährt von Ferne mit ihren vielen schönen Kuppeln und Minarets einen wundervollen Anblick. Die Gegend umher ist nicht schön; schon seit Allahabad und Benares fanden wir nur eine wüste dürre Ebene. Die Zeit der Ernte ist vorüber, und die wenigen Felder, die man noch bestellt sieht (und kaum ein Drittel ist bebautes Land) tragen traurige, dürre Ricinusstrünke, Wicken und Farbekräuter. Das Opium fehlt hier und seit Lucknow sieht man auch keine Gersten- und Dinkelfelder mehr. Es ist die ungünstigste Jahrszeit, in welcher wir die Umgebung Agra's sahen, welche auf Meilenweite einem Schutthaufen gleicht. Nur die Akazienbäume mit ihrem zähen Grün widerstehen dem tödtenden Westwinde, welcher oft mit großer Heftigkeit weht und eine so furchtbare Gluth mit sich bringt, daß am Nachmittage gegen zwei Uhr das Thermometer im Schatten bis über 33° steigt. Einige den Akazien ähnliche Bäume, wie die schöne Sirismimose und der arabische Gummibaum, welche der Luft einen würzigen, süßen Geruch mittheilen, zeigen sich hie und da, und an den Brunnen findet man auch wohl noch Gruppen des eschenartigen Niembaumes; sonst ist weder Graswuchs noch irgend ein niedriges Kraut, weder eine Blume noch ein Schmetterling zu sehen. Blaugrüne Dornen- und Kapperbüsche umziehen allein die wellenförmig geschwungenen

Hügel, die Gräber alter Pracht und Größe. Der Boden sieht überall röthlichgrau oder schwärzlich aus; kaum ist irgendwo seine ursprüngliche Beschaffenheit zu erkennen; denn neue Trümmer haben sich auf die alten gehäuft. Die Chausseen sind das Einzige, was von Kultur und Bewohnung Kunde giebt, und gewiß zum ersten Male in meinem Leben freute ich mich, hier an der weißen Staubfläche eine glattgefahrene Chaussee zu erkennen.

Wir waren am 7. April in Agra eingetroffen, froh, den bösen Einflüssen der heißen Jahrszeit in diesem Klima ohne Nachtheil entgangen zu sein und in der künstlichen Einrichtung der Wohnungen einen Schutz dagegen zu finden. Es ist schwer, sich in unserm kühlen Deutschland eine Vorstellung von der Wirkung dieser tropischen Sonnengluth zu machen. Wenn man sich in Agra etwa durch die künstliche Herabstimmung der Temperatur im Innern der Gebäude verlocken ließ, nach Mittag einen Gang über die Straße zu machen, so war die erste Wirkung eines Luftstromes von 34—35° R., gegen den man anprallte, höchst überraschend; die Nase schmerzt wie bei starker Kälte und ein Schauer läuft über den Rücken herab; unwillkürlich wird man zum Laufen angetrieben, um den nächsten Schatten, die erste Tettieluft zu erreichen. Sobald man wieder in ein bewohntes Zimmer oder vielmehr Gewölbe eintritt (denn alle sind hoch und mit Kuppeln versehen und lassen das Licht nur durch ein kleines Deckenfenster ein), ist man in Gefahr, vom Schlage getroffen zu werden, denn von allen Seiten strömt kalte Luft über den Eintretenden her. Ein Blasebalg arbeitet geräuschlos hinter jeder Thür, und über dem erhitzten Haupte, welches man doch zu entblößen genöthigt ist, wird die schwere Punka hin- und hergezogen, daß alle Haare fliegen. In jedem Fall ist das Ausgehen vor Abend nicht rathsam; den Sonnenstich oder das Fieber bekommt man zwar nicht so leicht, allein Husten, Schnupfen und Zahnweh sind gewöhnliche Plagen, die daraus erfolgen.

Es war mir interessant, zu sehen, wie erfinderisch das Klima die Menschen hier gemacht hat, um sich durch die innere Einrichtung der Gebäude gegen die lästige Hitze desselben zu schützen.

Ein Haus, wie es die vornehmen und reichen Engländer hier

bewohnen, ist gewöhnlich ein einstöckiges hohes Gebäude in Hufeisenform, in der Mitte mit einer Säulenhalle; Fenster fehlen gänzlich; man sieht nur Thüren an den Seitenwänden, welche auf einen Korridor führen und mit doppelten Decken von dickwattirtem Baumwollenzeuge verhängt sind, unter denen man hindurchschlüpft. Die Wohnzimmer in den Seitenflügeln empfangen ihr Licht von oben, oder durch kleine Badegemächer, welche beständig voll Wasserkrüge stehen und nur einen Eingang von außen haben; dieser ist aber mit einem Tettierahmen verschlossen, welcher durch beständiges Begießen mit Wasser feucht erhalten wird. Alle Zimmer, die nach Westen hin liegen, werden durch einen solchen Apparat abgekühlt, denn der heiße Westwind verwandelt sich durch die rasche Verdunstung des Wassers bei seinem Eintritt in das Zimmer in eine angenehm kühle, zuweilen selbst kalte Zugluft; daher ist es viel leichter, bei diesem heißen Winde in den Häusern Kühlung hervorzubringen, als wenn er nicht weht und die Hitze sogar geringer ist.

Die sogenannten Tetties, deren ich öfter erwähnt habe, sind hölzerne Rahmen von der Größe der Thür, auf welche mit dünnem Bambus dicke Bündel von den Wurzeln des Ivarankurgrases (Andropogon Ivarancura) in Reihen neben einander gebunden werden, ähnlich im Kleinen den Dornbuschwänden der Salinen. Diese Wurzeln sind sehr porös und saugen das Wasser stark ein, welches schnell verdunstet und einen eigenthümlichen Geruch entwickelt, der zuerst sehr unangenehm, ja Kopfschmerz erregend und betäubend ist, an den man sich aber bald so gewöhnen kann, daß man eine wahre Leidenschaft dafür bekommt.

Der mittlere und wöhnlichste Theil der Gebäude ist eine große Rotunde mit sehr hoher, aber flacher Decke, so daß die Wölbung derselben der Regelmäßigkeit der verschiedenen Zimmer, in welche sie eingetheilt ist, keinen Eintrag thut. Rund um dieselbe führt ein breiter Korridor, in welchem verschiedene Maschinen zur Abkühlung der Luft wie Geschütze aufgestellt sind. Einige solcher Maschinen mit breiten Windmühlenflügeln, den Kornklappern nicht ungleich, werden fortwährend gedreht, und der dadurch bewirkte Luftzug, welcher durch doppelte, kleine Tetties in das Zimmer eintritt, bringt schon eine recht

gute Wirkung hervor. Zugleich ist auch die Punka thätig, welche selbst die Nacht hindurch nicht ruhen darf, um nicht bloß abzukühlen, sondern auch die Mücken zu vertreiben, gegen welche man hier der zu großen Hitze wegen keine Vorhänge anwenden kann.

Eine andere sehr angenehme Einrichtung dieser Wohnungen sind die Bäder, große Wasserbassins mit Marmorstufen; doch findet sich dieser Luxus nicht überall, und man mußte sich oft damit begnügen, sich einige Wasserkrüge über den Kopf gießen zu lassen, welche ein eigens dazu angestellter Diener (Bietschi) aus seinem Ziegenfellschlauche immer wieder zu füllen bemüht ist. Dieser Mann hat begreiflicher Weise ein wichtiges Amt und findet immer leere Gefäße und durstige Kehlen. Seine Gehülfen sind einige große Ochsen, welche für ihn die schwerste Arbeit thun, indem sie neben einem tiefen Brunnen im Garten, auf einer geneigten Ebene herabschreitend, ein großes Faß Wasser hinaufwinden.

Das Trinkwasser wird mit Eis abgekühlt oder in dessen Ermangelung mit Salpeter; bei gewöhnlichen Wärmegraden reichen die porösen Gefäße von rothem Thone (Gailas) schon dazu aus, deren Wirkung durch Umwickeln mit nassen Tüchern noch erhöht wird. Diese Geschirre werden überall in Indien verfertigt, und sowohl ihre gefällige Form als die starke Beimischung von Glimmer in der Thonmasse geben ihnen ein hübsches Aussehen.

Die Herstellung des Eises ist nur bei einer gewissen Richtung des Windes an hoch gelegenen Orten im Anfang des Frühjahrs möglich. Es geschieht in großen Thonpfannen, welche auf klein geschnittenes Stroh gestellt werden; die kleinen Eisscherben, die sich darin bilden, werden sorgfältig gesammelt und fest zusammengepackt, und jedes Mitglied der Aktiengesellschaften, welche in Benares und Agra zu diesem Zwecke gebildet sind, erhält an bestimmten Tagen nach der Zahl der Loose seinen Antheil.

Die Lebensweise unter diesen äußerst künstlichen Verhältnissen ist sehr abweichend von der bei uns gewöhnlichen. Man kann es im Freien etwa nur bis neun, höchstens bis zehn Uhr aushalten; ein Engländer wenigstens wird nie mehr um diese Tagszeit sein Haus verlassen. Deutschen Naturen, die eben erst frisch aus Europa gekommen

sind, schadet die Hitze eben nicht; ich habe öfter bis elf Uhr ohne Nachtheil im Freien gezeichnet, obgleich man die Gefährlichkeit eines solchen Unternehmens mit den grellsten Farben schilderte. Es liegt in dem englischen Charakter, an dem einmal hergebrachten Glauben festzuhalten; Niemand geht nach neun Uhr Morgens oder vor fünf Uhr Abends aus dem Hause; dagegen hält man es für ganz in der Ordnung, dreimal täglich eine sehr substanzielle Mahlzeit zu halten und eine Menge des feurigsten Weines und Bieres zu trinken, als hätte man von dieser Seite keine Gefahr zu besorgen. Nach meiner Meinung könnte man sich immer etwas mehr rühren, auch während der Hitze, ja es würde bei einer so wohlbesetzten Tafel etwas mehr Bewegung um so dienlicher sein.

Nach Sonnenaufgang also genießt man, was an Kunst- und Naturmerkwürdigkeiten zu sehen ist, nimmt ein Bad und macht Toilette zum Frühstück; nach diesem findet man die Lady im Musikzimmer, wo etwas Musik genossen und über italienische und deutsche Komponisten gesprochen wird. Das Piano ist leider gewöhnlich verstimmt und nicht im glänzendsten Zustande, da trotz dem dreifingerdicken Wattenüberzuge der Rost in den Saiten wüthet. Dann schläft, wer Zeit hat, noch einige Stunden. Gegen ein oder zwei Uhr vereinigt man sich wieder im Speisezimmer zu einer zweiten Mahlzeit, welcher wieder ein Nachmittagsschläfchen folgt, bis um fünf Uhr Pferde und Wagen zur Spatzierfahrt bereit stehen. Die Wärme ist noch sehr drückend und der Westwind bedeckt Wagen und Reiter mit dickem grauen Staube, so daß man sich freut, vor dem Diner noch Zeit zum Bade und zur Toilette zu finden. Um sieben Uhr geht man zu Tisch, gewöhnlich sind einige Damen anwesend, unter welchen jedem Herrn von Distinction im voraus diejenige angewiesen wird, welche er zur Tafel zu führen hat.

An Gesellschaft fehlte es selten; denn die während des Tages durch die Hitze gestörte Geselligkeit hält sich dafür am Abend schadlos, und man läßt sich auch gern solche Diners gefallen, welche dem Klima sehr angemessen erscheinen. Aber was soll man zu den gerade in der heißen Jahrszeit so sehr beliebten Bällen sagen? Man tanzt viel und mit Leidenschaft, und eben diese Bälle sind es, wo sich eine

viel größere Anzahl von Personen zusammenfindet, da die Auswahl bei den Einladungen weniger streng ist als bei den Diner's. Man sieht da die sonderbarsten Figuren; Lady's, welche über die erste Blüthe hinaus sind, die greisen Haare à la paysanne frisirt, bemühen sich etwas zu tanzen, was man hier zu unserm Verdruß Polka nennt; daneben junge Schönheiten von 13 bis 14 Jahren mit allen Ansprüchen einer vollendeten Dame, oft schon mit künstlichen Rosen auf den Wangen, da die natürlichen sehr früh in diesem Klima verschwinden.

Die Rosen läßt man gelten; aber wenn, um etwas indisches Blut zu verstecken, welches der Haut einen kleinen Anflug von Bronzefarbe giebt, ein Ueberzug von Eiweiß und Kreide angewendet wird, so ist die Kunst der Toilette nach europäischen Begriffen doch etwas zu weit getrieben, und gewiß würde ich dies für eine Verläumdung gehalten haben, hätte mich nicht ein genauerer Blick auf einige so präparirte, weiße Damen von der Wahrheit der Sache überzeugt.

Das schwelgerische Leben in der Stadt wurde am 13. April wieder mit dem staubigen heißen Aufenthalt im Palankin vertauscht.

Wir gingen zunächst nach Bhurtpur, wo wir am 16. eintrafen und fünf sehr interessante Tage bei dem Rajah von Bhurtpur zubrachten. Er hat zum Dank dafür, daß die Engländer ihn auf den Thron gehoben haben, seinen Freunden ein ganz nach englischem Geschmack eingerichtetes Palais bauen lassen. Es enthält alle Comforts, welche das Leben hier angenehm machen, die Kühlungsapparate, Eispfannen, ein großes Bassin zum Baden (im zweiten Stockwerk), einen guten Champagner- und Claretkeller. In diesem Palais wohnten wir während unseres Aufenthalts zu Bhurtpur, gingen früh Morgens auf die Antilopen- und Nylgaujagd. In den heißen Tagesstunden wurde gezeichnet, gemalt, gelesen und die erlegte Jagdbeute präparirt. Der Rajah veranstaltete außerdem zur Unterhaltung Ringerkämpfe, bei welchen wir bewundernswürdige Kraftleistungen sahen; auch die gewöhnlichen Kämpfe zwischen Elephanten, Tigern, Antilopen und Schaafböcken wurden hier wieder aufgeführt.

Der bedeutendste Ort auf dem Wege von hier nach Delhi war

Mattarah*), wo wir von Mr. Thornton, einem vorzüglich liebenswürdigen Manne, aufs Beste aufgenommen und bewirthet wurden.

Der alte Sitz des Großmoguls, Delhi, wurde am 26. April erreicht. Es ist ein großer aber trauriger Ort; die Umgegend eine völlige Wüste, von dem Schutt vergangener Pracht bedeckt. Der Aufenthalt wurde noch unbehaglicher dadurch, daß wir bei einem alten Gentleman einquartirt waren, der möglichst wenig für seine Gäste that. Seine Equipage war nur einmal angespannt und zwar zu einer Zeit, wo er wußte, daß der Prinz ausgegangen sei; sein prächtiges Marmorbad wurde nie aufgeschlossen, und wir erfuhren erst später, daß es existire. Man mußte daher, um die sehenswerthen Ruinen der alten Bauwerke bei Delhi, welche alle ziemlich entfernt von der englischen Station liegen, zu besuchen, die Elephanten besteigen, welche dem Gouvernement gehören. In der Hitze dieses Klimas ist das harte Schaukeln auf den Rücken der Elephanten fast unerträglich, und die Sonnengluth, welche man dabei aus der ersten Hand genießt, war besonders auf dem Rückwege sehr lästig, denn obgleich schon früh um fünf aufgebrochen wurde, war es doch nicht möglich, vor elf Uhr wieder zurück zu sein.

Es giebt hier Monumente reichlich eben so interessant, als die Pyramiden, und von hohem Alter. Die Reste einer riesenhaften Moschee, welche zu großartig angelegt war, um vollendet werden zu können, geben ein Bild der vergangenen Größe des alten Delhi. Ein Minaret steht noch; er ist 250′ hoch und hat 65 Schritt im Umfange; 398 Stufen führen zur Spitze hinauf. Er ist von außen kannelirt und die Stockwerke bestehen abwechselnd aus rothem Sandstein und weißem Marmor, eine Zusammenstellung, welche man viel in Indien findet.

Viel älter als der Kutab Minar, wie dieser Thurm genannt wird, ist ein aus Metall gegossener Pfeiler mit Sanskritinschriften, der sich etwa 40′ über die Erde erhebt und eben so tief darin vergraben sein soll. Timur Lenk ließ eine Kanone dagegen abfeuern, die Kugel machte einen Eindruck ohne die Säule zu verletzen. Die

*) Muttra — Mathura.

Stelle, wo er steht, ist mit den Ruinen eines Hindutempels umgeben, welche dieses räthselhafte alte Monument überdauert hat, über dessen Ursprung alle genügende Nachrichten fehlen.

Ich erwähne auch den vom Schah Jehan erbauten Pallast am Ufer des Jumna, welchen wir am ersten Mai in Begleitung von Mr. Metcalf besuchten. Er liegt außerhalb der Thore und ist von Wällen eingeschlossen, welche 5—6′ dick und 50′ hoch sind. Seine Mauern aus rothem Sandstein schimmern weit hin und schließen einen großen Raum ein, welcher eine eigene Stadt bildet.

Die Thore sind halbrunde Vorsprünge, die Mauern oben kannelirt und mit zahlreichen, aber niedrigen Thürmen besetzt. Ein gewölbter Gang (Tschatta), welcher nur in der Mitte eine Oeffnung hat, führt vom Thore, in dessen Rundung sich die Wachen befinden, zum ersten Hofe, Nobod Chauner genannt. Er enthält die Pferdeställe. Der zweite Hof (Devan Am), der größte, schließt eine offene Halle ein, deren Fronte von neun Bögen aus Sandstein mit Marmorstuck getragen wird. Ein drittes schönes Thor führt von da in den Devan Koß, den dritten Hof mit der Marmorhalle, in welcher ehemals der Pfauenthron des Großmoguls stand. Dicke Pfeiler aus solidem Marmor tragen sie; die Parquets sind aus den kostbarsten Steinen zusammengesetzt. Es waren Karneole vom größten Werthe darunter. Die eine Seitenwand der Halle enthält in großen goldenen Lettern die persische Inschrift: „Wenn ein Paradies auf Erden war, so ist es dies, so ist es dies, so ist es dies."

„Man zeigt hier noch die Tribüne, auf welche der Groß Mogul herauszutreten pflegte, um mit dem Volke zu reden; sie ist ebenfalls von Marmor. Die Wände sind durchaus mit italienischer Marmormosaik ausgelegt, und den deutlichsten Beweis für den europäischen Ursprung dieser Kunstprodukte liefern die darauf dargestellten Aepfel, Birnen und Kirschen, sowie die beliebten Diestelfinken und Dompfaffen auf schwarzem Marmorgrunde.

Zur linken Seite der Halle liegt die marmorne Privatmoschee Moti Mosjid, in sehr schönem Style gebaut, aber klein und einfach; zur rechten befindet sich der jetzige Pallast des Kaisers, wo er im

Schooße seiner Frauen lebt. Dieser besitzt noch sein vergoldetes Dach, während alle übrigen goldenen Dächer längst verschwunden sind.

Im Garten daneben befindet sich ein Marmorbad mit den prächtigsten Mosaikfußböden mit vollständigen Teppichmustern. Es ist leider sehr im Verfall; dicker Staub, altes Gerümpel, Trümmer von Marmorsitzen und Divans bedeckten den Boden. Ein süperbes Bassin mit einer Einfassung von seladongrünem Plasma und einer ausgezeichnet schönen Rosette von Karneolen und Blutjaspis in der Mitte war halb unter dem Schutt begraben; noch dazu hatte einer der kaiserlichen Barbaren einen großen Kasten voll Erde auf eisenbeschlagenen Rädern darüber rollen lassen, um seine Bogenschützenkunst an diesem Ziele zu üben.

Die schönen Bogengänge, welche den Hof umgeben, fallen aus Mangel an Reparatur einer nach dem andern in Trümmer; von den Marmorhallen verschwinden stückweise die schön gearbeiteten Geländer; halb verwitterte Fetzen von den großen Zeltlaken, welche ehemals Schatten gaben, hängen überall an den Dächern umher. Und doch erhält dieser Schattenfürst einen Gehalt, welcher die Einnahme der Königin von England übersteigt, um den Pallast im baulichen Stande zu erhalten. Nichts geschieht dafür; die vielen Schmarotzer und unnützen Tagediebe an seinem Hofe schlagen drei Viertel davon unter, und den Rest verzehren die zahllosen Weiber des Harems.

Am 2. Mai zogen wir früh auf schwerfälligen Elephanten durch einen Theil der Stadt am Fort vorüber. Das Ziel unserer Ausflucht waren die Grüfte der Baburiden-Kaiser, welche etwa vier Meilen von der Stadt entfernt liegen. Trümmer und Ruinen des alten Delhi bedecken den Boden, der mit einzelnen Mimosen und Feigenbäumen bewachsen ist.

Die Mauern, welche das grandiose Grabmal des Humayun einschließen, sind halbzerfallen; nur das äußere Thor, aus solidem, rothen Sandstein erbaut, ist noch gut erhalten. Ein Zwischenraum von etwa 100 Schritten, früher wahrscheinlich ein Garten, jetzt zum Tabaksbau verwendet, trennt das Hauptgebäude von den Mauern. Es hat eine breite Fronte mit siebenzehn Bogen, den mittlern, welcher als Thor dient, mitgerechnet. Die übrigen sechzehn sind bis auf kleine viereckige Thüren vermauert, welche den Eingang zu den Grab-

gewölben bilden. Das Ganze bildet ein vollständiges Quadrat, welches an allen Seiten die Grabzellen, 68 an Zahl, enthält. Steigt man die Treppe hinauf, so gelangt man auf eine große Plateforme, die dem Hauptgebäude, dem Grabe des Humayun, zur Grundlage dient.

Dieses letztere ist ein achteckiger großer Thurm mit drei Etagen und einer Kuppel, etwa 60′ hoch; acht kleinere Thürme umgeben dasselbe. Es ist von Humayun, dem Vater Akbar's, etwa im Jahre 1570 in einem einfachen, aber edeln Style erbaut und für sein hohes Alter wohl erhalten.

Noch weiter entfernt von der Stadt liegt das Grab des Heiligen Nisam Uddin. Um zu ihm zu gelangen durchzieht man eine ganze Stadt von Gräbern; kleine Grabgebäude von Moscheenform erheben sich ringsum, so weit das Auge reicht; überall eingestürzte Kuppeln, offene Gewölbe und Säulenreste alter Tempelplätze. Endlich erreicht man eine hohe graue Mauer; eine niedrige Thür öffnet sich, und man erblickt ein frisches Baumgrün im Innern. Ein schmaler Hof führt durch einen zweiten Eingang zu einem mit Gallerien und tempelartigen Gebäuden umgebenen Tank *). Es waren hier eine Menge Fakire und Priester, welche sich erboten von den Spitzen der Kuppeln herabzustürzen, wenn man sie honoriren wollte, was jedoch nicht geschah.

Das Heiligthum selbst, ein wunderschönes, zierliches Marmorgebäude, lag in einem anderen Hofe unter dem Schatten der Feigenbäume. Das Innere desselben war an den Wänden mit einer Menge Inschriften in goldenen, arabischen Buchstaben bedeckt; die Decke mit Seidenzeug verhangen; doch bekamen wir als Ungläubige den Sarg des Heiligen nicht zu sehen. Ein Priester nahte sich uns hier mit zwei kleinen irdenen Gefäßen in den Händen, deren Deckel er mit den Worten lüftete: „Dies ist die Gabe, welche Jedem gereicht wird, dem Armen wie dem Reichen, dem Könige wie dem Geringen." Damit bot er uns vom Inhalte der Töpfchen an, welcher in kleinem Zuckerwerk bestand.

---

*) Wasserbassin.

In der Nähe dieses besonders heiligen Platzes (denn Nisam Uddin war ein Prophet und heiliger Scheik) befanden sich noch mehrere ausgezeichnet schöne Grabdenkmäler, welche, mehr den europäischen gleich, aus einem Sarkophage bestehen und mit kunstvoll ausgehauenen Marmorgittern eingeschlossen sind; hier ist das Grabmal der Jehan Arra (Jaharra), der Tochter des Schah Jehan, das des Mudschewadsch; ein drittes mit sehr hoher Marmoreinfassung, dem Sohne Akbar Schah's Gengri Medrih Baba errichtet.

Ein tempelartiges viereckiges Gebäude mit flachem Dache stand abgesondert von diesem großartigen und prachtvollen Gottesacker. Es besteht aus 25 kleinen Gewölben neben einander, je fünf in einer Reihe, von denen die äußeren durch Doppelsäulen, die inneren durch einfache getragen werden. Gelber Sandstein ist das Material. Die Zwischenräume der äußeren Säulen sind durch geschmackvolle Arabeskengitter bis an die Säulenknäufe ausgefüllt. Es enthält die Marmorsarkophage der Schwester, der Mutter und der Brüder des Erbauers, des Chaun Asim Chan, welcher ein Milchbruder des Humayun gewesen sein soll.

Eines der großartigsten der Baudenkmale sahen wir auf dem Rückwege, die alte mächtige Festung des Schir Schah, Purana Killa. Ihre gewaltigen Mauern und Thürme, wiewohl sehr zerfallen, sind doch ziemlich wieder mit Backsteinen ausgeflickt, so daß keine große Bresche offen geblieben ist. Die vier Thore dagegen sind bis auf eins zugemauert; an einem derselben sieht man Elephanten aus Marmor in die aus rothem Sandstein gebauten Seitenthürme eingesetzt.

Wir gelangten auf einem großen Umwege zu dem noch gangbaren Thore und waren sehr erstaunt, im Innern Haus an Haus zu erblicken. Ein ganzes Dorf wird von den Ringmauern, die wohl 8 bis 900 Schritt an jeder der vier Seiten lang sein mögen, eingeschlossen. Auch einige merkwürdige Gebäude aus alter Zeit stehen noch im Innern. Das erste ist ein achteckiger, hoher Thurm aus rothem Sandstein, oben flach und ohne Kuppel, Schirmundel genannt, welchen Schir Schah sich zu einem luftigen Sommeraufenthalt gebaut haben soll. Steile Treppen führen zu den beiden höhern Stock-

werken hinauf, welche außen von Gallerien umgeben sind und im Innern hübsche Deckenmalereien und Mosaik von blau- und gelb-glasirtem Sandstein enthalten. Das andere ist die wunderschöne Moschee, die dem Gori Allah Uddin zugeschrieben wird. Sie ist eine der flachen Moscheen, hat wenig Tiefe und besteht nur aus einem einzigen, einfachen Gebäude. Die Fronte hat fünf große Portale mit fast hufeisenförmigen Bögen, von denen der mittelste sich nur wenig als der Haupteingang unterscheidet. Das Mittelgewölbe ist sehr hoch, aber mit einer ganz flachen Kuppel bedeckt; die Nischen den Eingängen gegenüber enthalten ausgezeichnet schöne Marmorrahmen, voll der herrlichsten Arabesken.

Von hier ging es nach der Festung des Feroze Schah, dessen Sandsteinmonolith (Feroze Kotelah) schon von ferne über den alten Mauern sich zeigte. Er ist rings von einer Masse kleiner über einandergebauter Gewölbe umgeben und hat zahlreiche Inschriften, die oberen in Sanskrit, die unteren in Hindui-Charakteren.

Die Rückkehr zur Stadt gehörte nicht zu den Annehmlichkeiten; denn die Sonne stand schon hoch am Himmel und verbreitete eine versengende Gluth. Zu Hause angelangt mußte ich eilig die Kisten zur Abreise in Stand setzen; denn wir werden morgen Delhi verlassen und über Merut in die kühlen Berge des Himalayah gehen, um durch das Gebirge, wenn es die chinesischen Behörden nicht hindern, über einen der Gränzpässe in Tübet einzudringen.

Achter Brief.

Merut. — Moradabad. — Der Tarai. — Der zerbrochene Palankin. — Der Wald. — Die Aul-Luft. — Kali Dhungi. — Thal des Nibalganga. — Die Waldvegetation. — Der Hanuman. — Der Ghagerpaß. — Nainethal. — Zahlreiches Wild. — Der See. — Mondfinsterniß. — Der Kosilafluß. — Die Tempel bei Dora. — Der Kotelal. — Schmelzhütten. — Thal des Ramganga. — Lushington's Bangalo. — Adh badri. — Der Tillekanni- und Khonkalapaß. — Dhunpur. — Der Sangho. — Durithal. — Der Oberpriester von Kedarnath. — Okimuth. — Mr. Wilson. — Die Quelle von Gaurikund. — Der Fakir. — Der Tempel von Kedarnath. — Der Tsorikhal. — Aussicht auf die Schneeberge. — Pauali Danda.

Pauali Danda, den 20. Juni 1845.

Wir sind in kurzer Zeit aus der brennend heißen Wüste auf die kühlen Höhen des Gebirges versetzt. Schon in Merut, wo wir am 3. Mai ankamen und in einem schönen englischen Wirthshause, dem Albion Hôtel, einzogen, war die Hitze viel weniger lästig. Das Wetter war zwar warm, doch stieg der Thermometer um Mittag nicht über 25°. Gegen zwei Uhr brach ein furchtbarer Sturm los; die Sonne verfinsterte sich von dem gelben, emporgewirbelten Staube, bis ein heftiger Platzregen sich in Strömen ergoß, der sich nach und nach in einen sanften Frühlingsregen verwandelte.

Die Luft war äußerst lieblich und mild, als wir am andern Tage (den 4. Mai) unsern Weg fortsetzten. Am Abend erreichten wir den Ganges und setzten bei den heiligen Gangestempeln (Ganga deval) über den Fluß. Während der Nacht legten wir noch eine bedeutende Strecke des Weges zurück, so daß wir früh in die Nähe von Moradabad,

der letzten Station vor den Bergen, kamen. Ein vierspänniger Wagen nahm uns einige Meilen vor der Stadt in Empfang und führte uns rasch unserm Ziele zu. Mr. Wilson, ein sehr artiger und liebenswürdiger Mann, empfing uns in seiner Wohnung und bewirthete uns mit einem splendiden Diner, nach welchem wir, als die Tageshitze vorüber war, wiederum den Wagen bestiegen. Es war ein sehr angenehmer Weg, welcher durch doppelte Relais rasch zurückgelegt wurde. Bei einem kleinen Dorfe an der Grenze der niedern Waldregion, des Tarai, welche ihrer ungesunden Luft wegen sehr gefürchtet ist, machten wir Halt.

Hier waren für den Prinzen, den Grafen v. O. und Mr. Wilson Pferde bereit, um sie rasch zum Fuß der Berge zu tragen; der Graf v. d. G. und ich sollten in den von Moradabad vorausgeschickten Palankinen folgen. Es war anders beschlossen. Unsere durch die viermonatliche Reise stark angegriffenen Palankine fanden wir obenauf mit großen Wasserkrügen und Blumentöpfen schwer beladen, zu unserem nicht geringen Verdruß; denn das Gewicht beeinträchtigte die Schnelligkeit der Reise sehr. Mein Arzeneikasten machte meinen Palankin ohnehin schon besonders schwer; die schweren Wasserkrüge obenauf machten alle Fugen krachen. Auch war ich kaum im ersten Schlaf, als ein lautes Krachen mich wieder erweckte und der Palankin wirklich zusammenbrach. Die Träger standen still; ich stieg aus und fand, daß die Stange gebrochen war, ein Schaden, der sich durch Stricke und Zusammenbinden nicht heilen ließ.

Da saß ich nun in der dunkeln Einöde, ganz in die Hände des faulen tückischen Volkes gegeben, mit dem ich mich nicht einmal verständigen konnte. Gewaltmaaßregeln halfen auch hier. Erst verwetterte und verdammte ich Mr. Wilson's Wassertöpfe, dann wurden die vorhandenen Bambusstöcke in Beschlag genommen und mit Hülfe derselben die schwere Maschine wieder in Gang gebracht. Glücklich gelangten wir bis zum nächsten Dorfe; ein Mistri (Schreiner) wurde aus seinem Schlafe aufgestört, und eine Menge faulen Volkes versammelte sich um ihn, während er mit entsetzlicher Langsamkeit Löcher bohrte, zu denen er keine Nägel hatte. Zu den endlich herbeigeschafften Nägeln fehlten die Schrauben, zuletzt ging das Oel aus und die

Träger schlichen sich davon. Kurz, es war 1 Uhr vorüber, ehe wir wieder in Gang kamen. Ich mußte trotz der Reparatur und trotz der Müdigkeit zu Fuße nebenher laufen.

Als der Tag graute, traten wir in den Wald ein; mächtige hohe Bäume (Saul und Cissu), Volkameriengebüsch mit Schlingpflanzen dicht durchwachsen, verschlossen durch ihr dunkeles, undurchdringliches Laub alle Aussicht. Nur ein schmaler Weg war hindurchgehauen, oft von umgestürzten, ungeheuren Baumstämmen versperrt, die man durch Feuer zum Theil hinweggeräumt hatte. Die Sonne stieg höher, und die Hitze wurde immer drückender; die beklemmende, feuchte, heiße Luft (Aulluft) drückte schwer wie Blei. Endlich erreichten wir gegen 11 Uhr die Station Kali Dhungi am Ende des Tarai, wo die Reisegesellschaft seit 5 Uhr unserer wartete. Man stärkte sich durch ein selbstbereitetes Frühstück; unterdessen kam auch der zum zweiten Male zerbrochene Palankin an und die bereit stehenden Bergpferde (Ghunts) wurden bestiegen.

Zuerst folgten wir etwa 6 Meilen lang einem breiten, fast trockenen Flußbette, dem des Nihalganga, welcher in der heißen Jahrszeit nur als ein spärliches Bächlein fließt. Es war mit kurzem Gesträuch von Mimosen und Bauhinien bewachsen und mit Geröll von Quarzfels und Grauwackenschiefer bedeckt. Dann wand sich der Weg an Hügeln mit schroffen Abhängen von eisenhaltigem Thon und Gyps in die Höhe und ging von da beständig steil bergan. Das Bächlein, welches wir hin und wieder passirten, führte eine Menge Kalk mit sich, der als Kalksinter alle Kiesel überzieht.

Die öden Geröllwände der tiefern Hügelkette hatten wir nun hinter uns und erreichten die frischbegrünten Kuppen einer zweiten Bergreihe, die wohl 400′ höher war. Ein kühlerer Luftzug kam uns hier entgegen, während die Luft im Thal unerträglich schwül und drückend war; hier blühten Rosen, hier dufteten Jasminhecken, und gelbe äußerst wohlschmeckende Himbeeren und Berberitzen mit blauen großen Beeren boten eine erquickende Speise dar.

Auf einem kahlen Bergrücken lagen die wenigen Strohhütten des Dorfes Simoria. Ein seltsames, hohes Gestell, einem Galgen ähnlich, von dem verflochtene Ketten, die von Weitem wie Gerippe aus-

sahen, herabhingen, zog nicht weit davon unsere Blicke auf sich. Es war eine Schaukel. Das Schaukeln ist nämlich hier eine Art Gottesdienst und wird von den frommen Hindus mit eben so viel Andacht verrichtet, als ich die Nepaulesen ihre Gebeträder drehen sah. Die Wege zum Himmel sind verschieden; doch hätte ich mir nicht träumen lassen, daß man sich auch hineinschaukeln könne.

Jetzt näherten wir uns der Ghagerkette, überstiegen eine Reihe reizend-schöner Hügel, welche mit hohen Fichten (Pinus longifolia) auf ihrer Spitze und mit Rosen, Sauerdorn, rothblühenden Granatbäumen und dem wohlriechenden Jasmin (Philadelphus Deutzia) an den Seiten bewachsen waren. Prächtige Guirlanden von einer Art Clematis rankten in den Weißdorngebüschen neben hochstämmigen Aprikosen und Kirschbäumen. Unsere Bergpferde kletterten auf dem glatten Thonschiefergeröll noch manchen steilen Pfad hinan, ehe wir die Höhe des Passes erreichten, wo der Wald dichter und hochstämmiger wird. Er besteht hier aus hochwipfligen Eichen (Quercus tomentosa und semicarpifolia), deren krause Zweige ein dichtes Laubgewölbe bilden.

Schaaren von Hanuman-Affen erschütterten die Aeste, indem sie sich in gewagten Sprüngen von einem Wipfel zum andern schleuderten. Dieses Thier (Cercopithecus Entellus) gleicht von Gesicht fast einem alten Manne; es ist hier ganz besonders hell von Farbe, oft ganz weiß, und sein schwarzes Gesicht nebst dem langen Barte und dem Haarschopf über den Augen geben ihm ein wunderliches Ansehen. Uebrigens hat man ihn verläumdet, indem man ihn als sehr boshaft schilderte; er wirft weder mit Steinen noch mit Knütteln, sondern macht höchstens eine Grimasse von einem hohen Baumaste herab, auf dem er sich sicher fühlt. Ein Klatschen in die Hände treibt die ganze Heerde in die Flucht; man hört dann das Rauschen und Knacken plötzlich in allen Zweigen; wohin man sieht, schütteln die alten Eichen ihre Wipfel, und die großen, weißen, langschwänzigen Thiere fahren mit großer Schnelligkeit durch die Luft von einem Baume zum andern, ohne je einen Fehlsprung zu thun. Die Eichen (Bhansch) scheinen sie vorzugsweise zu lieben.

Der Kamm des Passes, voll von Schluchten, Abhängen und

tief ausgewaschenen Bachrissen ist ungemein dicht bewachsen. Hier gedeiht der Ahorn, die Esche, der Buchsbaum, die Pappel, die Hainbuche, der Nußbaum und die Aprikose. Dichtes Gebüsch von Jasmin und zwei verwandten sehr wohlriechenden Gesträuchen, die für die europäischen Gärten eine wahre Zierde sein würden, bedeckt den Boden, und die köstlichste, von Blumenduft gewürzte, frische Bergluft belebt die Kräfte. Der Epheu, Maiblumen und Erdbeeren in Blüthe, eine Art weißer Frauenschuh und manche andere bekannte Formen erinnern an unsere deutschen Berge.

Jetzt ging es wieder niederwärts, dann steil bergauf und nach einer kleinen Viertelstunde erblickten wir zwischen den grünen Eichen und Rhododendron hindurch den dunkeln Spiegel eines Sees in der Tiefe. Ein kleiner Ort, aus vier steinernen Häusern und drei Häuschen bestehend, Nainethal, liegt am Ufer des Sees zwischen prächtigen Baumgruppen, da wo noch vor wenigen Jahren der Bär, der Leopard und Dscherauhirsch allein herrschten. Wir stiegen hinab und gelangten durch eine tiefe Schlucht zu dem Hause des Mr. Lushington, welcher uns freundlich aufnahm.

Der Wald ist hier reich an Wild. Am Tage vorher hatte ein Leopard den Hund unsers nächsten Nachbars fast vor der Thür weggeholt. Auf den Klippen der umherliegenden Berge sind zwei Antilopenarten, die eine Ghoral, die andere Sirau genannt (Antilope Ghoral und Thar) zu Hause. Oft vernimmt man das Gebell des kleinen Mundjakhirsches, hier Kackar genannt; auch den größern Dscherauhirsch (Samwer in der Ebene genannt) bekommt man nicht selten zu sehen. Eine Viertelstunde von hier liegt eine große Bärenhöhle; doch ließ sich kein Bär sehen, auch war die Höhle leider zu tief, um ihn durch Schwefeldampf herauszutreiben. Selbst die Tiger scheinen diese Berge gern zu ihrem Aufenthalte zu wählen und werden ihrer kühnen Raubanfälle wegen sehr gefürchtet. Nicht weit von hier sperrte vor vier Monaten ein solches Raubthier die Pilgerstraße, wo er zehn bis zwölf Reisende zerrissen hatte. Es ist merkwürdig, daß dieses Thier bis an die Grenze des Schnees hinauf noch eben so gefährlich ist, wie in der heißen Ebene, und den großen Unterschied

der Temperatur für nichts achtet. Man erzählte mir, daß man im Pendschab die Tigerfußtapfen nicht selten im Schnee fände.

Der Name des Orts Nainethal oder Nainithal bedeutet „See der Naina," welche letztere eine Heroine gewesen sein soll. Der See liegt zwischen schwarzem Kalkstein, der in hohen Klippen auf der einen, und Thonschiefer, welcher in losen Geschieben auf der andern Seite ansteht, eingeschlossen und ist sehr tief; das Senkblei gab an verschiedenen Stellen sechzig bis fünfundsiebzig Fuß. Nahe der Mitte ist eine seichte Stelle, die von den nahen Berggipfeln gesehen smaragdgrün glänzt. Er ist mit seinem spitzen Ende nach Südwest gerichtet; nach Nordost endet er breit und das ist die einzige Stelle, wo das Ufer eine kleine Fläche bildet, die wenig über dem Niveau des Wassers erhaben ist. Nach den Messungen des Colon. Everest beträgt seine Höhe über dem Meere 6300′, und sein Umfang 3⅓ engl. Meilen. Der Kalksinter, welcher auf der höchsten Spitze der umgebenden Thonschieferfelsen aufsitzt, der Grünsteintrapp, der in einzelnen Blöcken an der westlichen Seite ansteht, endlich die zerrissenen, zackigen Ufer lassen auf eine vulkanische Entstehung des Sees schließen. Es liegen noch drei andere Seen in der Nähe, in einem Umkreise von etwa zehn bis funfzehn Meilen.

Unser Aufenthalt in diesem lieblichen Thale verzögerte sich von einem Tage zum andern, weil die nöthigen Vorräthe zur Bergreise nur mit großen Umständen von Almora herbeizuschaffen waren; es gab daher viel Zeit zum Sammeln. Die Jagd lieferte eine Ghoralantilope (die Engländer nennen sie Gemse), verschiedene Hirsche und Fasanen, deren Felle präparirt werden mußten. Die Bären ließen sich nicht blicken, und Leoparden wurden zwar häufig gesehn, aber keiner erlegt, da der felsige Boden die Verfolgung der schnellen Thiere unmöglich machte. Insekten gab es wenig; nur Schmetterlinge sah ich in größerer Zahl an den Jasminbüschen, meist aus der Gattung Hipparchia und Lycaena, auch eine Euprepia von den glänzendsten Farben, alle den unsrigen frappant ähnlich. Da so viele der Blumen und Sträuche ganz den deutschen gleichen, läßt es sich wohl denken, daß auch viele der vorkommenden Insekten dieselben sein werden.

Am 23. Mai beobachteten wir hier eine total-centrale Mondfinsterniß, bei welcher die Eingebornen einen furchtbaren Lärm mit Trommeln und Geheul machten, um den Drachen vom Monde zu verscheuchen, und einige Tage darauf (am 27.) sollten wir mit 74 Kulies (Träger), acht Pferden, einer Hammelheerde und vier Zelten ausgerüstet Nainethal verlassen. Der bestimmte Tag brach an, aber ein furchtbares Gewitter mit einer gewaltigen Regenfluth überschwemmte den Ort und brachte eine solche Wassermenge mit sich, daß Wasserfälle von allen Bergen in den See stürzten. Endlich gegen neun Uhr hörte der Regen auf. So konnten wir erst nach dem Frühstück unsere Pferde besteigen. Die Kulies waren vorausgeschickt.

Wir überstiegen zunächst einen Gebirgskamm; dann ging es wieder schroff bergab auf steilen, vielfach gekrümmten Wegen. Bald hörten die Bhanscheichen auf und ein dichter Fichtenwald begann, welcher die Luft mit balsamischem Dufte erfüllte und den Weg durch die abgefallenen Nadeln schlüpfrig machte. Auf einem Bergvorsprunge hatten wir eine weite Aussicht in die Bergthäler; man zeigte uns den Ort, wo wir am nächsten Tage Rast machen sollten.

Hier war die Grenze von Nainethal durch einen großen Steinhaufen bezeichnet. Der Weg zog sich, als wir von der Höhe hinabgestiegen waren, eine Zeitlang in einem trocknen, mit Himbeeren und Berberitzen bewachsenen Flußbette hin; doch mußten wir ihn bald verlassen, weil er nicht mit Pferden zu passiren war. Einige Dörfer mit reinlichen Häusern, die mit Schiefer gedeckt waren, wurden durchzogen. Hinter dem letzten derselben ging der Weg auf der Kante eines schmalen Bergrückens hin, welcher ganz mit Birnbäumen bewachsen war. Am Ende dieses Kammes sahen wir das Kosilathal von fern vor uns, und erreichten nach beschwerlichem Herabsteigen den Kosilafluß, welcher durch den Regen angeschwollen hier etwa 80 Schritte breit war und an der tiefsten Stelle 3′ Tiefe hatte. Jenseit desselben liegt Budschan, ein kleines Dorf von etwa 20 Häusern, unter grünem Gebüsch von Mongobäumen, Platanen und Granatbäumen. Hier wurden die Zelte aufgeschlagen, das Abendessen bereitet, die Kulies abgelohnt und von der Mühe des Tages ausgeruht.

Um acht Uhr früh am 28. folgten wir zuerst dem Thale des Usigacka Naddi, eines Nebenflusses des Kosila. Steile Wände von Thonschiefer mit dürftiger Vegetation schlossen das Thal an beiden Seiten, welches viele kleine, sehr einfach eingerichtete Mühlen enthielt. Zu meiner Verwunderung zeigten sich hier in einer Höhe von 4000′ noch einzelne Palmen (Phoenix humilis), unter denen ich eine bei dem Dorfe Tschukola wohl 30′ hoch schätzte. Hinter einem Thaldurchbruch, welcher hohe Wände von Glimmerschiefer und schwarzem Thonschiefer zeigte, stiegen wir an der Seite kahler, runder Bergrücken bis zum Dorfe Tipoli hinauf, welches mit wohl angebauten Feldern umgeben war. Der Weg begann hier wegen der Höhe der Kulturterrassen sehr schlecht zu werden; er bot außer einem kleinen Heiligthume, Dschulega Debi genannt, nichts Interessantes dar. Nach vierstündigem Marsche erreichten wir das Zeltlager an einem sanft geneigten Bergrücken zwischen Kiefern gelegen. Die Hauptleute (Pudwaris) der zunächst liegenden kleinen Orte Diuli und Thanda, die mit vielen ihrer Verwandten uns bei Diuli empfangen hatten, folgten dahin nach.

Am folgenden Tage (den 29.) durchsetzten wir den Gagasfluß, durchzogen mehrere freundliche Dörfer bis zum Thal von Dora Hath. Man zeigte uns hier eine Menge kleiner Tempel in der Nähe einer Palmengruppe, die wahrscheinlich gepflanzt ist. Sie sollen von dem Rajah von Kathura vor 700 Jahren errichtet sein, welcher sich ein Jahr dort aufhielt und an jedem Tage in diesem Jahre einen Tempel (Deval) vollendete. Es sind kleine thurmähnliche Gebäude verschiedener Höhe, vierseitig, oben pyramidenförmig zulaufend und mit einer knopfartigen Spitze verziert. Die Vorderseite enthält eine kleine Oeffnung, die durch einen ganz kleinen von vier Säulen getragenen Portikus verdeckt wird.

Ein weit ansehnlicheres Denkmal war ein Tempel von nicht unbedeutendem Umfange bei dem Dorfe Dora. Das halbeingestürzte Hauptgebäude ist vierseitig und mit ausgezeichneten Skulpturen geschmückt. Leider ist die Basis, welche Elephanten vorstellt, die dicht gedrängt die Köpfe vorhalten, von mohamedanischen Zeloten sehr verstümmelt; über diesen war eine Reihe männlicher und weiblicher Fi-

guren, jedoch keine vielarmige darunter. Im Innern waren mehrere zertrümmerte Bildwerke in halberhabener Arbeit. Das alte Denkmal ist von einem Butterbaume (Bassia butyracea) überschattet, und von Palmengruppen (Elate sylvestris) umgeben; dicht daneben befindet sich eine schöne Quelle, durch einen unterirdischen fest gemauerten Gang bedeckt.

Ein anderer Tempel, ein Bramanisches Heiligthum, welches jetzt noch von Priestern bewohnt wird, befindet sich nicht weit davon. Das bedeutendste seiner Gebäude ist ein uralter Deval von bedeutender Höhe, ringsum von einem Gehöft mit roth und weiß gemalten Mauern eingeschlossen, an welches sich zwei kleine hölzerne Tempelhallen anschließen. Es ist dem Mahadö von Kedarnath geheiligt, weshalb viele Pilger, die den weiten Weg scheuen, ihre Wallfahrt hier beendigen.

In den folgenden Tagen kamen wir, dem Laufe des Kotelalthals, welches am Fuße des hohen Duna Ghiri, eines breitrückigen, sanft abfallenden Berges, entspringt, folgend, durch eine ziemlich flache von den fleißigen Einwohnern gut kultivirte Gegend. Die Vegetation war sehr einförmig; einige Balsaminen, Himbeeren, Bauhinien, und hin und wieder ein Wollbaum, waren das Einzige, was ich bemerkte. Wir setzten über den Ramganga, mit welchem sich der Kotelal verbindet. Der erstgenannte Fluß ist etwa 80 Schritte breit, und sein mit Kieselgeröll angefülltes Bett mag wohl die doppelte Weite haben. Wir sahen an seinem Ufer Gruben, welche ein reichhaltiges Eisenerz zu Tage fördern; dicht daneben befinden sich auch die Schmelzhütten nahe beim Zusammenfluß des Kotelal mit dem Ramganga. Man zeigte uns hohe Haufen von Schlacken und kleine Heerde nicht größer als Kochstellen, in welchen das Erz ausgeschmolzen wird. Die Hütten daneben waren ganz kürzlich niedergebrannt; wir fanden dieselben noch glimmend. In einem dem Ramganga anfangs parallel laufenden Thale, dem Katscherrithale, welches nur einen kleinen Bach, aber sehr schöne Wiesengründe enthielt und mit flachen, ziemlich kahlen Bergen eingeschlossen war, fanden wir ebenfalls Bergbau nahe bei einem kleinen, aus Strohhütten bestehenden Dorfe.

Wir hatten hier Gelegenheit, das sehr unvollkommene Verfahren bei dem Ausschmelzen der Erze zu sehen. Ein paar Blasebälge mit angekittetem Mundstück führen von oben in eine roh aus Steinen zusammengesetzte kleine Grube, unter welcher sich ein vertiefter Raum befindet, der durch ein Zugloch mit ihr verbunden ist. In die obere Grube wird das zerpochte Gestein, mit einer gleichen Menge Holzkohlen vermischt, hineingethan und in Gluth gebracht. Die Schlacken fließen durch das Zugloch ab, und das zum Schweißen gebrachte Eisen setzt sich in Klumpen zusammen, die abwechselnd herausgezogen und gehämmert werden.

Man nennt die ganze Einbucht, welche das Thal schließt, Schimolteke; der Paß etwa 800′ höher als die Thalebene, der hier von uns überstiegen wurde, heißt Ponduakhal. Hinter ihm gelangten wir wieder an das Flußbett des Ramganga, dem wir am linken Ufer oft in beträchtlicher Höhe über dem Flusse folgten. Eine Menge Pilger, meist Frauen, von Kedarnath kommend, begegneten uns hier; sie gaben sich für Bundelkundleute aus, und die Weiber waren alle in dunkelblaues Baumwollenzeug mit rothen Kanten und Verzierungen gekleidet. Die alten schrien uns an; die jungen stellten sich in eine Reihe, uns den Rücken zuwendend.

Ein Wald von Rhododendron und verschiedenen Eichenarten nahm uns bald in seinen Schatten auf; auch einzelne Fichten zeigten sich wieder auf dem gegenüberliegenden Bergkamme.

Neben einem kleinen Dorfe, Agur, bei welchem wir wieder zum Fluß hinabstiegen, fiel mir eine steile Felswand von grünblauem Gestein auf; drei verschiedene Schachtmündungen und eine Menge Erzstücke und Schlacken zeigten, daß hier eine Kupfergrube bearbeitet wurde. Der schöne grüne Kupferschiefer wird auf eine ganz ähnliche, einfache Weise behandelt wie das Eisenerz im Katscherrithale. Das Erz wird mit einem Zusatz von zerklopftem Kalkstein durch Holzkohlen geschmolzen; die Schlacken werden jedoch hier oben abgeschöpft, da der ganze Tiegel, wenn man das von unbehauenen Steinen eingeschlossene Loch von einem halben Fuß Durchmesser so nennen kann, kein Abzugsloch hat. Nur mit großer Schwierigkeit erlangte man es von den Hüttenleuten, ihr Verfahren zu zeigen und einige Stücke des ge-

wonnenen Metalls zu produciren; denn sie fürchteten, wir wollten sie berauben.

Ein sehr angenehmes Nachtquartier wurde uns nach diesem Tage (den 1. Juni) in dem Bangalo des Mr. Lushington zu Theil, welches auf einem schönen, flachen Rasengrunde gelegen, mit seinem kleinen Garten mitten zwischen den waldbewachsenen hohen Bergen sich reizend ausnahm. Die Gegend erinnerte lebhaft an manche Schweizerlandschaften, welches europäische Gepräge durch die zahlreichen, bei uns gewöhnlichen Zierpflanzen im Garten: Goldlack, Stiefmütterchen, Nelken, Rosen und Coreopsis noch täuschender wurde.

Von hier aus wurden die Ufer des Ramganga so steil und hoch, daß wir nur selten den Fluß sahen; liebliche Bachthäler, mit schönen Farrenkräutern dicht überwachsen, oft durch Wasserfälle belebt, unterbrachen die Gleichförmigkeit des Weges, der meist durch einen dünngesäeten Wald von Eichen- und Birnbäumen mit Rosen und Berberitzengebüsch führte. Im Grunde eines tiefen Querthals sah ich die ersten Kastanienbäume (Aesculus) in voller Blüthe, eben so hoch als die unsrigen, aber mit schmalern Blättern; auch Wallnußbäume kamen einzeln vor.

Endlich lichtete sich der Wald, das Thal ward freier und in der Ferne zeigten sich unsere Zelte und die Tempel von Adh badri unter hohen Maulbeerbäumen. Der Lagerplatz lag ungefähr 80′ tiefer und ein lieblicher, kleiner Fluß, der Narang, der aber hier auch Adh badri naddi genannt wird, voll von Forellen und kleiner Wasserfälle floß dicht daneben hin. Wir folgten dem Thale dieses Flusses am andern Tage aufwärts. Die Ufer nahmen bald an Höhe und Schroffheit zu; fast senkrecht fielen die Felswände von einer Höhe von 800′ bis zum Grunde ab mit dürftiger Vegetation hoch oben.

Hier verloren sich nach und nach die runden, sanft ansteigenden Bergkuppen mit den sorgfältig angebauten Kulturterrassen, wie wir sie bisher viel gesehen hatten; zum ersten Male zeigte sich ein großartiger Gebirgscharakter. Das Gestein war ein schiefriger, oft auch in glatten Klippen anstehender Sandstein; an einzelnen Stellen zeigte sich Grauwackenschiefer von dunkeler Farbe, auch wirklicher Tafelschiefer, jedoch seltener. Nach Uebersteigung eines Hügels traten wir in

ein anderes Flußgebiet ein, in das Thal des Kursali naddi, welches anfangs dicht bewaldet war; weiter hinauf wand sich der Weg bald rechts bald links am Ufer fort, treppenartig ansteigend. Besonders unbequem war er bei dem Dorfe Kirsal. Die steil abfallenden Berge waren sehr kahl; nur einzelne Riesenbäume zeigten, welch ein Wald hier früher gestanden haben muß, ehe ihn das Feuer vernichtete.

Zwei Pässe, der Tillekannikhal und der Khonkalakhal wurden am 4. Juni überstiegen. Ehe wir die Höhe des ersten erreichten, veränderte sich die Vegetation merklich; der Wald wird dichter und dichter; Wallnuß, blühende Roßkastanien, Eichen, Weiden, und eine Art Maulbeerbäume bilden den hochstämmigen Baumschlag, Rosen das Untergebüsch. Der Khonkala-Paß ist noch etwa 500′ höher und ohne Wald auf seinem höchsten Kamme.

Welch eine schöne Aussicht hätte man hier haben müssen, wäre nicht die ganze Atmosphäre mit Dunst erfüllt gewesen. Wir erblickten nur in schwindelerregender Tiefe das große Dorf Dhunpur; die Höhen waren verdeckt.

Der Boden war mit schönen, blühenden Pflanzen bedeckt, Frauenschuh, eine blonde Anemone und Akelei viel zu sehen, und weiter hinab eine neue Art Erdbeeren, mit reichen Früchten von sehr angenehmem Geschmack, statt der indischen Erdbeere (Fragaria indica) mit gelber Blüthe und geschmacklosen Früchten, welche ich bisher nur gefunden hatte.

Wir erreichten auf furchtbar steilen, felsigen Wegen unsere Zelte, welche nahe bei Dhunpur aufgeschlagen waren, um elf Uhr. Das Dorf liegt sehr schön und besteht aus reinlichen, steinernen Gebäuden, die mit Schieferplatten gedeckt sind. Es war Niemand darin, weil, wie man sagte, die Bewohner ausgezogen waren, den Tokedar oder Dorfschulzen zu verfolgen, welcher mit der ihm anvertrauten Kasse durchgegangen war; nach einem andern Gerüchte hatte der Tokedar den Arbeitern bei dem Kupferbergwerke, welches den Haupterwerbszweig der Einwohner bildet, nicht mehr die volle Hälfte des Ertrags haben zahlen wollen, und diese hätten deshalb die Gruben verlassen.



Nº 1
N
W
O
S
Bandarkound
Alacananda Fl.
Dudegaon
Panain
Ein Sangho
Zirotigaon
Bonlasera
Sirinani
Sedoli Bach
Paduli
Sedoli
Dhunpor
Deoli
Gaitia
Pass
Kassim



Ich besuchte eine dieser Gruben, deren Eingang durch eine natürliche Höhle mit vielfachen Verklüftungen gebildet wurde. Man rutschte über eine schmale Brücke ohne Geländer, die über eine unergründliche Schlucht führte. Kienspähne dienten zur Erleuchtung, durch welche eine Menge Fledermäuse und eine Art Cypselus aufgeschreckt wurden. Der Stollen oder vielmehr ein Loch, etwas über einen Fuß im Durchmesser haltend, führte nun schräg abwärts; es war außerdem so kothig, daß ich es vorzog die weitere Untersuchung aufzugeben, als auf dem Bauche kriechend in diese engen Gänge vorzudringen. Die Arbeiter sollen, auf dem Rücken liegend, mit einem Fäustel das erzhaltige Gestein losschlagen.

Ein Ruhetag (der 5. Juni) in Dhunpur wurde zur Jagd benutzt, welche ein junges Moschuskalb und einen Dscherauhirsch lieferte. Unterdessen hatten sich auch die Dorfbewohner, durch Geschenke zutraulicher gemacht, in größerer Anzahl wieder eingefunden; doch hielt es schwer, die nöthige Zahl der Kulies zusammenzubringen. Nur durch die gewaltsamen Maaßregeln der fremden Budwaris wurde es möglich.

Wir folgten von hier dem Flußthale des Dudegaon naddi, welcher weiter hinauf vor seiner Vereinigung bei dem Dorfe Sedoli mit einem andern kleinen Flusse der Sedolibach genannt wird. Viel Nadelholz, hochstämmiger Taxus besonders, zeigte sich hier auf den Berghöhen. Die Ufer des Dudegaon waren furchtbar wilde und steile Felsen von bedeutender Höhe, wir verließen sie vor dem Einfluß desselben in den Alacananda, und folgten einem kleinen Flüßchen mit starkem Gefälle, dem Djuleh, welcher sich ebenfalls in den Alacananda ergießt. Das Brausen dieses letzteren, welcher sein graugebliches, trübes Wasser durch die engen, hohen Ufer von schwarzgrauen Thonschieferfelsen hindurchzwängt, hörte man schon aus großer Entfernung.

Ein Sangho (Seilbrücke) führte hinüber, nicht weit von dem Dorfe Bamoth, welches am rechten Ufer des Flusses liegt. Diese im Gebirge überall gebräuchlichen Brücken bestehen aus zwei starken Grasseilen, welche straff über den Fluß von einem Ufer zum andern gespannt werden; an ihnen sind kurze fingerdicke Grasseile perpendi-

kulär aufgehängt, welche an ihren Enden Querstäbe tragen; über diese ist dann der Länge nach gespaltener Bambus gelegt, welcher die eigentliche Brücke bildet. Da die Breite derselben kaum einen Fuß beträgt und die Bambusstäbe durchaus keinen dichten Boden bilden, so darf man eben nicht an Schwindel leiden, wenn man hierüber gehen will.

Die Pferde mußten durch den Strom schwimmen, indem man ihnen ein Seil um den Hals band und sie an das jenseitige Ufer hinüberzog. Sie kamen alle glücklich an, obwohl der Strom sehr reißend und wohl 150′ breit ist. Nicht weniger Schwierigkeit machte der Transport der Sachen und der Zelte. Wir selbst folgten zuletzt. Am jenseitigen Ufer stieg der Weg steil bergan, immer am Rande der Felsen bleibend, welche hier aus reinem Sandsteine bestanden. Die Vegetation fing mit Palmen (Phoenix humilis) an, welche bis zur Höhe von 1000′ hinauf vorkommen und schmackhafte, den Datteln ähnliche Früchte von dunkelblauer Farbe trugen.

Wir wandten uns nach Nordost und gelangten in das Thal des Kunegarflusses, welches auf der einen Seite dichtes Waldgebüsch, auf der andern viel Kulturterrassen hat. Das rücksichtslose Abbrennen des Unterholzes und Grases und Entrinden der großen Bäume hat auch hier den Wald schrecklich verheert. Auf dem höchsten Punkte fanden wir im Gebüsch eine Schaar Bhotialeute gelagert, welche von Niti kamen und einige Zentner Salz, auf Schaafe und Ziegen geladen, mit sich führten. Die Ziegen waren sehr große, starkknochige Thiere; jede trägt 12 Seer (24 Pfd.) in einem Quersacke, der wie ein Sattel über den Rücken gelegt wird, und schreitet mit dieser Last ganz munter vorwärts.

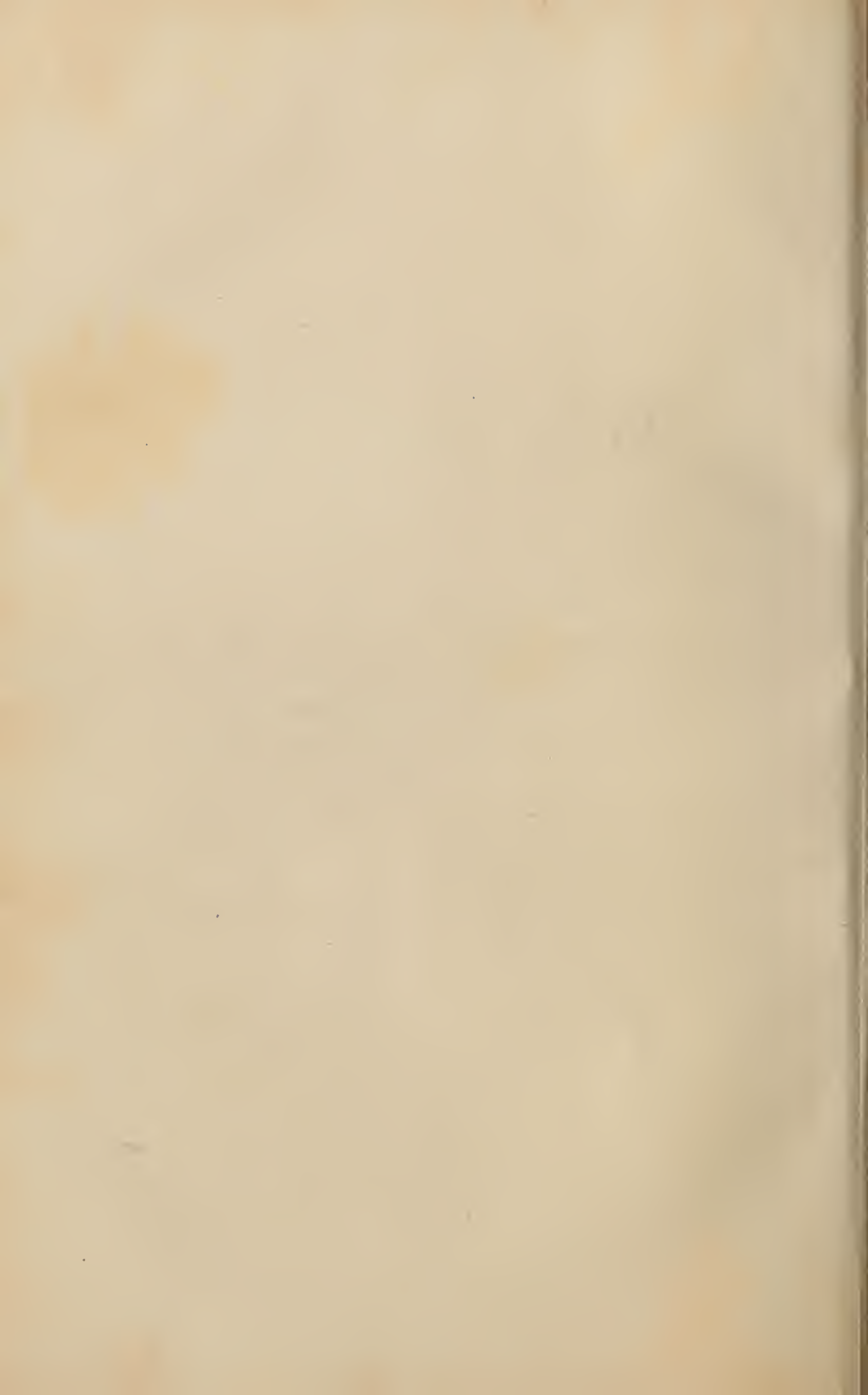
Nicht weit von dem hochgelegenen Orte Pokri, der mit vielen Kupfergruben umgeben ist, wurden wir von dem Pudwari und vielen weißgekleideten Leuten empfangen. Ein Bangalo, auf der Spitze des Berges gelegen, gewährte ein angenehmes Unterkommen.

Der heftige Regen nöthigte uns, einen Rasttag zu machen, ehe wir den hohen Paß, Sihalekhal, hinter dem Dorfe Matschkinda (Matschkanda) überstiegen. Oben war derselbe mit dem schönsten Walde von mächtigen, bemoos'ten Eichen, Taxusbäumen, schön grup-

Nº 2.

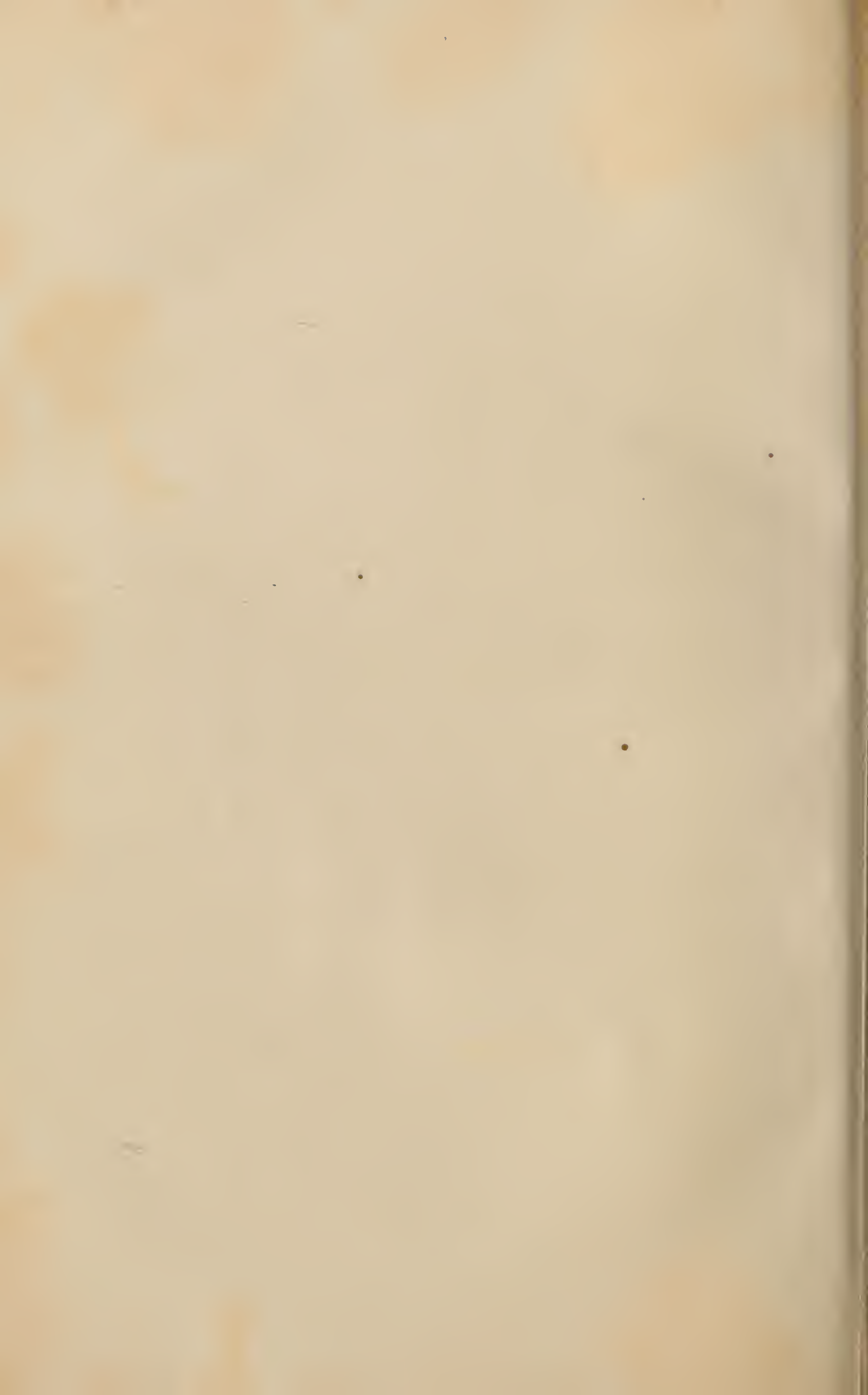


Pokeri
Godimath
Kaprigand-naddi
De-ur
Ganderegand naddi
N
W
O
S
Benegadde
Kauri
Karchina
Pamo
Tschungi
Rungar Fl.
Bamot
Raulnager
Alacananda Fl.
Panain
Djuleh Bach



Nº 3


N
W
O
S
Matschkanda
Kandi naddi
Kandi
Bara
Kanta
Talakiara
Mala
Kinnegami
Raman Tala
Kafs Tala
Or Tala
Nauta
Tala naddi
Kami
Pokeri
Ganderegand naddi




No 4.
N
W
O
S
Durithal
Pilgerweg nach Okimath
Ana Utschana
Birkola
Agas ganga
Tschobeda
Tempel
Lager
Dude
Tungnath
Jaumenigar
Matschkanda
Lager



pirten Lorbeeren und Weiden bedeckt. Bambus zeigte sich hier zum ersten Male im Gebirge; schöne Orchideen, ein wohlriechendes Polygonum und viele Erdbeeren bedeckten den üppig grünen Boden. Ein zweiter Paß, der Khallikhal oder Muckwakhal genannt (man findet gewöhnlich mehrfache Benennungen), den wir hinter dem Jaumenigharbache erreichten, machte durch die schlüpfrigen, mit vermodertem Laub bedeckten Wege die Uebersteigung sehr mühsam. Nur ein einziges, elendes Dorf Djude (Dude) lag am Wege, hinter welchem wir zum ersten Male von dem Lagerplatze bei Tschobeda die herrlichen, weißglänzenden Schneespitzen des Kedarnath erblickten, die vor dem dunkelblauen Himmel im Hintergrunde ganz nah erschienen.

Unsere Hindudiener versäumten hier nicht, die Erlaubniß zu benutzen, den drei Meilen weiter östlich gelegenen, heiligen Platz Tungnath zu besuchen.

Am folgenden Tage, am 11. Juni, erreichten wir nach sehr beschwerlichen, steilen Wegen am Ufer des Agasganga den schönen Seespiegel von Durithal, einem sehr hoch gelegenen Orte. Es zeigte sich, als wir den See umgangen hatten, ein Zelt unterhalb der Höhe des Kammes, vor welchem eine Gruppe reichgeschmückter, in gelbe Seide gekleideter Leute saßen. Der Oberpriester von Kedarnath war dem Prinzen hierher entgegengekommen, ihn zu begrüßen, und ließ anfragen, ob und wie er ihm seine Aufwartung machen dürfe. Bald darauf kündigte eine schreckliche Musik von langen, posaunenartigen Blaseinstrumenten seinen Besuch im voraus an. Eine halbe Stunde später erschien er selbst, ein schöner Mann in den besten Jahren, mit edlen Zügen, die ihn als einen Hindu von der reinsten Raçe kenntlich machten; eine Menge Geschenke, bestehend in Backwerk, Zucker, Kaschmirshawls, Yackschwänzen, Moschus und einer Schale voll Rupien wurden von ihm ausgetheilt. Sein prachtvoller Aufzug stach sehr gegen unser einfaches Reisekostüm ab.

Wir folgten ihm am andern Tage nach Okimuth, zuerst auf dem Kamme einer Bergreihe hinabziehend, von wo man links das Thal des Agas, rechts das Thal des Kaliganga überblickte, letzteres

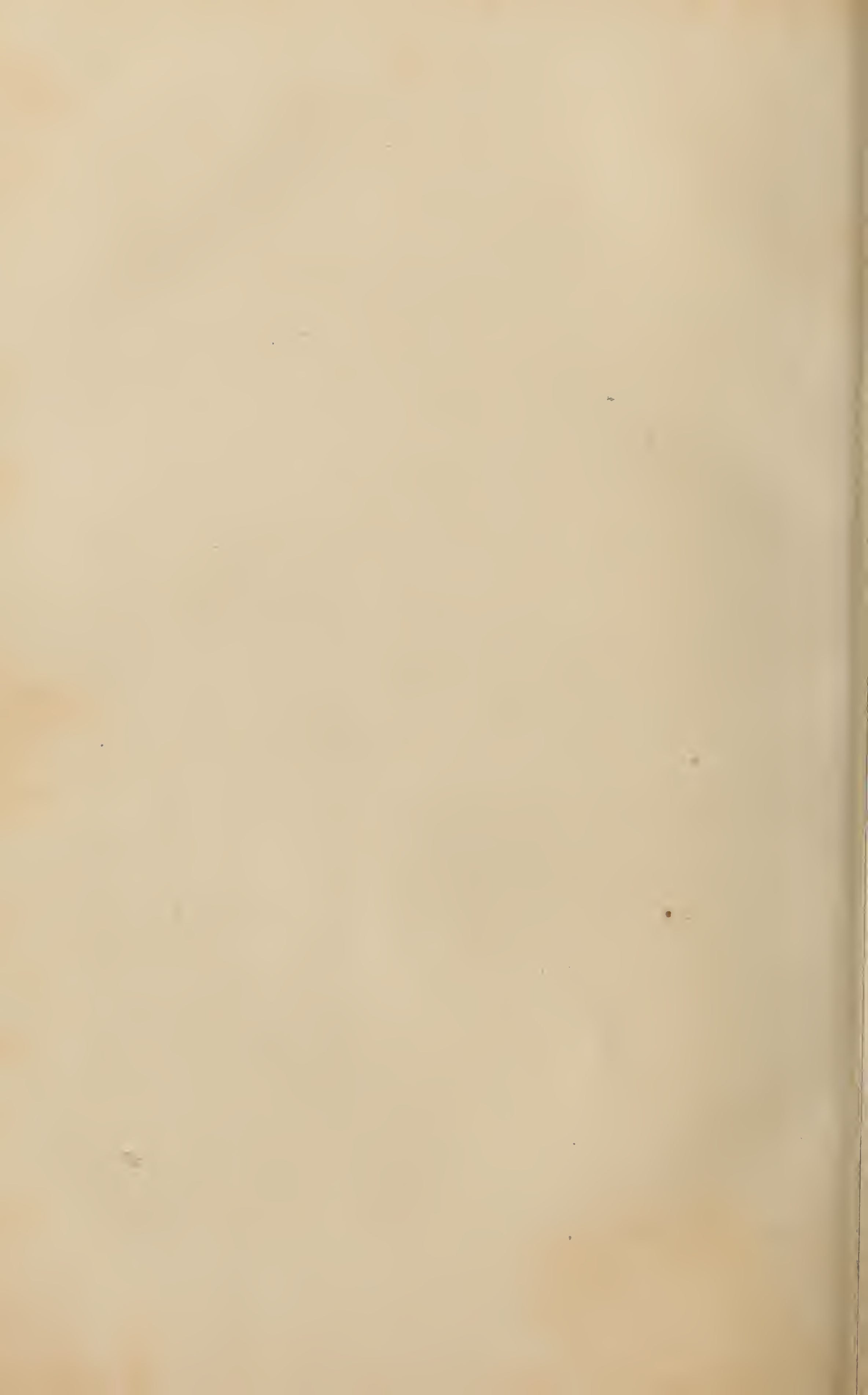
voll von Dörfern und Kulturterrassen. Ehe wir's dachten, lag Okimuth vor uns im Thale.

Ein großes viereckiges Gebäude mit einem Deval, in der Mitte des von Gallerien eingeschlossenen Hofes enthält die Wohnung des Oberpriesters. Er empfing uns am Thore, berührte den Hut des Prinzen wie zum Segen und führte uns über den Hof in eine offene Halle, wo ein Diwan und zwei Stühle aufgestellt waren, auf denen wir Platz nahmen. Ehe die Unterhaltung begann, wurden einem Jeden zwei Rohrstöckchen überreicht, deren Enden mit Baumwolle bewickelt und in ein sehr angenehmes Parfüm, das mit Sandelöl gemischte, grüne Rosenöl, getaucht waren. Er sprach sehr hastig und lebhaft, und schien über das Gegengeschenk, welches er erhielt, einen Ring, sehr erfreut; seine Hände zitterten, als er denselben zu vielen andern an den kleinen Finger steckte. Beim Abschiede schien er in Verlegenheit zu sein, ob er beim Gruße die Hand reichen sollte oder nicht. Mir fiel dabei Martabar Singh ein mit seinen herzlichen Umarmungen, von dem wir ganz kürzlich erfahren haben, daß er auf Veranlassung des Rajah ermordet sei.

Wir setzten bald unsern Weg fort und erreichten unterhalb Okimuth den wilden Kaliganga, der brausend und rauschend zwischen felsigen Ufern hinströmt. Ein sehr lockerer und heftig schwankender Sangho aus dünnen, mit Grasseilen verbundenen Rohrstäben führte in einer Höhe von 40 bis 50′ über seine wildesten Strudel hinüber. Bei Masta erreichten wir das Flußthal des Mundagri, den wir hinter Narangkote, einem heiligen Orte mit einem ansehnlichen Tempel, mittelst einer Brücke überschritten. Die erste Deodar-Ceder sah ich hier nahe bei einem kleinen Orte im Mundagrithale, sie war wahrscheinlich dahin gepflanzt. Unsere Reisegesellschaft wurde von hier ab durch einen Engländer Mr. Wilson vermehrt, welcher in diesen wilden Gebirgsgegenden von der Jagd der Moschusthiere lebt, die ihm viel Geld einbringt. Es war ein fast schwächlich aussehender Mann, dem man weder die Bergluft, noch das Jägerleben anmerkte, durchaus nicht der Nimrod, wie wir ihn uns vorgestellt hatten. Hinter Jilmilputam macht der Mundagri, hier ein wildes Bergwasser, eine starke Biegung; seine Ufer werden immer schroffer

Nº 5.


N
W
O
S
Mundagiri ganga
Kali ganga
Masta
Saraswti naddi
Guwudkussel
Dhur
Nullapatam
Tallengaon
Sankeri
Asma
Soara
Tschuni
Budwar
Okunath
Durithal
Bamsu
Batuke
Perkandi
Pothalli
Kali ganga
Agas ganga



und an vielen Stellen sind wohl über 1000′ hohe, jäh abfallende Felsenwände. Bei seiner Krümmung nimmt er den Bassughi naddi auf. Hier sind auch die prachtvollen Wasserfälle desselben, von deren betäubendem Donner im engen Thale die Luft erzittert. Den untersten Sturz seines schäumenden Wassers schätze ich auf 150′, welche es in mehreren Absätzen mit furchtbarem Brausen hinunterschießt.

Weiter hinauf wurde der Weg, welcher stark bergan führte, immer schmaler und bestand bald nur aus Treppen, von denen man mit Grausen auf die in furchtbarer Tiefe brausenden Wellen des Bergstromes hinabsah. Das Thal ist ganz eng und die Gneußwände desselben, unten zu schroff für jede Vegetation, sind nur oben auf den Kämmen mit Rhododendron, Bhanscheichen und Fichten bewachsen. Wir zogen lange am rechten Ufer des Mundragi in bedeutender Höhe fort; endlich ging es wieder bergab, eine Viertelstunde noch und wir sahen die Tempel von Gaurikund vor uns, welche nicht weit vom Flußbette entfernt liegen.

Eine Menge Pilger waren bei den heiligen Quellen dieses Orts versammelt, in welchen unter vielen Ceremonien gebadet wird. Ein Bassin von 12 Q.′ mit drei Abstufungen fängt das Wasser der einen heißen Quelle (Toptakund) auf, welches aus messingenen Ausläufern reichlich herabströmt. Wir sahen verschiedene seltsame Badescenen. Das Wasser hat eine Wärme von 41,5° und verursachte den badenden Pilgern Schmerz auf der Haut; besonders schien es vielen der Frauen zu heiß zu sein. Sie steckten abwechselnd einen Fuß um den andern hinein, ohne den Sprung zu wagen; selbst manche der Männer machten im Wasser eine klägliche Miene. Andere zeigten dagegen einen großen Heldenmuth und stellten sich mitten unter den Sprudel der Quelle. Ein Fakir stieg hinein, ohne eine Miene zu verziehen; er blieb volle drei Minuten darin, rieb sich dann den ganzen Leib mit Asche ein, und kurze Zeit darauf sah man ihn wieder völlig nackt, wie er war, in der kühlen Abendluft an der Erde hocken. Welche beneidenswerthe Haut! Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein über seine Lebensweise. Folgendes waren seine Worte: „Ich verließ Juggernauth, Familie, Haus und Eigenthum und folgte dem Gotte,

der mir eingab, hierher zu wandern. Zwanzig Jahre bin ich Fakir. Der Gott gab mir stets Alles, was ich brauchte. Der Gott machte auch, daß ich die Kälte nicht empfand, daß der Hunger mich nicht drückte; wenn ich krank war, machte er, daß ich nicht unterlag. Im Winter sollte mir Gott etwas gleich einem Mantel zusenden, etwas mich damit zu kleiden; wo nicht, so wird er nicht zugeben, daß ich der Kälte unterliege."

Haben die Pilger es über sich vermocht, ihr dreimaliges Untertauchen zu verrichten, so wird ihr Zeug im heiligen Wasser ausgewaschen unter fortwährendem Gebet. Dazwischen laufen Knaben und Männer an der Quelle ab und zu ohne alle Andacht, um sich ihre Füße zu waschen, oder andere Sachen zu reinigen; Flintenläufe und Leuchter wurden darin abgespült; dennoch wollte man mir nicht erlauben, hinabzusteigen und die Temperatur der heiligen Quelle zu messen. Sie entspringt etwa 15 Schritte vom Mundagri und das Wasser fließt aus dem Bassin dem Strome zu; dort bildet es einen heißen Sumpf an seinem Ufer, in welchem trotz der Temperatur von 36° die Nesseln und der Ampfer vortrefflich gedeihen. Sechzig Schritt von ihr und etwas weiter vom Ufer ab befindet sich die zweite kalte Quelle, Gaurikund genannt. Ihre Temperatur beträgt 17,7°; das Wasser enthält kohlensaures Eisen in stärkerer Beimischung als das der heißen Quelle. Auch in ihrem Bassin wird von den Pilgern gebadet.

Am 16. Juni erreichten wir das Ziel der Pilgerwallfahrt, den Tempelort Kedarnath, berühmt schon seit Jahrtausenden wegen seiner Heiligkeit. Dort soll der heilige Leib des Wischnu liegen, nachdem er von den fünf Pardik's oder heiligen Brüdern in der Form eines Stiers angegriffen und getödtet worden.

Wir hatten von Gaurikund noch 5000′ bis zur Höhe des Tempels zu steigen und brachen deshalb früh auf. Es war heiteres Wetter und die Sonnenstrahlen brannten bald auf dem beschwerlichen Wege, der immer an den Felsenwänden hinlief, oft nicht breiter als anderthalb Fuß. Eine neue Plage kam hier hinzu in einer unsäglichen Menge kleiner Stechfliegen (Ceratopogon), welche in das Zeug hineinkrochen und auf dem ganzen Leibe sich verbreiteten; es ist wohl

Nº 6.

Kedarnath Pik

Lager

Tempel von Kedarnath

Schneefelder

Warme Schwefelquelle

Bhim Odiar

Mandagni

Gaurikund

Mulkuta Ganes

Tilmilputam

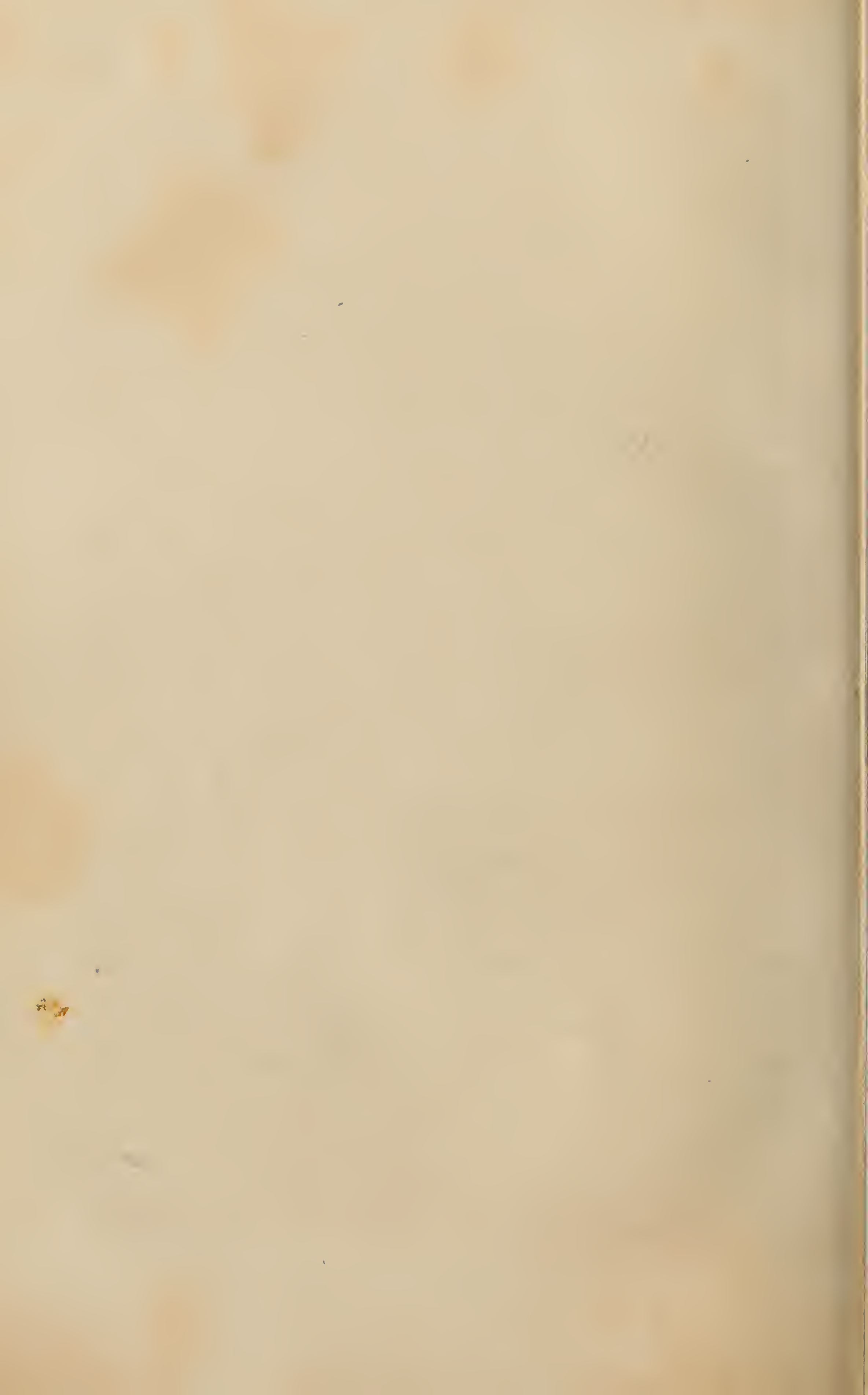
Demani

N

W

O

S



die einzige Fliege, die das thut. Die Stiche waren sehr bösartig und mehrere Tage fühlbar.

Wir folgten dem Laufe des Mundagrithals, dessen Tiefe hier wohl zweimal die der Roßtrappe am Harz übertrifft. Selten bekommt man einmal das Wasser zu sehn, obgleich man das dumpfe Brausen der Wasserfälle beständig hört. Ein prachtvoller Wald bedeckt die Abhänge und Kuppen der Gneußfelsen. Uralte Eichen mit sonderbar geformten Blättern, von deren zackigen Aesten langes, weißes Moos herabhängt, von Epheu und schönen Weinlaubguirlanden umschlungen; Wallnuß- und Kastanienbäume mit frischem Grün und die letztern in voller Blüthenpracht; Ahorn und Haseln von bedeutender Höhe stehen mit Lorbeeren und andern, den deutschen Forsten durchaus fremden, Formen in bunter Gesellschaft zusammen. Höher hinauf wird der Wald sparsamer und niedriger; Rosenhecken und Weiden herrschen vor, höhere Bäume vermißt man schon; nur der Taxus, der hier die Stelle der Tanne vertritt, wird noch baumartig. Bald sieht man das Waldgrün nur noch unten im Thale, und die Sträucher einer kräftig duftenden Syringe sind sammt den Rosen die letzten schönen Gebüschpflanzen.

Ein schöner Wasserfall in verschiedenen Absätzen von einigen 100′ Tiefe zog unsere Blicke auf sich, ehe wir den letzten Pilgerraftort **Bhim Odiar** erreichten. Dicht hinter demselben hebt sich das Thal bedeutend, der Weg bleibt aber ziemlich in gleichem Niveau, so daß wir bald das Flußbette berührten. Wir kamen hier an das erste Schneebett, welches wohl 800 Schritt lang sein mochte und ganz mit großen Steinblöcken und Geröll bedeckt war. Eine große Lawinenschütte überwölbte den Fluß. Von allen Seiten rauschten Bäche herab, aus den Schneelagern in den Senken entspringend, deren steile Ufer uns oft nöthigten große Umwege zu machen. Bei einem derselben überraschte mich ein höchst unangenehmer Geruch, den ich zuerst unsern schmutzigen Kulies zuschrieb; bald aber bemerkte ich hart am Flußbette eine weiße Stelle, kletterte hinan und fand eine schwefelhaltige Quelle, welche unter einem großen Felsblocke hervorquoll und einen starken Schwefelwasserstoffgeruch verbreitete.

Eine Alpenflor nahm von hier an die Stelle des Waldes ein;

Kaiserkronen, Iris, vielfarbige Potentillen und Anemonen, Rhododendron mit dürren Stengeln bedeckten die Abhänge und Kuppen.

Ehe wir's dachten, hatten wir die Thalfläche erreicht, wo der Tempel von Kedarnath rundum von steilen Wänden eingeschlossen liegt. Im Hintergrunde nach Nordnordwest ist das Thal durch hohe Trümmerhaufen, von grau- braunem Schnee mit Steinen gemengt, welche zu Bergeshöhe aufgethürmt sind, begrenzt; rechts davon starrt der Kedarnath-Pik 21,500′ hoch. Trotz der Ermüdung und Kälte arbeiteten wir uns durch drei beschwerliche Schneefelder hindurch, um den Felsen zu sehn, von welchem fromme Pilger sich herabstürzten, ihr Leben der Gottheit opfernd. Die Luft war in dieser Höhe so dünn, daß der Kopf schmerzte und mich der Schwindel auf ebenem Grunde anwandelte. Der Fels erhebt sich schroff über die Schneebetten etwa 600′ hoch, und ein Wasserfall, die Quelle des Mundagri, stürzt von ihm herab und verschwindet unter dem Schneelager, aus dem der Fluß erst eine weite Strecke tiefer unten wieder zum Vorschein kommt.

Auf einer kleinen Erhöhung in der moorigen Sohle des Thals, die mit einer schönen Blumenflor, besonders schönen, dunkelvioletten Aurikeln bedeckt ist, liegt der berühmte Tempel von Kedarnath. Er ist im Ganzen gut gebaut, aber nicht sehr alt; von dem alten ist außer der Grundlage, die der Sage nach von den Göttern erbaut wurde, keine Spur mehr vorhanden. Nur einige alte, sehr verwitterte Säulenknäufe sah ich rund umher, halb im Moor versunken, liegen. In der Form, welche der Tempel jetzt hat, ist er vor drei Jahren von dem Hohenpriester von Okimuth errichtet. Die Fronte hat eine schmale, etwa 10′ hohe Treppe, eine Thür in der Mitte und neben derselben jederseits eine Nische, worin links ein Hanuman, rechts der Tschaprassi des Mahadeo und über diesem in einer kleinen Nische der Flötenbläser desselben, Kirkissi, sich befindet. In der entsprechenden Nische links ist nichts enthalten. Eine kleine Quelle mit einem Häuschen überbaut liegt ungefähr 100 Schritt hinter dem Tempel; eine andere, Retikund genannt, mit stark kohlensaurem Wasser, entspringt weiter am östlichen Abhange der einschließenden Bergwand. Sie hat eine Temperatur von 4, 5°; noch mehrere andere,

nicht weit von einander höher an den Bergen hinauf liegend, zeigten nur 3,3° Wärme.

Der Platz, auf dem der Tempel liegt, hat eine Höhe von 11,800′ über dem Meere; seine Breite über dem Mundagri gemessen, welcher ihn der Länge nach durchschneidet, beträgt 480 Schritt. Die niedrigeren Seitenhügel vor den einschließenden Bergwänden an jeder Seite des Thales sind wahrscheinlich nur durch Schneeschurren aufgethürmte Schutthaufen. Sie gaben dem Thal einen höchst eigenthümlichen Charakter.

Wir blieben die Nacht oben; es wurde während derselben empfindlich kalt, so daß gegen Morgen das Thermometer nur 5,5° zeigte. Gegen 8 Uhr (am 18. Juni) kehrten wir auf demselben Wege zurück; doch wandten wir uns vor Jilmilputam südwestlich und gelangten durch einen schönen Eichenwald auf einen hohen Bergvorsprung, von dem wir eine prachtvolle Aussicht auf die Kedarnathgruppe hatten. Die Schnee- und Baumgrenze unterschied sich sehr scharf. Uns gegenüber, durch ein kleines Flußthal geschieden, lag der hübsche Ort Tirjougi, bei welchem ein ganz vortrefflicher Lagerplatz ausgewählt war.

Nach langer Berathung, auf welche Weise wir weiter kommen und in das Gebiet des Rajah von Ghurwal eintreten würden, da keine Kulies vorhanden waren, wandten wir uns mit Beibehaltung der bisherigen zuerst nordwestlich und traten unmittelbar in den Wald ein. Hin und wieder fanden sich noch einzelne Strecken, wo in dem halbniedergebrannten Walde der als Getreide benutzte Fuchsschwanz (Amaranthus Gangeticus) in die Asche gesäet war. Weite mit Farrenkraut bedeckte Abhänge wechselten mit solchen kultivirten Feldern und hochstämmigem Walde ab. Der Weg mit glatten Wurzeln und Laube bedeckt war sehr unbequem zu steigen; bis zum Paß hinauf, der Tsorikhal genannt wird, nahm die Bewaldung an Fülle der Vegetation immer zu und hinderte oben alle Aussicht. Links am Wege war eine große Tigerfalle angelegt, d. h. eine tiefe Grube mit einem aus schweren Bäumen zusammengefügten Fallgatter, welches obenein noch mit Steinen beschwert ist. Eine Stütze wird darunter gestellt, wie bei einer Mausefalle, und an diese, welche mittelst kleiner Hölzer sehr leicht beweglich ist, in der Grube eine lebendige Ziege

befestigt. Die Falle klappt zu, sobald der Tiger an der erwürgten Ziege reißt, um sie fortzutragen. Was die Eingeborenen hier Tiger (Scher) nennen, sind jedoch meist Leoparden.

Ein zweiter noch höherer Paß folgte auf den ersten, und nach diesem noch drei andere Bergrücken, ehe wir mitten in der Wildniß auf einem engen, unheimlichen, von dichtem Waldgebüsch umgebenen Platze die Ruinen eines Bangalo erreichten. Moos und Farrenkräuter von den zierlichsten Formen bedeckten den Boden, Alles vom Regen triefend. Von hier fingen die Bäume schon an krüppelhaft zu werden, die Eichen hörten auf, Birken und Rhododendron nahmen ihre Stelle ein.

Nie waren uns die im Norden liegenden Bergriesen so himmelhoch erschienen als an diesem Punkte, wo ein weites Thal zu unsern Füßen lag. Wie krystallene Eispalläste ragten sie in die Luft, rechts der Pik von Badrinath mit glatten Schneeabhängen, links der Kedarnath, unser alter Bekannter. Scharf zeichnen sich die Gipfel gegen den blauen Himmel ab, und es ist schwer zu sagen, welcher von ihnen der schönste sei. Zwei Schneebetten, an ihren Rändern mit schönen hellrosenrothen Aurikeln und schwefelgelben Primeln von lieblichem Geruch eingefaßt, waren zu überschreiten, dann gelangten wir über eine steile Wand von Glimmerschiefer, der durch Verwitterung an der Oberfläche seifenartig geworden war, aufwärts kletternd zum höchsten der Pässe. Noch einmal zeigten sich hier die prächtigen Berggipfel des hohen Himalayah, aber nur auf einen Augenblick; im nächsten Moment ragten nur noch glänzende Eisspitzen über die dicken Wolkenwände hervor, so unermeßlich hoch, daß man sie für eine Luftspiegelung gehalten haben würde, hätte man nicht vorher die ganze Kette vom Grunde auf vor Augen gehabt.

Wir wanderten auf dem Kamme dieses Passes wohl zwei Stunden lang fort, als sich endlich unsere Zelte in südwestlicher Richtung auf einem fernen Bergrücken zeigten. Pilgerdenksteine und ein Fakir am Wege zeigten, daß wir auf der Pilgerstraße nach Gangotri uns befanden; auch war der Weg eben und breit und führte uns durch ein liebliches Thal mit grünem Eichenwalde bald unserm Rastorte Pauali Danda zu. Des Rajah Kulies warteten unser. Eine

Revision des Gepäcks, das Repariren der Kisten, Ablohnen der bisherigen Träger und Beamten machte einen Rasttag nöthig. Auch die Pferde wurden von hier als unnütz, da die fernern Wege zum Theil nur zu Fuß zurückgelegt werden konnten, auf einem anderen Wege nach Simlah vorausgeschickt. Morgen geht es von hier weiter den Gangesquellen zu. Wir gehen zunächst zum Flußthal des Billang hinab, weil der obere Weg (upper route), für den zuerst entschieden war, keine Brücken haben soll. —

Neunter Brief.

Die Kulies. — Abreise von Panali Danda. — Gowanne. — Der Reisbau. — Kedarakhal. — Gewali. — Moschusthierfallen. — Die Leoparden. — Flußbett des Bhale Ganga. — Pinnari. — Der Paß Kus. — Nadelholzwälder. — Thal des Bhagirathi (Ganges). — Seilbrücke. — Bithari. — Lager am Godh = Gadh. — Wasserfälle des Bhagirathi. — Brücke. — Sukhi. — Erster Cederwald. — Dherali. — Zusammenfluß des Djanevi und Bhagirathi. — Moschusthiere. — Der Monalfasan. — Flußbett des Bhagirathi. — Gangotri. — Der Tempel. — Rückweg. — Aussicht auf die Schneepiks, — Die Nilungbrücke. — Das Dorf Mukba. — Häuser desselben. — Bienenstöcke. — Ackerkultur. — Die Aprikosen. — Vorbereitung zur Abreise.

Mukba am Bhagirathi, den 7. Juli 1845.

Wir kommen nun immer tiefer in das Gebirge, und immer schwerer hält es, die nöthige Anzahl der Träger zur Fortschaffung des Gepäcks und der Zelte zu finden. Die Dörfer sind sehr klein und sehr weit von einander, und die unerbittliche Strenge, mit welcher die armen Leute von ihren Pudwaris oder Bezirksbeamten zu unserem Dienste gepreßt werden, ist oft schauderschaft. Der Trägerlohn ist sehr gering; ohne offenbare Gewalt würde man nicht einen einzigen Mann bekommen; denn sie haben alle ihre Felder oder ihr Gewerbe, von denen sie nur durch die Zwangsmaaßregeln des Pudwaris und seiner Tschaprassis (eine Art bewaffneter Unterbeamten) fortgetrieben werden können. So zwingt uns die Nothwendigkeit, ohne Rücksicht diese armen Leute unter den schweren Lasten des Gepäcks die Berge hinaufkeuchen zu sehn. Die Zahl der Kulies ist jetzt von 74, mit denen wir von Nainethal auszogen, auf die Hälfte zusammengeschmol-

zen, und doch hält es schwer den hinreichenden Proviant in einem so armen Lande herbeizuschaffen, obwohl die Leute äußerst mäßig leben und mit ein oder zwei Händevoll Gersten- oder Waizenmehl einen ganzen Tag bei schwerer Arbeit aushalten. Der Proviant wird auf Schaafen, die jedes einen kleinen Sattel tragen, fortgeschafft. Natürlich kann einem so schwachen Thiere keine große Last aufgebürdet werden; die Ladung beträgt höchstens 18 bis 20 Pfund.

Im Gebiete des Rajah von Ghurwal hatte sich das seltsame Gerücht unter dem Volke verbreitet, dem Prinzen zögen 3000 Mann Soldaten voraus, überall würde geplündert und verbrannt. Nur mit Mühe wollte man sich oft überzeugen, daß das plündernde Kriegsheer und der goldene Hofstaat aus wenigen einfach gekleideten Reisenden, die zu Fuße einher gingen, und den Gepäckträgern bestand. Leider ist die Gesellschaft durch die Zurücklassung des Leibdieners des Prinzen, welcher wahrscheinlich durch die heiße Luft der Thäler choleraähnliche Anfälle bekam, um ein tüchtiges Mitglied vermindert. Statt seiner begleitet uns der Engländer Mr. Wilson, der Jäger, welcher alle Schliche und Stege im Gebirge kennt und auch in der Sprache der Pahari oder Bergbewohner bewandert ist, welche selbst unser Interpret nicht versteht.

Wir verließen den Rastort bei Pauali Danda am 21. Juni. Es war sehr naß und kalt (8,3°) und herbstartiger Nebel versteckte jede Aussicht, als wir in das Thal des Billang flusses hinabstiegen. Unten im Thale liegt das Dorf Gowanne, welches aus zwei kleineren, Mutegaon und Mullegaon (upper and lower) besteht; unsere Zelte waren dicht daneben auf einem kleinen, isolirten Hügel, um welchen sich der Fluß mit einer starken Krümmung donnernd und tosend herumzieht, aufgeschlagen. Bei dem Orte ist viel Reisbau. Der junge Reis, eben erst umgepflanzt und in zierlichen Schneckenlinien oder im Zickzack auf den Feldern geordnet, giebt diesen das Ansehen von Gartenanlagen im holländischen Geschmack. Im ganzen Thal des Gowannaddi fiel mir diese seltsame Art der Reiskultur auf. Der Reis sah sehr schön sammtgrün aus; es ist die Art, welche Basmutti genannt und in der Ebene sehr hoch geschätzt wird. Die Felder liegen tief in einem alten Flußbette, und in wenig Tagen ist

die Zeit, wo man den Fluß, indem sein Hauptarm abgedämmt wird, zwingt, die jungen Reiskulturen zu überströmen. Der Reis ist hier die zweite Erndte; Gerste und Waizen waren schon eingebracht und die Stoppeln sammt den Wurzeln ausgezogen und verbrannt. In den Steinblöcken von grauem Gneuß sah man hin und wieder große Höhlungen auf der obern, flachen Seite. Sie dienen dazu den Reis, wenn er reif ist, durch Ausklopfen zu enthülsen.

Eine sehr schwankende, gebrechliche Brücke führte über den Fluß, welche wir am anderen Tage passirten. Der Weg von dort aus war wegen der steilen Thalwand, die mit großen Felsblöcken bedeckt und mit Erlen, Rasen und Weinreben bewachsen war, sehr beschwerlich. Es ging immer steil bergan bis zur Paßhöhe des Kedarakhal, welcher hoch über der Baumgrenze lag. Oft konnte man auf den durch Regen eingeweichten schwarzen, lehmigen Abhängen nur auf Händen und Füßen sich fortbewegen. Meine Messung ergab für den Gipfel des Passes eine senkrechte Erhebung von 10,580′.

Auf dem jenseitigen Abhange begann die Vegetation mit Rhododendron (Rh. campanulatum); dann folgte ein dichter Wald von Ahorn mit Unterholz von Rhamnusbüschen, und einer Art Birnbaum (Poppemull) mit sehr großen, herzförmigen, in der Mitte zusammengefalteten Blättern, was dem Baume ein höchst seltsames Ansehn giebt. Eine Art Bambus reicht bis an die Baumgrenze hinauf. Abwechselnd kamen wir mitten im Walde auch durch einzelne Plänen, die ganz mit hohen Kräutern bewachsen waren; Sauerampfer, Knöterich, Taubnessel und Doldengewächse waren die vorherrschenden Pflanzen, aber von so üppigem Wuchse, daß man kaum mit dem Kopfe darüber hinaussah. Diese Felder waren öfter über eine halbe Stunde lang. Weiter unten begannen unermeßliche Erdbeerfelder, und zuletzt mußte ein dichter Wald von Bambusrohr passirt werden, ehe die Kulturfelder des kleinen Dorfes Gewali, mit Tabak, Gurken und verschiedenen Hirsearten bestellt, sich zeigten.

Das tiefe Thal des Bhaleganga wurde am 25. Juni überschritten, hinter ihm ein waldiger Paß, dessen Namen wir nicht erfahren konnten.

Es giebt hier viel Bären und anderes Wild. Wir sahen einen

Mann ohne Nase, der von der schwarzen, hier lebenden Bärenart so verstümmelt war. Einige Moschusthierfallen waren dicht am Wege angelegt. Sie bestehn nur aus einem niedergebogenen jungen Baume, dessen Spitze zwischen zwei Stückchen Holz am Boden so festgekeilt wird, daß er bei der leisesten Berührung in die Höhe schnellt. Eine starke Schlinge ist daran befestigt, und alles wohl mit Laub verdeckt. An beiden Seiten werden Hecken dicht in einandergeflochten, welche nur einen schmalen Weg freilassen. So wie ein Moschusthier beim Vorübergehen die Keile berührt, schnellt der Baum mit der Schlinge in die Höhe. Auch Monolfasane und selbst Leoparden sollen sich darin fangen. Diese letzteren, von denen das Land voll ist, obwohl man höchst selten mehr als ihre Spuren sieht, haben wunderliche Eigenheiten. Sie scheinen die durch Menschen betretenen Wege zu lieben, und durchfurchen die Rinde der daran stehenden Bäume, besonders des Rhododendron arboreum, mit ihren Krallen nach allen Richtungen. Man sieht gewöhnlich fünf Striche neben einander gezogen, von denen die in der Mitte immer etwas höher anfangen als die übrigen, was nicht der Fall sein würde, rührte die Spur von einem Bären her. Sie scheinen vorzugsweise Bäume mit weicher Rinde sich auszusuchen; denn jeder einigermaßen dicke Stamm des Baumrhododendrons war mit diesen Furchen an allen Seiten bedeckt.

Nach einem angestrengten Marsche von sieben Stunden, bei welchem wir auf einem wiesenähnlichen Plateau, an zwei kleinen Seen, Mussarnag und Mussarinagin, vorbeikamen, gelangten wir zum Flußbette des zweiten Bhaleganga, die letzte Strecke meist rutschend, und gleitend; denn die Bambusstöcke und das Laub der Bhanscheiche machten den lemigen Weg fast ungangbar. Man mußte sich von einem Bambusstock zum andern mit den Händen forthelfen. Der Bhaleganga, welcher sich mit dem Strome gleichen Namens bei dem großen Dorfe Kathur vereinigt, ist nur zehn bis zwölf Schritte breit, aber furchtbar reißend und so tief eingeschnitten, daß das Thal fast dunkel erschien unter dem prächtigen Laubschmuck des umgebenden Waldes von Ahorn, Eschen, Weißbuchen und Wallnußbäumen. Unter den Eichenarten zeichnet sich die Morueiche durch ihre dicken, kugelrunden Früchte, von der Größe eines kleinen Apfels, aus, die

grau oder braunroth von Farbe sind, und auf einem sehr flachen Näpfchen sitzen, welches nicht mit der Eichel abfällt.

Unterhalb des Dorfes Pinnari (es wurde auch Pinsari oder Pinnauer genannt, je nachdem man verschiedene Leute fragte) fanden wir im Schatten schöner Wallnußbäume unsern Lagerplatz. Die Bäume hingen voll reifer Nüsse, die aber so hart und so schwer aus der Schale zu bringen sind, daß man sie wenig achtet. Sie sind kugelrund und springen beim Zerschlagen in vier Stücke. Es soll jedoch noch eine Art mit dünnschaligen Früchten geben, die kultivirt wird.

Der Menschenschlag ist hier wie in Gewali, groß und stark; die Männer mit starken schwarzen Bärten, in weiten Röcken und Hosen von brauner Wolle; Weiber ließen sich nicht sehen. Die Häuser des Dorfes, welche weiter am Berge hinauf lagen, waren reinlich und nett aus Stein gebaut, mit hölzernen Treppen auswendig und einer gepflasterten Tenne vor dem Eingange. Rothe Amaranthfelder umgeben das Dörfchen.

Wir überstiegen von hier aus zunächst einen Paß von 10,500′ Höhe und traten in das Pelangthal, ein tiefes Nebenthal des Pillgaonthales, ein. Der Weg ging im dichten Walde fort, in welchem mir ein gewaltiger Haselnußbaum, von der Dicke einer Eiche, merkwürdig erschien. Bald erreichten wir den reißenden Pillgaonfluß selbst, wo man eben mit dem Bau einer Brücke fertig geworden war, einer solchen nämlich, wie sie hier im Gebirge gebräuchlich sind. Ueber die reißendste Stelle des Flusses waren drei Baumstämme gelegt, ein Geländer fehlte, und dabei schwankten die langen Bäume in der Mitte auf eine höchst unangenehme Weise.

Am 28. Juni erblickten wir zuerst von einer hohen Bergkante jenseit des 10,700′ hohen Passes Kus das Gangesthal mit den Dörfern Reithal, darunter Malle und Bithari, südwestlich Siutschi, Gersolli und noch einige andere auf einem großen Abhange am rechten Ufer des Ganges gelegen, der ganz baumlos erschien. Desto dichter und schöner war der Wald, den wir beim Herabsteigen durchzogen. Hier begann das Nadelholz vorzuherrschen, und es zeigten sich Bäume von unglaublicher Stärke und Höhe darunter; eine Mo-

rindatanne (Abies Pindrow), die sechs Fuß im Durchmesser und wohl 200′ Höhe hatte, ein Taxusbaum hatte 5 Fuß in der Dicke. Tiefer unten fängt die Roitanne (Picea Morinda) an, die ebenfalls einen ungeheuren Umfang erreicht. Selbst die Spiraen und ein Xylosteum, welche zwischen dem Laubwalde vorkommen, werden hier baumartig. Die Roitanne ist unserer Rothtanne sehr ähnlich; sie hat sehr dünne und spitze, einen halben Zoll lange Nadeln, und ihre Aeste stehen in einem rechten Winkel vom Stamme ab, während die der Morinda herabhängen. Die letztere hat zweizeilige Nadeln von zwei Zoll Länge, oberhalb glänzend dunkelgrün.

Der Wald wurde lichter; bald begann wieder die Region des Bambusrohres, und das Rauschen des Wassers kündigte die Nähe des heiligen Stromes an, obwohl wir uns noch einige tausend Fuß über ihm befanden und ihn noch nicht sehen konnten. Die letzte steile Strecke bis zu seinem Ufer war mit hartem, langen Grase bewachsen, auf dem man beständig ausglitt und in Gefahr war, unaufhaltsam am schroffen Abhang hinunter zu gleiten. Im Flußthal des Bhagirathi, wie der Ganges hier genannt wird, war eine durchaus verschiedene Vegetation. Alle schroffen Klippen sind von Weinreben umschlungen; dichtes Gebüsch von Aurantiaceen, Berberitzen, Cissus und Himbeeren mit grauen, wohlschmeckenden Früchten steht dazwischen.

Ein einfaches Seil von dünnen Bambusstreifen geflochten und quer über den etwa 50 Schritt breiten Strom gespannt, dient als Brücke. Auf diesem Seile ruht ein krummes Holz, an dessen Enden man mittelst eines Stricks um die Mitte des Leibes festgebunden wird. Nun bekommt man ein Zeichen, sich mit Händen und Füßen an dem Seile hinüberzuwinden, was im Anfang ziemlich rasch geht, weil man bergab fährt, am jenseitigen Ufer aber um so schwieriger wird, so daß man alle Kräfte aufbieten muß, um das Ende des Seils und das feste Land zu erreichen. Es dauerte fünf Stunden, bis auf diesem Wege alle unsere Effekten hinübergeschafft waren. Unsere Zelte wurden am jenseitigen Ufer, welches weder sehr hoch noch steil ist, aufgeschlagen, und wir hatten trotz der bedeutenden Wärme doch eine ziemlich ungestörte Nachtruhe, da die Stechfliegen (Cerato-

pogon) in weit geringerer Anzahl vorhanden waren, als auf den früheren Stationen, wo man ihretwegen kein Auge schließen konnte.

Die Flußufer des Bhagirathi bestanden hier aus einer weißen Mischung von Feldspath und Quarz mit schwarzem Glimmer durchzogen; an der Stelle, wo das Seil hinübergezogen ist, treten 2 große Felsblöcke in den Fluß hinein und verengen das Bett desselben. Das Wasser braust und brandet dagegen wie die Wellen am Meeresufer. Eine seltsame Färbung des Flußwassers war mir hier besonders auffallend. Es erscheint nämlich opalisirend, vielleicht von den feingeschlämmten Glimmerblättchen, die darin schweben.

Eine neue Schaar Kulies war hier angeworben, die sich diesmal sehr willig zeigten, weil ihnen ein Tikedar gestattet war, d. h. ein Mann, der sie beaufsichtigt, führt und in ihren Rechten unterstützt; dennoch dauerte es am folgenden Morgen (den 29. Juni) sehr lange, ehe wir uns in Gang setzten. Der Weg war steil, aber nach Möglichkeit gut angelegt. Den meisten Aufenthalt veranlaßten verschiedene kleine Flüsse und Bächlein, deren ersten wir bei dem Dorfe Bithari unterhalb Reithal passirten, weil wir ihretwegen von den hohen Felsen auf treppenartigen Pfaden oft 1000′ tief hinabklettern und eben so hoch wieder hinaufsteigen mußten, noch dazu in der brennendsten Sonnenhitze. Lämmergeier und schwarze Krähen umkreis'ten uns; sonst gab es weder an Pflanzen noch an Thieren viel zu sehen. Dürre, verkümmerte Kiefern (Pinus longifolia), einzeln stehend, ohne Schatten, dienten nur dazu, den Weg durch ihre abgefallenen Nadeln glatt und schlüpfrig zu machen; einzelne kleine Primeln, der weiße Cyperus, einige Farren und dürres, langes Gras war die Flora der mit Erde bedeckten Abhänge.

Die Felsen zu beiden Seiten des Ganges fallen schroff ab; man sieht nur wenig Dörfer in seiner Nähe, weil die meisten höher hinauf liegen. An einzelnen Stellen zeigte sich die Schichtung des Gesteins an dem gegenüber liegenden Ufer in gerade entgegengesetzter Richtung als am diesseitigen; auch die Farbe war verschieden, hier schwarz und dort weiß.

Nach fast fünfstündigem Marsche erreichten wir unsern Rastort an dem Flüßchen Godh-Gadh. Oberhalb lag das Dorf Tiarri,

welches Hodgson Tewarri nennt. Der Fluß Uar (bei Hodgson unrichtig Saar genannt) strömt von dort herab dem Ganges zu, und ein kleiner See, Brnal oder Nagh geheißen, liegt zwei Stunden von dem Orte entfernt.

Der Weg am Gangesufer hin blieb sich auch am folgenden Tage (den 30. Juni) ziemlich gleich; Abhänge, mit Rhododendron und Tschilkiefern (Pinus longifolia), Bambus und Indigoferen bewachsen, wechselten mit steilen, tief eingeschnittenen Flußthälern. Unten am Ganges selbst waren die Felsen mit einer kletternden Feigenart bekleidet; das Flußbett lag voll fortgerissener Tannenstämme.

Weiter hinauf kündigte uns ein dumpfes Brausen in der Ferne die Wasserfälle des Ganges an. Mit Mühe kletterten wir über das Geröll zum Strome herab, um sie in der Nähe zu sehn. Es sind mehrere hintereinander. Der erste stürzt in einer Breite von 80′ etwa 16′ tief herab, an der linken Seite weniger steil; aber der Wassersturz prallt dort gegen einen unter dem Wasserspiegel liegenden Felsen und hebt sich als eine breite Wassersäule hoch in die Luft. Der zweite Fall ist etwas tiefer, der dritte am tiefsten, wohl 30′. Alles ist in Dunst und den feinzertheilten Regen der herabstürzenden, donnernden Wassermasse gehüllt, und der Boden zittert. Mehrere Stromschnellen und Fälle von geringerer Höhe lagen höher hinauf, wo der Strom, von den Felsen auf eine Breite von 20′ zusammengedrängt, sich mit furchtbarer Gewalt einen Weg bahnt. Die Musik des tobenden und rauschenden Flusses, welche uns von hier an beständig begleitete, hatte den Einfluß, daß man nur in lautschreiendem Tone mit einander reden konnte; in der Nacht ließ mich trotz der Müdigkeit sein Donnern und Brausen, in unserem gewöhnlich dicht am Fluß aufgeschlagenen Zelte, oft nicht zum Schlafen kommen.

Nahe vor dem nächsten Lagerplatze führte uns eine Brücke aus über den Strom gelegten Baumstämmen an das linke Ufer hinüber, wo wir in einer kleinen Ebene ein halb zerstörtes Bangalo fanden.

Hohe Granitwände und Geröllbänke, die der Fluß durchbrochen hat, machten uns bei der Fortsetzung unsers Weges am 1. Juli viel zu schaffen. An einer Stelle, wo wir das Flußbett selbst erreichten, sahen wir eine steile Felswand von 1000′ Höhe, welche durch die

darüber herabfließenden, kalkhaltigen Quellen in ihrer ganzen Ausdehnung bis unten hin mit gelbweißem Kalksinter überzogen war. Herabgestürzte Blöcke von Tuff über 2′ dick, lagen im Flußsande; das Wasser der Quellen, welches in viele Kaskaden zertheilt, herabkommt, schmeckte herbe und schwach nach Kohlensäure.

Eine Zeitlang zog sich der frischreparirte Weg dicht am Flusse hin; er war so locker, daß er an einzelnen Stellen unter uns einstürzte, und führte zu einer Balkenbrücke über den 60 Schritt breiten Fluß, die sehr morsch und wie immer ohne Geländer war, mir indessen angenehmer als das einfache Seil erschien; denn man gewöhnt sich an das Schwanken der langen Bäume und den Anblick des tiefen Abgrundes zu den Füßen leichter, als an die verzweifelte Lage, in welche man bei dem Hinüberrutschen über eine Seilbrücke eingezwängt wird.

Dicht hinter der Vereinigung des Goldsand führenden Lunegadhflusses mit dem Bhagirathi, hat man Schutthaufen eines ungeheuren Felseneinsturzes zu passiren, welcher vor acht Jahren stattgefunden hat. Große, 10—20′ dicke Blöcke sind bis zu 300′ über dem Flußbette aufgethürmt. Der Weg hinüber ist ein schweres Stück Arbeit; man hat fast senkrechte Wände zu erklettern, und an manchen Stellen, wo der glatte Fels keinen Halt bietet, sind lange, schmale Dielen von Cedernholz, mit ihren Enden auf Pfähle gestützt, an der Seite desselben entlang gelegt. Ein Wäldchen aus Weiden, Pappeln, Maulbeerbäumen, Ulmen und einzelnen Roitannen, hin und wieder durch kletternde Weinranken geschmückt, begleitete uns bis zu dem Abhange hin, an welchem das Dorf Sukhi liegt. Weiter hinauf brannte die Sonne sehr; nur hin und wieder gaben schön gruppirte Wallnuß- und Aprikosenbäume Schatten, ehe wir die mit Amaranth und Waizen bestellten Felder erreichten.

Das Dorf war wie ausgestorben; wir sahen nur einzelne Männer, welche mit Strickkörbchen am Arme Wolle spannen, und häßliche Weiber mit dickem Turban in schmutzig braunen Wolljacken und Hosen. Der Lagerplatz war in der Mitte des Dorfes, welches aus etwa dreißig wohlgebauten hölzernen Häusern besteht. Manche derselben hatten zwei bis drei niedrige Stockwerke; die Fenster sind nur kleine Löcher,

und die Dächer bestehen, wie im Wallis, aus derben Planken. Das Baumaterial liefern meistens die vom Fluß herabgeschwemmten Deodarcedern. Ein Baum mit eingehauenen Stufen führt zum ersten Stockwerk, wo man durch eine Thür, gerade hoch genug, um gebückt hindurch zu kriechen, in das Hauptgemach gelangt. Dunkle Schlafzimmer und Vorrathskammern sind daneben.

Jenseit des netten Dörfchens Dschalla unterhalb Purali begann der erste Wald von Deodarcedern (Cedrus Deodara). Er war zum Theil niedergebrannt, doch fanden sich noch viele herrliche Bäume. Es ist das schönste Nadelholz, was man sehen kann, mächtige, kerzengrade Stämme oft von 100′ Höhe und einzelne bis zu 40′ Umfang. Die Aeste stehen in regelmäßigen Absätzen und breiten sich dachförmig aus. Sie sind mit aufrechtstehenden Zapfen besetzt. Ihre Nadeln, welche den Boden dicht bedecken, ersticken alle Vegetation.

Der breite Seanegadh (Sian) und der größte aller Nebenflüsse, der Gumti, endlich der Hersile (Hursil) wurden auf schwankenden Cederbrücken überschritten; hinter diesem letztern auch der Ganges selbst. Hier hörte der Cedernwald auf und wurde durch die Roitannen ersetzt.

Der Wald wurde lichter und bald zeigte sich das Dorf Dherali, fast zu gleicher Zeit mit dem gegenüberliegenden Mukba an der schroffen Thalwand. Nach vierstündigem Marsche erreichten wir das erstere. Ein Thurm, aus sechs Stockwerken bestehend, diente als Festung, wie man sagt, gegen die Schafräuberhorden für das Dorf, welches aus netten Schweizerhäuschen besteht. Oberhalb desselben mußte ein hoher Bergkamm von Granit überstiegen werden; dann begann der Cederwald wieder. Selbst an den schroff aufgethürmten, maueråhnlichen Uferwänden des Flusses wurzelten hie und da einzelne Cedern.

Ein Sangho führt von hier auf den Nilungweg über den Bhagirathi, etwa 70′ hoch über dem Wasser schwebend. Man nennt hier auch die Holzbrücke so, deren wir vier Stunden weiter wieder eine andere über den Bhairogathi, den rechten Zufluß des Djanevi (Djahnavi) zu überschreiten hatten. Ein Baum mit eingehauenen Stufen führt hinab zu einigen platten Felsblöcken am Uferrande des tosenden Flusses, der kaum zwanzig Fuß breit zwischen den

schroffen Felsen sich hindurchdrängt; zwei andere Bäume, durch darübergelegte unbehauene Holzstücke verbunden, bilden eine sehr holprige Brücke, die sich noch dazu schief nach der einen Seite gesenkt hat. Durch die Lücken derselben sieht man 60′ tief den Strom unter sich. Dicht neben der Brücke liegt an der Felswand ein ovaler Stein, etwa 1′ lang und roth angemalt. Das ist der Leib des Gottes, der als Bhairam verehrt wird.

Unser Lagerplatz, wenn gleich etwas unbequem gelegen, gewährte eine prachtvolle Aussicht in das wilde, zerrissene, von zertrümmerten Felsen bedeckte Thal und den Zusammenfluß des Bhagirathi und Djanevi. Die beiden Flüsse vereinigen sich gerade zu unsern Füßen; einer scheint den andern mit seinen wilden Wellen hinwegdrängen zu wollen. Es war eine schauerlich wilde Gegend. Ihr entsprach der Weg, der über die Brücke hinaus im Zickzack bald auf schwindelerregenden Treppen, bald auf Brettern, die über die Klüfte und Abgründe gelegt waren, uns zur Höhe hinaufführte. Wir kreuzten den Fuß des Dekani Pik, welcher wieder den schönsten Cederwald trug. Hier liegt das Heiligthum des Bhairam, der als Gott des Flusses verehrt wird, von aufgerichteten Steinhaufen und Fahnen oder vielmehr Lappen, die an Stöcke gebunden, aufgestellt werden, umgeben. Auch unser alter, vom Rajah mitgegebener Simundur, ließ die Gelegenheit nicht ungenutzt, seine Frömmigkeit durch Aufstellung einer Fahne an den Tag zu legen.

Hin und wieder war ein starker Moschusgeruch bemerkbar, die Fährte der Moschusthiere bezeichnend. Sie sollen hier in Menge sein; denn das Moschusthier ist ein Waldthier, welches die Klippen und Felsen liebt. Der Cederwald ist recht eigentlich seine Heimath. Auch frische Spuren von Bären zeigten sich häufig; diese scheinen ziemlich friedliche Thiere zu sein, die vorzüglich von den Schoten der Leguminosen und im Herbste von Baumfrüchten leben. Auch die Heuschrecken, welche auf die Schneefelder niederfallen, suchen sie begierig auf.

Von Vögeln war außer einer Art Rebhuhn und dem Monalfasane wenig zu sehen. Der letztere ist ein prachtvoller Vogel von der Größe eines kleinen Truthahns mit dunkelblau und grün metallisch

glänzendem Gefieder. Man hört nicht selten sein gackerndes Geschrei, wenn er auffliegt, und sieht den blendenden Glanz seiner Federn durch die Zweige der Cedern hindurchscheinen.

Jeder Ort, jeder offene Platz, jeder Steg hat hier seinen Namen, der im Munde der Pilger lebt. Man zeigte uns einen wüsten Trümmerhaufen an einer Stelle, wo früher ein Dorf gelegen haben soll. Ein Bergsturz hat es verschüttet und spurlos vertilgt.

Mehrere kleine Flüsse strömen vom linken Ufer in den Ganges, der Siurigadh, der Mianigadh und der Buddigaddi, ehe man den letzten und größesten vor Gangotri, den Kedarganga, erreicht. Der Bhagirathi selbst wird immer mehr in die Felsen eingeengt; vorher wohl noch 80′ breit, mußte er sich hier hin und wieder durch ein schroff eingeschnittenes Flußbett von 12′ Breite hindurchwinden. An einer Stelle war er durch Felsblöcke überbrückt, dicht neben einer hohen Schneewand, die nie fortschmilzt. Zuweilen ist er unter den Schneebetten versteckt. Nahe vor Gangotri wird er wieder breiter, strömt aber dessen ungeachtet mit einer furchtbaren Heftigkeit, und wälzt beständig mit dumpfem Donner große Steine und Felsblöcke in seinem Bette fort.

Wir hatten fast sein Niveau erreicht, als wir den niedrigen Tempel von G a n g o t r i vor uns sahen. Die wilden, tiefen Felsenkessel lagen hinter uns; allerdings waren auch hier die das Thal begrenzenden Felswände noch steil und hoch genug und mit spitzen Zacken und Kronen versehen, allein doch zum großen Theil mit Birken und Cedern bewachsen; und die Hauptsache, der erhaben schöne Hintergrund der weißen Schneespitzen fehlte, weil ihn die Thalwände verdeckten.

Es stellt bei weitem nicht das furchtbare Bild der Verwüstung vor die Augen, wie die unendlichen Massen der mannigfaltig geformten Schneepiks, die wir auf dem Wege gesehen hatten, und die alle erschienen, als wären sie erst eben aus der bildenden Hand einer ungeheuren, vulkanischen Kraft hervorgegangen. Diese schroffen Eisnadeln oder runden Kegelformen, diese dünngeschliffenen, überhängenden Krystallwände mit messerscharfen Kanten auf breiten Unterlagen ruhend, die Burgen und Festen mit tausend Zinnen, die wir tiefer

unten, wo die höheren Bäume aufhören und das Rhododendron beginnt, jenseit des Flusses so nahe und klar vor uns hatten, daß die Grenze des ewigen Schnees wie eine weiße Decke erschien, die in vielen Zipfeln und Ausläufern sich in die Waldregion hineinzog; der dunkele Cederwald, welcher Alles umhüllte, was nicht dürre Klippe ist, von breiten kahlen Streifen durchzogen, welche wie eine Riesenspur bis zum Fluß hinabgehn, den Alles zerstörenden und zertrümmernden Sturz einer Lawine andeutend; der brausende Strom in der Tiefe mit seinen zahlreichen Stromschnellen und schäumenden Wasserfällen: Alles dieses fehlte hier. Genug man mußte sich eingestehen, daß man von Gangotri mehr erwartet hatte, als zwei halbzerfallene Bretterhäuschen, ein Tempelchen und ein paar vom Sturm zerzaus'te alte Cedern zu sehen. Von Aussicht war nicht die Rede.

Der Tempel, ein steinernes Häuschen ohne allen äußeren Schmuck, hat kaum vierzig Schritt im Umfange mit seiner ganzen Ummauerung. Fakire hocken rund umher unter den vielen überhangenden Klippen. Einige dicke Cedern, Pappeln und Birken stehen nahe am Tempel. Um in das Innere desselben eingelassen zu werden, muß man im Flusse baden. Das Wasser des Ganges hat hier nur 3, 2° Wärme und war mir zu kühl, um diese Ceremonie des Untertauchens mitzumachen, auch soll im Tempel außer einem kleinen silbernen Bilde der Ganga und einigen rohen Steinbildern nichts zu sehen sein. Der Schiva, der Bhairam und die Ganga sind die Götter, denen das Heiligthum geweiht ist; Ganes wird nur nebenbei verehrt.

Es ist für die Priester ein einträgliches Geschäft hier den Dienst am Tempel zu verwalten; gegenwärtig stand ihm der nämliche alte Priester vor, welcher seit Dherali uns begleitet, da der Rajah diesen Dienst seiner Familie zum Geschenk gemacht hat.

Am 6. Juli stiegen wir wieder bergab von schönem heitern Wetter begünstigt. Diesem hatten wir es zu danken, daß wir im Nord-Ost die himmelhohen Eiszacken des Rudruh himaleh, den man hier auch Sitpurikanta nennt, und weiter gen Süden, als der erste bei Weitem höhere unsern Augen entschwunden war, den glatten, scharfkantigen Udagrikanta erblickten. Dieser muß der Ironsidepeak Hodgsons sein; er erhebt sich als ein einziger glatter,

schroffer Eiskamm in die Luft. Weiter gegen Südwest zeigte sich durch die Schlucht am Mianikanta ein glatter, abgerundeter, wunderschön klarer Schneepik an allen Seiten mit Gletscherwällen bedeckt. Leider verschwand er bald wieder hinter andern näher liegenden Höhen. Einen durchaus isolirten, kastellartigen Bergkegel nahe am Dekanipik nannte man uns als den Bhairam jump.

Der Weg ging wieder über die gefährliche Brücke von Bhairamgath. Wir warfen von einer hohen Klippe noch einen Blick auf den Djaneviganga (Jahni auch Jahdi genannt) und seinem brausenden Nachbar an ihrem Zusammenflusse, um auf längere Zeit dem Donnern und Brausen der wilden Bergwasser Lebewohl zu sagen.

Nach anderthalb Stunden waren wir an dem Abhange, über den die Nilungbrücke gelegt ist; der Strom ist hier etwa 30 Schritt breit und zwischen senkrechten Ufern eingeengt; die Brücke, aus drei sehr dünnen Balken angelegt, führt in einer Höhe von 70′ über den Wasserspiegel hinüber. Auf der andern Seite windet sich der Weg steil in die Höhe, und man gelangt bald zu einem hölzernen Thore, welches den Pilgern, die von Dschalla und Mukba kommen, andeutet, daß dieses der Weg nach Gangotri sei. Der nördlich ziehende Weg führt nach Tübet.

Auf einer Strecke, wo wir aus dem Cedernwalde ins Freie kamen, hatten wir wieder eine prächtige Aussicht auf die Piks des hohen Himalayah nach allen Seiten, den Udagrikanta, den Rudruhimaleh, und einen vielleicht mit dem Moira identischen Bergkegel, dann in der Richtung von Dherali über die Uferhöhen hinweg den Tschurikanta*). Der letztere ist nicht sehr spitz, sondern sieht dickbäuchig aus, sein Gipfel wie eine Schlafmütze.

Bis in die Nähe von Mukba blieb das Gestein reiner Granit, dort erst erschien wieder schiefriges Gestein, meist sehr verwittert. Kleine Bäche, deren klares Wasser in schönen Kaskaden vom Felsenkamme herunterstürzte, lieferte zum ersten Male wieder ein langentbehrtes, reines Trinkwasser; denn das Wasser des Bhagirathi war

*) Nicht Srikanta, wie auf Berghaus' Karte steht.

gar nicht zu genießen, und das des Jahdi war zwar ein wenig besser, aber sehr schwer zu bekommen.

Im Dorfe selbst auf einer sonnigen, mit Steinen gepflasterten Terrasse waren die Zelte aufgeschlagen. Solche Plätze, die als Dreschtenne dienen, finden sich gewöhnlich in der Mitte der Dörfer und haben das Ansehen von Marktplätzen. Man nennt sie Djoka oder Patang. Des Abends versammeln sich dort die Einwohner, es werden Tänze aufgeführt und gesungen.

Eine Menge hübscher, kleiner Kinder von sanfter Physionomie spielten vor den Häusern; die Frauen sahen dagegen in ihren dicken Turbanen und plumpen, steifen Wolljacken abscheulich häßlich aus. Die Männer mit stattlichen Bärten und hochgewachsen haben ein kriegerisches Ansehn; ihre Mützen mit steifen Spitzen gleichen einem mazedonischen Helme, und der unbiegsame dicke Wollstoff ihrer Kleidung einer Rüstung.

Es sind hier viele solche Häuser, welche Hodgson fünfstöckig nennt; man könnte ihnen eben so gut zehn oder zwölf Stockwerk zuschreiben; denn sie sind von einer bedeutenden Anzahl querübereinandergelegter Balken gebaut, deren Zwischenräume mit Steinen ausgemauert sind. Zwischen je zwei Querbalken befindet sich eine schmale Spalte, als einziger Zugang für das Licht. Die beiden oberen Stockwerke sind diejenigen, welche die Wohnzimmer enthalten; hier sieht man zuweilen ein paar Fensterchen, wie an einem Taubenhause. Auch ist wohl die dem Eingange gegenüberliegende Seite mit Balkons geschmückt. Bei manchem dieser Thurmhäuschen läuft eine Gallerie rund umher dicht unter dem Dache, welches ziemlich flach aus glatten Brettern zusammengesetzt ist, über deren Fugen dreikantige Leisten liegen, damit der Regen nicht eindringen kann. Da keine Träger und Ständer beim Bau angewendet werden, so hat man bei hohen Häusern der größern Festigkeit wegen im obern Theil hölzerne Klammern angelegt, die über drei bis vier Querbalken fortlaufen und sie zusammenhalten. Schornsteine sah ich nirgend. Das Erdgeschoß, gewöhnlich von dem breitern, ersten Stockwerk überbaut, enthält die Viehställe und den Bienenstand. Dieser nimmt die eine Seite des Hauses ein, an welcher die Fenster zugemauert sind bis auf die Flug-

löcher für die Bienen, welche sich am untern Rande derselben befinden. Sonst ist Alles mit Kuhmist zugeschmiert. Der Eingang zu demselben ist an der entgegengesetzten Seite, und es hielt sehr schwer, ehe mir der Eintritt gestattet wurde, da man fürchtete, ich möchte den Honig in Beschlag nehmen. Ich fand eine 3′ hohe, völlig finstere Kammer, in welcher auf einer hölzernen Unterlage die Bienenkörbe, aus vier Brettern zusammengesetzte Röhren, ruhen, vorn mit den Fluglöchern verbunden, nach dem dunkeln Raume zu offen. Will man den Honig ausnehmen, was im Juli oder August geschieht, so wird Kuhmist im dunkeln Kämmerchen angezündet, dessen Rauch die Bienen aus den Fluglöchern hinaustreibt; sie kehren indessen bald zurück und bauen von Neuem.

Neben den Wohnhäusern stehen ganz kleine viereckige, hölzerne Häuschen, kaum 6′ lang und eben so hoch, mit drei Pfählen vor dem Eingange. Diese dienen als Vorrathskammern, ihre Thüren werden mit einem großen sichelförmigen Stück Eisen, das anstatt eines Schlüssels dient, geöffnet und verschlossen.

Die Kultur des Bodens war die in der ganzen Gegend am oberen Gangeslauf gewöhnliche. Von dem Cederwalde wird ein Stück niedergebrannt, und so auf die einfachste Weise in urbaren Boden verwandelt. Die mächtigen Baumstämme widerstehen freilich vermöge ihrer Dicke der gänzlichen Vernichtung durch das Feuer, und der Landmann giebt sich auch keine weitere Mühe sie wegzuräumen, sondern säet an ihre Wurzeln eine Art rothen Fuchsschwanz, dessen Blätter als Gemüse (Lal Sag) und dessen Samen als Mehl zum Brote (Martsche) dienen. Die Kornerndte (Gerste oder Waizen) ist hier oben erst im Beginn, und man kann keine zweite mehr machen, oder doch nur in ganz ausgezeichnetem Boden. Reis kommt nicht mehr fort, dagegen werden drei verschiedene Arten Hirse (Kaoni und Kodhe) gebaut.

Als Fruchtbäume werden viel Aprikosenbäume angepflanzt, und in der Regel liegen die Dörfer in der Mitte eines Aprikosenwäldchens; doch ist das nicht der bei uns cultivirte, sondern der wilde Aprikosenbaum, welcher gerade das umgekehrte Verhältniß seines Wuchses zu der Größe seiner Früchte zeigt. Die Bäume sind hoch und stark wie

Apfelbäume, zuweilen 3′ dick, die Früchte dagegen sind, obwohl sehr zahlreich, nicht größer als Kirschen. Es giebt auch eine zweite Art, die weiter unten bei Reithal wächst; diese trägt Früchte von der Größe einer kleinen Pflaume, welche eine ganz glatte Haut haben. Der Pfirsichbaum wächst ebenfalls hier überall wild und trägt ähnliche Früchte, klein, aber von angenehmen, säuerlichem Geschmack.

Es wurden hier in Mukba alle Vorbereitungen getroffen zur Fortsetzung unserer Reise über den nächsten Grenzpaß, den Nilung, nach Tübet. Provision von Mehl und Reis und Lastschafe zum Transport derselben sind eingehandelt, und die hinreichende Zahl von Kulies in Accord genommen. Es heißt freilich, der Hauptmandarin des Bezirks, den wir zunächst berühren werden, habe Befehl ertheilt, die Brücken in der Umgegend der ersten Dörfer abzubrechen; allein solchen Gerüchten schenken wir keinen Glauben. Bis jetzt hat man uns überall gern aufgenommen, diejenigen Dörfer vielleicht abgerechnet, wo der geringen Einwohnerzahl wegen die Beitreibung der Kulies zur Erndtezeit sehr drückend war; sonst waren die Leute überall erfreut, etwas zu verdienen und dabei ihre Neugierde zu befriedigen, indem sie so fremdartige, nie gesehene Gestalten unterwegs recht mit Muße betrachten konnten.

Zehnter Brief.

Verzögerung der Abreise. — Unmöglichkeit nach Tübet zu kommen. — Abreise. — Das Hersilethal. — Die Birken. — Gebrauch ihrer Rinde. — Fulal Daru. — Wilde Schafe. — Das Thal des Gumti. — Schneebetten. — Schlechter Lagerplatz. — Die Quelle des Gumti. — Schneefelder. — Die Bergkrankheit. — Der Lama Kagapaß. — Gefährlicher Weg vom Passe. — Do Sumda. — Gletscher am Baspaflusse. — Das Baspathal. — Die Geröllwände und Steinschurren. — Das Dorf Tschetkul. — Bauart der Häuser. — Tracht der Einwohner. — Ackerbau. — Abreise. — Ragsam. — Schöner Wald. — Sangla. — Der Mukdiar und sein Sohn. — Die Gebetcylinder. — Der Harangpaß. — Mebbar. — Die Urnen. — Gewinnung des Cederöls. — Die Trögerinnen. — Das Sutledschthal. — Rogi. — Barang. — Lavinenschütte. — Die Neozakiefer. — Puari. — Lamatempel. — Gesang der Lama's. — Seilbrücke. — Kongi. — Tempel. — Der Tschopal. — Koti. — Seltsamer Fischteich. — Große Ceder. — Die Dakstraße. — Weintraubenhandel nach Simlah. — Die Mühlen. — Der Bangalo. — Tempel und Tschopal.

Tschini, den 28. Juli 1845.

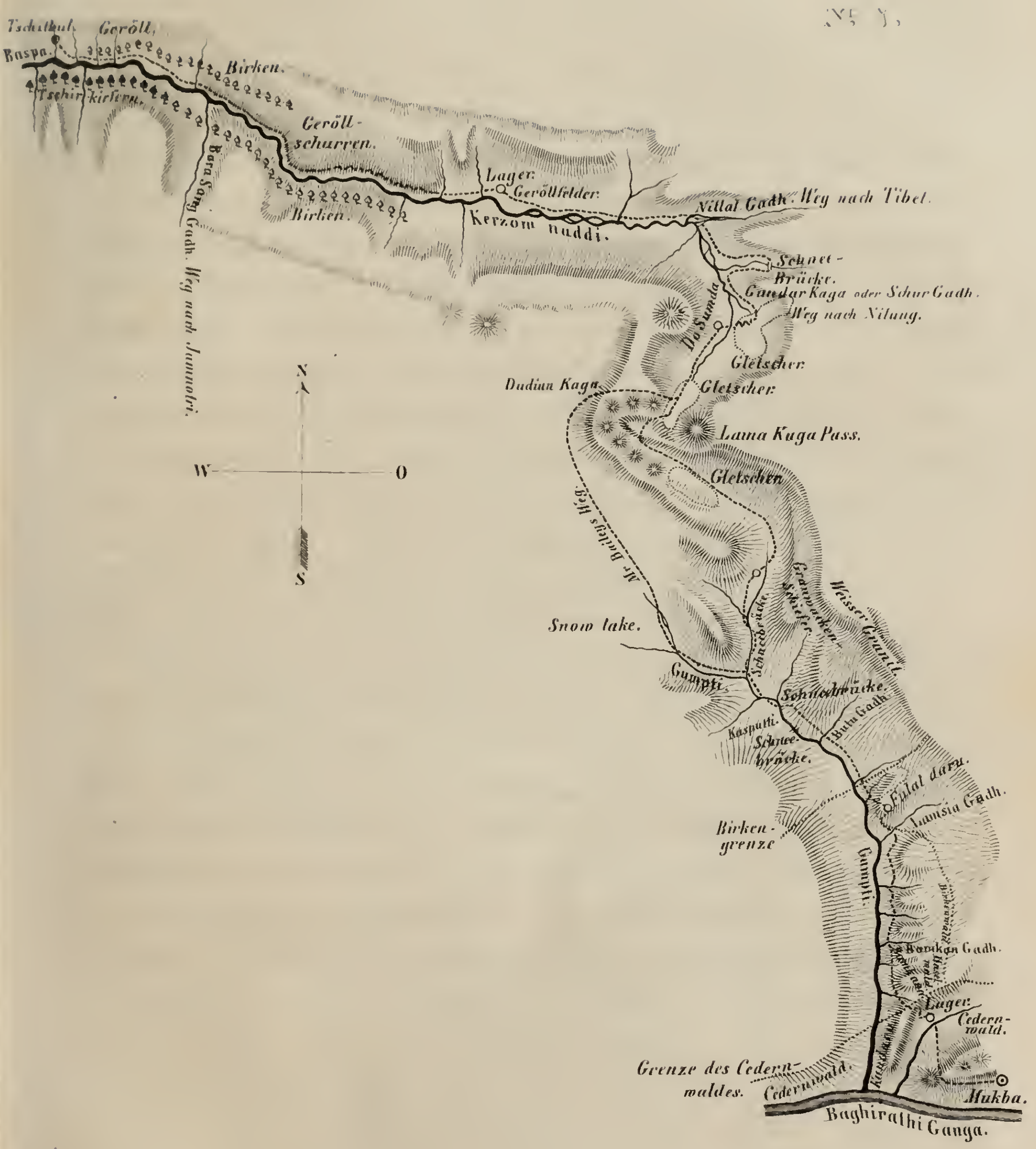
Unsere Abreise von Mukba zögerte sich durch schändliche Intriguen von einem Tage zum andern hin. Der Proviant wurde nicht geliefert, die Kulies wurden widerspenstig und erklärten zuletzt offen, sie würden nicht nach Nilung gehen. Es entstand im ganzen Dorfe ein förmlicher Aufruhr. Man sprach von Verträgen, nach welchen kein Fremder den Paß überschreiten dürfe; es hieß auch, der Rajah habe strengen Befehl gegeben, Niemand über die Grenze zu lassen. Genug es fanden sich so viele Hindernisse, daß Sr. Königl. Hoheit sich endlich entschloß, über einen der Gebirgspässe nach Kunauer zu gehen, statt über den Nilungpaß in Tübet einzudringen und auf einem Wege durch dies Land Kunauer zu besuchen.

Wer hätte geglaubt, daß unser Begleiter Wilson bei diesem är=

gerlichen Handel seine Hand im Spiele hatte und, während er offen unsere Partei nahm, hinter unserem Rücken heimlich unseren Absichten entgegen wirkte. Er wurde sogleich abgedankt.

In höchster Entrüstung verließen wir am 11. Juni das Dorf nach mancherlei Schwierigkeiten und Unterhandlungen mit den Kulies. Der Tindal wurde verabschiedet, dann wieder angenommen und abermals seiner Unverschämtheit wegen abgesetzt. Endlich um ein Uhr war der Zug in Bewegung; aber schon nach Verlauf von anderthalb Stunden an einem Rastorte im Hersilethal wollte Niemand weiter gehn. Wir hatten unterdessen durch Spione erfahren, daß zwei Hauptleute aus Mukba und der verabschiedete Tindal (Kulieaufseher) beabsichtigten, uns unsere Kulies sämmtlich abspenstig zu machen und zum Ausreißen in der Nacht zu bewegen. Die drei kamen auch richtig zwei Stunden später heran, und wir sahen, wie sie einem Kulie nach dem andern winkten, um ihr hinterlistiges Vorhaben auszuführen. Durch ein rasches Einschreiten von unserer Seite wurde indessen der Plan gänzlich zerstört; die beiden Hauptleute aus dem Dorfe entflohen, aber der Tindal wurde ergriffen und windelweich geschlagen. Er gab die besten Worte und gestand den ganzen schändlichen Plan ein. Da uns seine Begleitung von großem Nutzen sein konnte, so behielten wir ihn bei uns; doch wurde er an den ersten Abenden stets mit Stricken angebunden, um seiner sicher zu sein. Um auch den Kulies alle Möglichkeit zum Entlaufen zu nehmen, wurde in der Dunkelheit noch die Brücke über den Hersilefluß, den wir am Tage passirt hatten, abgebrochen, so daß jeder Rückweg abgeschnitten war. Am andern Tage (den 12. Juni) fand sich auch richtig die volle Zahl derselben zusammen und wir legten an diesem Tage eine bedeutende Strecke zurück.

Ein böser Berg machte uns gleich zu Anfang viel zu thun, den wir ersteigen mußten, um in das Thal des Gumti zu gelangen. Die Cedern bedeckten als dichter Wald den ganzen Ostabhang des steilen Bergrückens, weiter oben auf dem Kamme kamen wir über die Region der Cedern hinaus. Der Wald wurde lichter und große Grasflächen mit Erdbeeren und Cheiranthus vermischt, bedeckten den Boden. Beide Kämme, welche den Hersile begränzen, sind von gleicher Höhe, nur



Tschitkul.
Geröll.
Raspa.
Tschir kiefern.
Birken.
Geröll-schurren.
Birken.
Bara Sang Gadh. Weg nach Jumnotri.
Lager.
Geröllfelder.
Kerzom naddi.
Nillal Gadh. Weg nach Tibet.
Schnee-Brücke.
Gandar Kaga oder Schur Gadh.
Weg nach Nilung.
Do Sumda
Gletscher.
Gletscher.
Dudian Kaga.
Lama Kaga Pass.
Gletscher.
N
W
O
S
Mr Baileys Weg.
Snow lake.
Gumpti.
Schneebrücke.
Kasputti.
Schnee-brücke.
Buta Gadh.
Fulat daru.
Birken-grenze
Gumpti.
Lager.
Ceder-wald.
Grenze des Cedern-waldes.
Cedernwald.
Mukba.
Baghirathi Ganga.



daß auf dem linken Ufer die Cedernwaldung dichter erscheint. Der Weg führte schräg am Abhange hinab nördlich in das gleichlaufende Thal des Gumti. Dicht unter dem Kamme hörten auf dieser Seite die Cedern ganz auf, und die Birke (Butsch oder Boj) begann zuerst einzeln, mit Philadelphus, Roitannen und verschiedenen Himbeerarten gemischt, dann in großen Massen, welche zuletzt einen dichten Wald bildeten. Das Ansehen dieses Baumes ist viel schöner als das unserer Birke; denn selbst die alten Stämme, deren ich jedoch keinen über 1′ dick gefunden habe, behalten ihre weiße Rinde, wenn auch rissig und spröde. Sie erscheint immer weiß und bei den jungen Bäumen fast silberfarbig. Das Blatt ist viel dicker und runder, und die Spitze kürzer als an den Blättern der europäischen Birke. Die Rinde, Butschputte genannt, wird benutzt, um darauf zu schreiben. Man gewinnt dieses Schreibmaterial auf eine sehr einfache Weise, indem man an dem glatten, astlosen Stamme eines halbwüchsigen Baumes einen Längsschnitt macht und mit Vorsicht die einzelnen Lagen der dünnen Rinde abzieht. Sechs bis sieben derselben sind brauchbar, doch sind die äußeren die besten, weil sie weißer gebleicht und dünner sind, Man erhält auf diese Weise Stücke von drei Fuß Quadratfläche.

Wir zogen nun am linken Ufer des Gumti bergan, eine Menge von kleinen Bächen überschreitend, die alle sehr reißend waren. Viel glatte Geröllwände von verwittertem Granit erschwerten das Steigen sehr. Wir sahen von einer derselben zum letzten Male den Ganges; dann wurde der Wald wieder dichter und der Boden ebener. Haselnußbäume, von 3 bis 4′ im Durchmesser waren nebst den Birken die vorherrschenden Waldbäume. Die erstern werden hier Scheroli genannt und tragen kurze, wenig zugespitzte, dickschaalige Nüsse. Man sah Spuren der reichen Nußerndten, welche die Bergbewohner hier gehalten hatten. Eine Art Wachholder (Taru), aus dessen Beeren ein berauschendes Getränk bereitet wird, bilden das Unterholz. Nachdem wir eines der größeren Nebenthäler verfolgt hatten, machten wir auf einer Wiese mit dichtem, 2′ hohem Grase, einem reizend schönen Platze, Bankara genannt, Halt. Doch genügte dieser Ruheort noch nicht. Man verließ den lieblichen Schatten der Birken und stieg in das Thal des Buttu Gadh hinab. Es ist ein

reißender Fluß voll Gerölle. Sein eiskaltes Wasser spülte uns beim Durchwaten bis an die Knie. Dicht hinter ihm erreichten wir oberhalb einer steilen Geröllwand die Region der Alpenwiesen, welche mit hohem Grase und schönen Doldenpflanzen bedeckt waren. Eine derselben (Eiallach) war von äußerst gewürzhaftem Geruche. Ihr saftiger Stengel wird gegessen und schmeckt sehr angenehm.

Unser Rastplatz wurde endlich auf einer hoch gelegenen Bergwiese oberhalb der Baumgrenze aufgeschlagen, die hier jedoch erst in einer Höhe von 8000′ der Alpenvegetation Platz macht. Rings um unsere Zelte lag ein wahrer Blumengarten, prächtige Anemonen, Potentillen, Weidenrosen, Lilien, Astern, und etwas höher auf dem Felsen der schöne himmelblaue Alpenmohn des Himalayah. Ein hoher sanft ansteigender Bergrücken, von welchem eine Menge Quellen und Bäche herabrieselten, begrenzte den Wiesengrund, der Fulal Daru genannt wurde. Kaum waren wir angekommen, als sich auf dem von der Sonne beleuchteten Berge, an dessem Fuße wir lagerten, eine große Heerde wilder Schaafe (Bharal), wohl 80 Köpfe stark, sehen ließ. Sie sprangen sehr munter umher. Es waren einzelne Widder darunter mit gewaltigem Gehörne. Nicht lange darauf bemerkten wir noch eine zweite etwas kleinere Heerde, noch höher am Bergrücken weidend. Sie schienen durchaus nicht scheu und ließen die Jäger nahe herankommen. Leider wurde keines erlegt und der Knall der Schüsse, den sie wohl noch nie in ihrer Wildniß gehört haben mochten, machte die ganze Heerde flüchtig; rasch wie der Wind waren sie hinter dem Kamme verschwunden.

Diese Thiere, nach denen ich mich bisher vergeblich umgeschaut hatte, leben nahe der Grenze des ewigen Schnees und kommen nur zu Zeiten tiefer herab. Sie haben eine sehr dichte, rothbraune, vor der Brust schwarzzottige Wolle und gerollte Hörner, die bei den alten Männchen weit zur Seite abstehen. Der Prinz erzählte mir, daß er eins der Schaafe, welches ein Junges bei sich hatte, die entsetzlichsten Sprünge habe machen sehen, um einen Adler, der einen Angriff auf das Lamm machte, zu verjagen.

Wir waren hier vom Wetter sehr begünstigt; die Luft war klar,

und hell sahen wir nach Sonnenuntergang die Gipfel der Eisberge glühen; doch wurde es bald empfindlich kühl.

Die Thermometermessung ergab für diesen Platz eine absolute Höhe von 11,272 engl. Fuß.

Morgens den 13. Juli brachen wir bei starkem Nebel und kühler Luft (5,8°) auf. Kahle, mit schlüpfrigem Grase bewachsene Bergrücken und steil abfallende Alpenwiesen, an denen man seitwärts hinabstieg, ermüdeten sehr; dabei war der Nebel so stark, daß die Kulies sich von einander verloren, und löste sich zuletzt in einen feinen Regen auf, der den ganzen Tag anhielt und die Beschwerlichkeit, im nassen, hohen Grase oder auf dem glatten Thonboden fortzukommen, außerordentlich erhöhte. Wir kletterten an den Geröllwänden hinauf und herab, und hatten dabei die vielen Nebenflüsse des Gumti, den wir immer zur linken Hand behielten, zu durchwaten, weil nie Stege oder auch nur Bäume, sie herzustellen, vorhanden waren. Das Wasser derselben war eiskalt und oft so reißend, daß man Mühe hatte, sich im Strome auf den Füßen zu erhalten.

Endlich erreichten wir, einen steilen Abhang aus bröcklichtem Thon und Granittrümmer hinabgleitend, das erste Schneebette, welches den Gumti stundenweit bedeckt. Wir gingen hinüber und eine Zeitlang am rechten Ufer auf dem Schnee fort. Die Schneebrücken der Nebenflüsse, welche wir eingestürzt fanden, nöthigten uns jedoch bald wieder auf das andere Ufer zurückzukehren; dort wand sich der Weg, nachdem wir einige Bergwiesen durchschritten hatten, an einem felsigen Abhange in die Höhe.

Man glitt beständig auf dem nassen Grase zurück und es dauerte wohl eine Stunde, ehe wir auf halber Höhe eine scharf überhangende Granitwand fanden, die, obwohl der Raum sehr beschränkt war, doch einen geringen Schutz gegen den eisigkalten Regen gewährte. Wir machten Halt. Die nackten Kulies kauerten um uns her, vor Kälte zitternd und zähneklappernd. Doch war es nicht möglich, auf diesem Raume von 10 Q.′ mit den Kulies und dem Gepäcke zu übernachten. Zum Zeltaufschlagen war hier durchaus kein hinreichender Platz, und in der Umgegend kein Fleck, der einer Ebene nur im Entferntesten glich, lauter schroffe Abhänge und Klippen.

Der Graf O. war indessen ausgegangen, einen bessern Lagerplatz zu suchen. Immer kälter und schneidender wurde der Wind, unsere Glieder erstarrten, und immer kam noch keine Botschaft von dem Auffinden eines Zeltplatzes. Fast eine ganze Stunde verging in der schrecklichsten Unbehaglichkeit, ehe einer der Führer zurückkam, der uns zu dem endlich aufgefundenen Platze leiten sollte.

Es war fast dunkel vor dichtem Regen. Wir stolperten dem Führer nach an beschwerlichen Geröllwänden hin, so steif vor Kälte, daß, wenn man ausglitt, es fast unmöglich war, sich wieder aufzurichten. Kaum konnte man den Stock mit den erstarrten Händen festhalten. Endlich erreichten wir den zum Rastplatz ausgewählten Ort, einen etwas weniger steilen Abhang an dem tiefen Thale des Quellflusses vom Gumti. Die Zelte wurden aufgeschlagen, so gut es gehen wollte; doch floß der Regen überall durch. Ehe die Betten mit Hülfe großer Steine aufgerichtet waren, vergingen wiederum anderthalb Stunden, und man war immer noch nicht von den nassen Kleidern befreit. An Herstellung eines behaglichen Aufenthalts war für diese Nacht nicht zu denken; denn das mitgenommene Holz war naß geworden und wollte nicht brennen. Endlich nach vielen vergeblichen Anstrengungen flackerte ein kleines Feuer auf, auf welchem wir selbst unsere Schokolade kochten, da der Koch vor Kälte krank und unfähig zur Arbeit war. Doch vermochte sie eben so wenig als der in Menge genossene Branntwein vollkommen die natürliche Wärme des Körpers wiederherzustellen.

Kaum war ich im Stande, die Höhenmessung mit dem Thermometer zu machen. Sie ergab 11,719′ senkrechte Erhebung über dem Meere.

Die Nacht verging nicht auf die angenehmste Weise. Endlich dämmerte der Morgen und der Regen ließ nach. Wir sahen, daß wir uns am rechten Ufer eines großen, durch Schneelager überbrückten Flusses befanden. Es war der mittlere Quellfluß des Gumti; der rechte Zufluß desselben kommt von den Schnee-Seen (Snow lakes). Auch dort führt ein Weg hinüber; doch wurde er nicht gewählt, weil er der weitere und unbequemere sein soll. Was diese Snow lakes

eigentlich sind, darüber konnte ich nichts Bestimmtes erfahren; vielleicht versäumten wir viel, indem wir sie nicht besuchten.

Ein heiterer Tag mit einem in dieser Höhe sehr angenehmen Sonnenscheine begünstigte die Uebersteigung des Passes, den wir vor uns hatten. Bald erreichten wir die Schneebrücke des reißenden Flusses und stiegen von da beständig bergauf über kahle Geröllfelder, die vorherrschend aus einem von Eisen gefärbten Thonschiefergestein bestanden, welches reichlich mit Quarz- und Granitstücken gemengt war.

Für Pflanzen fand sich nur noch an den zahlreichen Bachrieselstellen ein wenig Erdreich. Dort standen gelbe, niedrige Potentillen und Ranunkeln; Moose und gelbe Flechten mit schwarzem Rande überkleideten die Steine.

Kein lebendiges Wesen war hier in dieser todten Wüste zu sehen, kein Vogel belebte mit seiner Stimme diese einsamen, öden Geröllflächen. Nur einzelne Käfer sah ich fliegen, aber ihr eintöniges Summen verschwand bald in der tonlosen Luft und ließ um so stärker den Eindruck der Abgeschiedenheit empfinden.

Schon nach einstündigem Marsche kamen wir an das erste breite Schneefeld; hinter demselben war ein Geröllhügel zu übersteigen, von welchem man einen Ueberblick über das durchwanderte weite Thal hatte. Rechts und links lagen schmutzige Gletschermassen, die mit einer Menge Thon- und Steinbrocken bedeckt waren.

Nun traten wir in ein weites, glänzendes Schneefeld ein. Es war an vielen Stellen so weich, daß wir bis an die Knie hineinsanken, ein sehr ermüdender Marsch. Die Trümmerhaufen eines eingestürzten Felsens erschienen wie eine Oase, in welcher wir ausruhen konnten, um frische Kräfte zu sammeln.

Der Nebenfluß des Gumti, dessen Laufe wir folgten, war schon lange unter der Decke der ungeheueren Gletscher- und Schneemassen verschwunden. Nur an einzelnen Stellen, wo tiefe Risse und gefährliche Spalten zu überspringen waren, hörte man ihn in unabsehbarer Tiefe brausen.

Wir kamen glücklich über alle diese Hindernisse hinweg; aber bis zur Spitze des Passes war noch ein weiter anstrengender Weg zurückzulegen. Eine steile Gletscherwand mußte erstiegen werden, während

der Wind von den daran liegenden, hohen, verwitterten Felszacken zu unserer Rechten beständig Schauer von kleinen Steinen auf uns herabschüttete. In vier Stunden erreichten der Prinz, der Führer und ich die Höhe, ohne sehr an den Beängstigungen und von Uebelbefinden der Bergkrankheit zu leiden. Ein hervorragender, kahler Trümmerkegel von weißem Granit bildet die höchste Spitze, zu der wir auf einem großen Umwege um einen hoch aufgethürmten Schneegrath hinaufkletterten. Er bestand aus lauter Felstrümmern und Brocken von 3 bis 4′ im Durchmesser; Wasser rieselte überall an demselben hinab, obgleich oben kein Schnee lag. Man zeigte uns von hier den Weg, welchen der Engländer Bailey genommen hatte; er liegt mehr nach Westen hin und folgt der Richtung des westlichen Zuflusses des Gumti. Der Punkt dagegen, auf welchem wir uns befanden, war bisher noch von keinem europäischen Reisenden berührt. Nach meiner Messung betrug die Höhe des Passes, welcher Lama kaga genannt wird, 15,355′; der Granitkegel mochte wohl noch 300 bis 400′ höher sein.

Es vergingen fast noch anderthalb Stunden, ehe die ersten Kulies mit unserem Gepäcke auf der Höhe des Passes anlangten. Sie waren in einem bejammernswerthen Zustande und litten eben so wie unser Dolmetscher, Mr. Brown, an Kopfschmerzen, die sie als unerträglich schilderten. Kraftlosigkeit, Beängstigung und Uebelkeit sind die Symptome des Uebels, welches man hier Bies (Gift) oder Mundara nennt. Es tritt gewöhnlich bei den Reisenden auf den Berghöhen, welche die Grenzen des ewigen Schnees übersteigen, ein. Bei den Kulies zeigte sich die Krankheit schon auf dem halben Wege zum Paß. Sie genießen als Gegenmittel eine Paste *), die aus den sauren kleinen Aprikosen (Dschoaru) und den zerstoßenen Kernen derselben bereitet wird und einen widerlich sauern Geschmack hat.

Als die Kulies endlich alle auf diesem Punkte versammelt waren, kamen die Führer, welche unterdessen nach dem Wege gespäht hatten, zurück und erklärten, es sei unmöglich, nach dieser Richtung weiter zu kommen, weil frische Lawinen dort einen senkrechten Absturz von

---

*) Sie wird Khatai (sauer) genannt.

500—600′ gebildet hätten. Wir überzeugten uns auch selbst durch den Augenschein, daß sie Recht hatten; das Schneefeld fiel dort schroff nach dem entgegengesetzten Thale ab. Aber wie nun in diesen tiefen Abgrund hinunterkommen mit unsern halbtodten Kulies? — Es blieb kein anderer Rath, als westlich über den höchsten Trümmerkegel zu klettern und von dort über furchtbar steile Schnee- und Eisbänke das Hinabsteigen zu versuchen.

Wir setzten uns in Marsch und hatten kaum die höchste Spitze erreicht, als ein feuchter und kalter Nebel, der sich allmälig in ein Schlossenschauer auflöste, uns einhüllte, und zwar so dicht, daß die Ersten im Zuge von den Uebrigen gänzlich abgeschnitten wurden.

Dennoch kam Alles darauf an, sobald als möglich hinunterzugelangen, denn der Tag neigte sich schon zum Ende, und im Finstern wäre es völlig unmöglich gewesen, den an sich so gefährlichen Weg zurückzulegen. Eben so wenig konnten wir ohne Lebensgefahr die Nacht auf diesen Höhen zubringen. Unsere Führer, die selbst ungewiß und ängstlich schienen, wurden vorwärts getrieben.

Wir gelangten glücklich an der ersten Schneewand hinab, hier aber zeigte sich, daß der untere und gerade der steilste Abhang derselben aus einer glatten Eismasse bestand, worauf wir durchaus nicht gerechnet hatten. Wir fingen an, mit der Axt in der Hand, Stufen hineinzuhauen. Es dauerte peinlich lange, und man mußte sich während der sauren Arbeit über einem schwindelnden Abgrunde schwebend mit Händen und Füßen anklammern, um nicht auszugleiten und hinunterzustürzen. Fast wäre dies dem Prinzen widerfahren; sein Stock, mit einer sehr starken eisernen Spitze versehen, hielt jedoch den Fall auf. Auch ich glitt aus und fuhr eine Strecke hinab, konnte mich aber glücklicherweise mit meinem Alpenstocke, obgleich dessen Spitze abbrach, noch aufrecht erhalten. So erreichten wir mit den Führern glücklich das Ende des Eises und eine weniger gefährliche Schneefläche; aber Niemand war uns gefolgt, auch hinderte das dichte Schneegeriesel jeden Rückblick auf die Reisegesellschaft. Der eine der Führer wurde zurückgeschickt; es zeigte sich, daß die Kulies sich geweigert hatten, auf diesem Wege hinabzusteigen. Weder Geld noch Stockprügel schienen zu helfen.

Endlich ließ der Schneeregen etwas nach, der Nebel zerriß auf einen Augenblick, und wir sahen auf dem Kamme, den wir vor einer Stunde verlassen hatten, die ganze Reihe der Kulies. Keiner konnte sich entschließen, den Weg anzutreten; sie schauten verzagt hinab. Als sie uns unten gewahr wurden, bequemten sich endlich einige der muthigsten, durch die Stimme und den Stock des Grafen O. angetrieben, uns zu folgen. Es ging ziemlich gut bis zur Eiswand; hier aber verloren mehrere den festen Grund und fuhren mit dem schweren Gepäck auf dem Rücken in die Tiefe herab. Es sah gefährlich aus, doch kam keiner zu Schaden; auch Mr. Brown, dessen Herabfahren von der höchsten Stelle uns wirklich mit Schrecken erfüllte, weil er wohl 100′ tief und in eine Eisspalte hinabglitt, die ihn zu verschlucken schien, wurde gesund und einiges zerrissene Zeug und die geschundene Haut abgerechnet, heil wieder zu uns gebracht. Eine halbe Stunde Zeit kostete es jedoch, ihm an seiner Eiswand eine Treppe zu hauen. Während dem standen wir unten bis an die Knie im Schnee bei einem eiskalten Winde und fortdauerndem Schneeregen wohl eine Stunde lang; doch war ich sehr froh, als alle unsere Leute, ohne Hals oder Beine gebrochen zu haben, bei uns versammelt waren. Sie gaben es zuletzt ganz auf, über die verhängnißvolle Eiswand herabzuklettern, sondern rutschten herab, sich ihrem Schicksal überlassend.

Der übrige Weg im halbgeschmolzenen Schnee ging ziemlich gefahrlos hinab bis zu einer Geröllschurre von 300′ Tiefe, an der wir hinabsteigen mußten, um in die Thalebene zu gelangen. Hier verließ der Muth die Kulies gänzlich; einige heulten laut, andere warfen sich mit dem Gesicht platt auf den Boden. Was sollte man thun? Wer hätte sich entschließen können, auf die armen Teufel mit Stöcken loszuschlagen? Das letzte Mittel, sie wieder auf die Beine zu bringen, war, daß wir ihnen das Gepäck abnahmen und auf unsere eigenen Schultern luden. Es war nicht sehr schwer; denn das lästigste Stück, unser Zelt, hatten wir, weil es naß und sehr schwer geworden war, auf der Höhe des Kammes zurücklassen müssen. Dies gute Beispiel wirkte; sie schritten wieder munterer vorwärts mit Ausnahme einiger,

die sich sehr krank fühlten, und wir gewannen die frohe Aussicht, ein Nachtquartier unterhalb der Schneegrenze zu erreichen.

Das Thal war durch einen Gletscher ausgefüllt, der mit einer Menge Geröll von buntem, sandsteinartigem Schiefer, welcher alle Schattirungen vom Violett bis zum Gelbroth hatte und oft wie faules Holz aussah, bedeckt war. Die Seitenwände des Thales hatten ein grausenerregendes, zerrissenes und wüstes Ansehen. Wir schritten auf einer etwas geneigten Ebene hinab, bald über festen oder halbgeschmolzenen Schnee, bald über Eismassen, die durch unergründlich tiefe Spalten und Schründe durchfurcht waren. Wassergerinne liefen zwischen unsern Füßen auf der Oberfläche, während wir tief unter uns das dumpfe Brausen von Flüssen vernahmen. Merkwürdig waren mir hier die Massen von todten Heuschrecken, die allenthalben zerstreut lagen; sie mochten wohl schon vom vergangenen Jahre oder noch älter sein, denn vergebens suchte man eine bestimmte Farbe an ihnen zu erkennen.

Nach etwa anderthalb Stunden kamen wir an eine Wendung des Thales, wo wir an einer mit Steintrümmer bedeckten Eismauer hinabrutschend den festen Boden erreichten. Es war hier das Ende des Gletschers und wir entdeckten den Fluß, der unter demselben fortströmend hier aus einem niedrigen Gletscherthor in einer Breite von 10 Ellen tobend und brausend hervorschoß. Wir folgten seinem Laufe am linken Ufer, welches noch hin und wieder Schneebrücken trug. Endlich machte der Fluß eine zweite Krümmung. Das klippige Bissahirthal lag in der röthlichen Beleuchtung des Sonnenunterganges vor uns; die Schneepiks standen in Nebel und Dunst gehüllt, durch welchen sie in undeutlicher Form golden glänzten.

Unsere Station war erreicht. Sie lag unmittelbar an einem großen Gletscher, der nur einen schmalen Theil des linken Thalrandes frei läßt und den Fluß wiederum verbirgt, der weiter unten in zwei breiten Strömen von Neuem hervorbricht, die sich bald nachher wieder vereinigen. Der Platz heißt Do Sumda wegen des Zusammenflusses der beiden Gletscherflüsse. Von einem Orte Namens Barsini wußte keiner unserer Führer etwas; doch müßte er nach den Karten nicht weit von hier liegen. Die niedrigen Cypressen und Weiden

lieferten durch ihre langen, unter dem Geröll fortkriechenden Wurzeln Brennholz genug, um ein tüchtiges Feuer anzünden zu können; wir empfanden deshalb den Mangel des Zeltes nicht eher, als bis die Nacht hereingebrochen war. Diese gehörte freilich nicht zu den angenehmsten, da wir mit den schmutzigen Hindudienern zusammenhocken mußten.

Am folgenden Tage (den 15. Juli) wurde Rast gemacht, um das zurückgelassene Zelt vom Passe herunterzuschaffen. Es kam ganz zusammengefroren an, so daß man kaum im Stande war, es aufzuschlagen.

Wir hatten nun zunächst den reißenden Baspafluß*) bei unserem Aufbruch am folgenden Morgen zu umgehen; denn es war kein anderes Mittel möglich, um an das jenseitige Ufer zu gelangen. Es wurde deshalb ein Weg über den thurmhohen Gletscher, aus dem er hervorströmt, mit vieler Kunst gangbar gemacht. Alle mußten Hand anlegen, um Stufen zu hauen und das Gepäck hinüberzuschaffen. Der Uebergang kostete drei Stunden Zeit und war nicht ohne Gefahr, vorzüglich an der höchsten Stelle, unter welcher der Hauptarm des Baspaflusses hervorbraust, weil das lockere Steingeröll von den glatten Eisabhängen bald hinabgetreten war, und man nur rutschend an den kleinen Abhängen hinunterkommen konnte. Bald darauf begann der Regen wieder, der für Niemand beschwerlicher wurde als für die Träger, welche das von Nässe schwere Zelt fortzuschaffen hatten. Nach einstündigem Marsch über kahle Trümmerflächen hielt uns ein neues Hinderniß auf. Ein stark angeschwollener, reißender Nebenfluß strömte von den höheren Schneelagern am rechten Ufer herab und schnitt uns den Weg ab. Drei Stunden gebrauchten wir, um über die schroffen Steinschurren seiner Thalwände bis an die Schneebrücke zu gelangen, welche ihn oberhalb bedeckte, und wieder zum Baspa zurück zu kommen. Das Zelt war auf diesem Wege nicht fortzubringen, es mußte an Stricken durch den Fluß geflößt werden, und was bisher der Regen daran trocken gelassen hatte, wurde bei diesem Ue-

*) Baspa heißt der Fluß auf den Karten; die Führer nannten ihn Kerzom naddi.

bergange völlig durchnäßt. Auch die acht Kulies, welche es trugen, wurden auf dieselbe Weise durch den Fluß gezogen.

Das Thal wurde nun etwas breiter, das Flußbett sandig und flach; dagegen geriethen wir in ein Netz von kleinen Bächen, deren eiskaltes, reißendes Wasser oft knietief durchwatet werden mußte. Sie gehören alle einem Quellgebiet an, welches Nittal Naddi genannt wird. Ein größerer Bach wurde mittelst einer aus vorgefundenen Bäumen rasch erbauten, sehr schwankenden Brücke überschritten. Hinter ihm weitete sich das Thal zu einer Breite von mehreren tausend Schritt aus, an den Seiten von sanft ansteigenden Bergen, deren Spitze noch Schnee trugen, eingeschlossen. Geröllschütte von unabsehbarer Ausdehnung zogen sich daran hinab, deren unfruchtbare Oede der Gegend einen schaurigen Charakter verlieh. Der Thalgrund, auf dem wir fortzogen, bestand aus einem ebenen Thonlager mit frischem Grase bewachsen. Er eignete sich bei einer Krümmung des Flusses, wo ein vorspringender Bergabhang Schutz vor dem Winde verlieh, ganz vorzüglich zum Lagerplatze. Auch am folgenden Morgen (den 17. Juli) hatten wir Anfangs einen gemächlichen Weg durch schönen Wiesengrund; aber plötzlich änderte sich die Scene. Das Flußthal verengerte sich in steilen Geröllwänden, die mit starren, furchtbar zerrissenen und zerklüfteten Felsen gekrönt waren. Der Schnee und das Eis haben hier furchtbare Verwüstungen angerichtet; die Bergkuppen sehen aus, als ob sich die gewaltigsten Naturkräfte an ihrer Zersplitterung versucht hätten.

Wir kletterten an der steilen Uferwand hinauf; plötzlich zeigte sich ein jäher Absturz von fast 1000′ Tiefe zu unseren Füßen und schnitt jede Aussicht zum Weiterkommen ab. Augenscheinlich war hier eine ganze Wand in die Tiefe hinabgerutscht. Es schien unmöglich, ohne Lebensgefahr hinabzugelangen, denn nirgend gab der Fels dem Fuße einen Anhaltspunkt. Eine Gemse hätte den Weg gefährlich gefunden. Doch was half's, wir mußten hinüber. Der Führer versuchte es zuerst, den Fuß auf hin und wieder vortretende Steine setzend; wir folgten ihm Einer nach dem Andern mit großer Vorsicht und kamen ohne Unfall hinunter, obwohl beständig die losgetretenen Stücke

des Gerölls unter unseren Füßen hinabrollten, und jeder Windstoß Schauer von kleinen Steinen auf uns herabschüttete.

Es ist keine Form des Gesteines im Gebirge für den Reisenden so schwer und unbequem zu überschreiten, als dieses lose Geröll, wo Granit, Schiefer und Kiesel mit ganz lockerer Erde zusammengebacken, hohe Wände bilden. Felsen mögen noch so hoch und steil sein, sobald man von Schwindel frei ist, geht man sicher darüber hinweg; aber an solchen Höhen, wo jeder sichere Grund fehlt, wo jeder vorstehende Stein unter dem Fuße weicht und hinabrollt, ist jeder Uebergang ein Wagestück.

Das Gepäck hinunterzuschaffen kostete große Mühe; die Zelte mußten abermals zurückgelassen werden, weil sie durch den Regen zu schwer geworden waren.

Die böseste Stelle stand uns indessen noch bevor; es war eine Steinschurre, fast eine Viertelstunde lang, an welcher wir etwa 400′ über dem Flusse entlang kletterten unter beständiger Gefahr, entweder mit den losen Steinen in den Fluß hinabzufahren, oder unter den senkrechten Wänden von zerbröckeltem Thon und Gestein, die bei der leisesten Berührung einzustürzen drohten, begraben zu werden.

Wie erfreulich war es, endlich das erste Birkengebüsch und einen betretenen Fußpfad zu erreichen. Freilich war noch eine große Anzahl kleiner, aber tiefer Bachthäler zu überschreiten, die entweder durch mühsam herbeigeschleppte Baumstämme überbrückt, oder wo sich kein Holz fand, durchwatet werden mußten; doch waren diese Hindernisse mehr zeitraubend als gefahrvoll.

In der Ferne zeigte man uns auf einer Alpenwiese weidendes Vieh; unterhalb der Wiese sollte das erste Bissahirdorf Tschetkul liegen. Wir erreichten die Weide; aber von bewohnten Orten und der Nähe der Menschen war noch keine Spur zu entdecken. Nur Bärenfährten in Menge und Krähen mit gelbem Schnabel zeigten, daß es hier lebende Wesen gäbe. Endlich sahen wir Rosengebüsch am Wege und bei einer Biegung des Flusses die ersten hohen Bäume, Tschilkiefern und Roitannen; dann in der Ferne den thurmähnlichen Holztempel von Tschetkul. Prachtvoll grüne Waizenfelder auf den hohen Uferterrassen wurden mit Freude begrüßt als die Nähe des

Orts verkündende Zeichen, und ehe die Dunkelheit einbrach, war die Höhe mit dem großen Dorfe gewonnen.

Tschetkul ist ein freundlicher Ort, von fruchtbaren Terrassen, die mit Waizenfeldern bedeckt sind, umgeben. Es hat schon einen ganz chinesischen Charakter in Baustyl der Häuser und der Tempel, und viel Verkehr mit Tübet. Die Tempel sind dem Lamacultus geweiht. Derjenige, bei welchem wir unser Lager aufschlugen, stand auf einer Steinerhöhung und hatte ein, von schön geschnitzten Säulen getragenes, breites Portal; viel Holzschnitzwerk, besonders Drachenköpfe verzierten die Dachkanten und eine Menge der gewundenen Gehörne des Bharalschaafes hingen an den Wänden. Vor dem Tempel stand ein kleineres auf 9 Säulen ruhendes Gebäude mit einem hölzernen Götzenbilde, welches man aber bei Seite schaffte, als wir uns dort niederließen. Die übrigen Häuser, etwa 12 an Zahl, sind fast ganz aus Holz gebaut, nur die schmalen Zwischenräume zwischen den Balken, nicht breiter als diese selbst, waren mit Steinen ausgefüllt. Die Dächer sind platt. An der Seite führt ein Baum mit eingehauenen Stufen zu einem Balkon, welcher mit buntem Holzschnitzwerk eingefaßt ist. Hier ist der Eingang zu den Wohnzimmern. Die meisten Gebäude hatten ein Souterrain mit kleinen, niedrigen Thüren, welche wahrscheinlich zu den Vorrathskammern führen.

Auf dem Balkon der ersten Etage sah man gewöhnlich die Frauen sitzen, welche sich hier nicht wie überall im Gangesthale verbergen. Sie trugen ein äußerst seltsames Kostüm. Ein runder Filzhut deckt den Kopf; daneben haben sie aber am Hinterkopfe einen großen Busch von rother Wolle befestigt, unter welchem eine Fülle dicker Flechten, jedoch nicht von ihrem eigenen Haare, sondern ebenfalls aus der rothbraunen Wolle geflochten, hervorquellen. Es ist eine Art Perrücke, der ähnlich, welche die Fakire tragen. Auf dem Hute steckt ein Immortellenstrauß. Ein Stück rothes, braunes, oder weißes, von ihnen selbst gewebtes Wollenzeug wird über die linke Schulter und zweimal um den Oberkörper geschlagen und bildet auf dem Rücken über der Taille einen Knoten, von wo es in Falten wie eine Schärpe bis zu den Knöcheln hinabfällt. Die rechte Schulter bleibt bloß; eine seltsam geformte, messingene Spange befestigt das Zeug an der linken.

Das untere Ende wird, mehrfach zusammengelegt, mittelst eines Bandes um die Taille befestigt. Der ganze Anzug ist eben so anständig als elegant; man kann nicht mehr mit so einfachen Mitteln bewirken. Er gleicht fast einer altfranzösischen Schäfertracht. Die Gesichtszüge sind sehr tartarisch, bei den Weibern sehr häßlich; unter den Männern fanden wir einige, die mit dem schwarzen, lang herabfallenden Haare und Bärten ganz erträglich aussahen. Nur die letztern spinnen Wolle und gehen wie in Mukba mit dem Körbchen am Arm und der Spindel in der Hand umher. Die Frauen widmen sich mehr dem Ackerbau und der Wartung des Viehes. Es wird hier nämlich eine Art Halbschläger von dem wollschwänzigen Yackochsen und der gewöhnlichen Kuh gehalten, eine hübsche Raçe, etwas hoch im Nacken und schwarz von Farbe. Welch ein Genuß für uns, einmal wieder frische Milch zu genießen.

Die Kultur der Felder ist sehr sorgfältig; sie sind alle mit niedrigen Steinmauern eingezäunt, und haben ausgezeichneten Boden. Zwei Arten Waizen (Dschog und Dgong), Buchwaizen (Madua), eine Kohlart, vielleicht Brassica napus (Scheaia), dem sie wenigstens ungemein ähnlich ist, sind die Früchte, die hier gebaut werden. Hin und wieder sah man auch Tabak; den bedeutendsten Theil der Felder nimmt jedoch der Buchwaizen ein, dessen grüne Blätter man auch als Gemüse verzehrt.

Wir blieben 4 Tage an diesem Orte; der Regen hörte leider während dieser ganzen Zeit nicht auf, und nur einmal erblickten wir die hohen Schneespitzen, die als Hintergrund dem Thal eine große landschaftliche Schönheit verleihen. Zuerst war die beste Aussicht, von hier aus nach Tübet vorzudringen; der Führer war schon bestellt und Provision angeschafft; aber die Bedenklichkeit des Dorfoberhauptes vereitelte wieder den ganzen Plan. Das Volk ist durchaus unzuverlässig; während man uns die besten Worte und Versprechungen gab, wurde hinter unserem Rücken Alles aufgeboten, unsere Absichten zu hindern. So konnten wir denn, als endlich die längst erwarteten Kulies und die Lebensmittel wenigstens zum Theil herbeigeschafft waren, nur sehnsüchtig in die Thalöffnung hineinschauen, in welcher der

Weg nach Tübet sich hinaufzog, der durchaus nicht schwierig und gefährlich erschien.

Unser Weg, den wir am 22. Juli fortsetzten, führte zwischen grünen Buchwaizenfeldern am rechten Ufer des Flusses hinab, an welchem die Tschilkiefern, hier Limm genannt, viel später beginnen als auf dem gegenüberliegenden; sie sind wahrscheinlich durch die Kultur verdrängt.

Nach der zweiten Stunde unseres Marsches senkte sich der Weg bedeutend und wir kamen fast bis zum Niveau des Flusses hinab, während wir bisher einige hundert Fuß oberhalb desselben fortgewandert waren. Nur ein bedeutender Fluß, der Lingnara kam auf der Hälfte des Weges uns in die Quere, ehe wir unsere Station, den Ort Ragsam, ein Dörflein von 20 Häusern, in der Mitte feuchter Wiesen gelegen, erreichten. Der Baspafluß war hier sehr eingeengt und hat einen starken Fall; unser Lagerplatz war dicht an seinem Ufer auf einem offenen, frischen Wiesengrunde, 100′ hoch über einem Wasserfall des Flusses. Die Höhe des Ortes bestimmte ich nach dem Kochpunkte des Wassers auf 9,750 engl. Fuß.

Das klare Wetter des folgenden Tages begünstigte die freie Aussicht auf die südlich liegenden Bergrücken mit ihren Eisspitzen. Der Weg war zuerst schwierig durch eine zusammengehäufte Masse großer Granitblöcke, welche öfter durch Brücken mit einander verbunden waren. Späterhin kamen wir in den Schatten eines schönen Waldes von Tschilkiefern und Pappeln; auch die Cedern begannen wieder hinter dem Bersen naddi, jedoch einzeln und zerstreut. Sie heißen hier Kjelmáng. Bei einer Biegung des Thals, wo eine große Klippe weit in dasselbe hineintrat, machte der Granit einem grauen Gneuß Platz, der aufwärts immer mehr mit Glimmer gemengt endlich ganz in Glimmerschiefer überging, doch nur auf eine kurze Strecke; dann trat wieder der weiße Granit auf.

Ein reizender Wald von Aprikosen und Wallnußbäumen, unter welchen viele einzelne Hütten zerstreut lagen, kündigte die Nähe des Dorfes Sangla, an dessen Ackerkultur sich sehr weit ausbreitet. Wir erreichten es nach einem dreistündigen Marsche. Ueber den Fluß, der hier etwa 90 Schritt breit ist, führt ein Sangho nach dem jensei-

tigen Ufer. Das Dorf ist groß und hübsch gebaut; die Häuser mit platten Dächern und Schornsteinen sind mit Schnitzwerk reich verziert. An einem freien Platze in demselben liegt der ganz chinesisch aussehende Tempel, ringsum von einer Säulengallerie mit den künstlichsten Holzverzierungen eingefaßt, und mit krumm ausgeschweiften Dachspitzen. So niedlich und reinlich das Dorf ist, so erschien es doch vom gegenüberliegenden Ufer, wo unser Zeltplatz aufgeschlagen war, nicht so pittoresk wie Tschetkul, weil hier der schöne Hintergrund fehlt.

Es liegt auf einer vorspringenden Terrasse, welche durch Bäche, die vom Berge herabströmen, in vier Theile zerspalten ist. Hoch über Sangla liegt an demselben Ufer des Baspa, aber weiter abwärts auf einem Felsenvorsprung das Dorf Kamero.

Ein Spaziergang in's Dorf brachte uns mit den Bewohnern in nähere Berührung. Die vornehmern derselben waren am Abend auf dem freien Platze vor dem Tempel versammelt, unter ihnen der Mukdiar (das Oberhaupt des Dorfes) mit seinem Sohne, die sich durch Eleganz ihrer Kleidung auszeichneten. Beinkleider von blaugestreiftem Baumwollenzeuge, über dem Knöchel stark verengt, ein langer Rock von weißer Wolle mit umgeschlagenen Schößen, die unterhalb roth besetzt waren, ein breiter Gürtel, zierliche Schuh und die braune Mütze bildeten ihr hübsches und sauberes Kostüm. Die Weiber trugen sich ganz auf dieselbe Weise wie in Tschetkul nur in Allem etwas feiner und hübscher. Ein kleines, seltsames Dachgebäude mit weitvorragenden, drachenförmigen Eckspitzen nahe bei dem Tempel enthielt zwei Kasten mit Tragstangen, wie die Bundeslade gestaltet; ein anderes weiter zurückstehendes Gebäude zeigte wunderbare Malereien an den Wänden, die in matten braunen und grauen Farben allerlei symbolische Figuren darstellten. Der Fisch und der Drache waren vielfach angebracht. Am Wege zum Sangho steht ein roh aus Steinen errichtetes Bethäuschen; eine Fahne steckt darauf, sonst enthält es weiter nichts als eine Nische, in welcher sich ein Betcylinder, gerade wie eine Kaffeetrommel gestaltet, befindet. Man nennt solch ein Ding, welches mit Fell überzogen ist und auf einer beweglichen Axe ruht, Manneh oder Lamake Manneh. Häufig sieht man die Vorübergehenden dabei stille stehen und den Cylinder drehen, um ihre Andacht zu

verrichten in ähnlicher Weise, wie sie auch wohl Schnüre von Holzperlen von chinesischer Arbeit, eine Art Rosenkränze, zum Gebet durch die Finger laufen lassen.

Wir verließen Sangla am 24. Juli nicht sehr früh, denn es war neblig. Der Weg führte anfangs am Ufer des Baspa hinab; wir überschritten eine eisenhaltige Quelle, die zwischen den Phapar- oder Maduafeldern am Grunde eines mächtigen Granitblockes hervorquoll. Der dichte Nebel hinderte jede Aussicht, sodaß wir auf der Höhe eines Bergkegels, Stellindjuti pah genannt, die Umrisse der gegenüberliegenden Schneepiks nur schwach hindurch schimmern sahn. Viele ausgewaschene Felsenrisse, welche tiefe Einschnitte in den Berg bildeten, erschwerten nebst den zahlreichen herabrieselnden Quellen den Weg und das Gehen auf dem Granitgeröll. Bei jedem Einschnitt stieg man bedeutend bergan; drei dergleichen waren zu passiren, ehe wir den Harangpaß erstiegen. Ein Vorsprung des Berges, Toka genannt, lag dazwischen, von welchem man den Bruangpaß, die hohen Schneeberge jenseit des Flusses und zahlreiche Dörfer erblickte, wenn die Nebelwolken hie und da sich einmal zertheilten. Auf dem höchsten Kamme des Passes fand sich ein kleines Plateau, fast ganz von Steinpyramiden eingefaßt, die zum Theil von sehr zusammengesetzter Bauart und mit kleinen Vorbauten zum Sitzen versehen waren. Eine reiche alpine Flora von blauem Mohn, gelben und rothen Potentillen, schönen Gräsern und Rhododendron bedeckte den Platz.

Wir stiegen nach Nordost hinab und gelangten fast unmittelbar von der höchsten Spitze in einen dichten Wald, der mit Tschilkiefern und Pinus excelsa begann; etwa 600′ tiefer mischte sich eine neue Art Tanne mit auffallend kurzen Nadeln ein, hier Kuruz genannt (Abies Webbiana), welche mit der Edeltanne sehr nahe verwandt ist. Sodann wieder 500′ tiefer tritt die Morindatanne (Abies Pindrow) auf, jedoch nur einzeln. Ungeheure Cedern stehen hier und dort dazwischen und bilden hinter dem Dorfe Mebbar (Mebur), welches wir am Fuße des Berges erreichten, einen schönen Wald.

Das Dorf liegt auf einer Anhöhe über dem Sutledsch, in welchen der Baspa sich nicht weit von hier ergießt; doch muß man,

um den Sutledsch zu sehn, noch eine felsige, zum Theil mit Buschwerk bewachsene Höhe übersteigen.

Es ließ sich Niemand im Dorfe erblicken, selbst die Felder, die mit schöner in Aehren stehender Gerste und Phapar prangten, waren wie ausgestorben. Der Mukdiar des Dorfes wurde jedoch endlich aufgefunden und fast mit Gewalt herbeigeschleppt. Er machte viele Entschuldigungen und versorgte uns zuletzt noch nach besten Kräften mit Mehl, Butter, Reis und Milch. — Der Tempelplatz mit einer offenen von sechs Säulen getragenen Halle diente auch hier als Lagerplatz. Eine Art Altar mit Schaafhörnern darauf und eine Urne, einem Todtenaschenkruge nicht unähnlich, stand nicht weit davon.

Mir waren diese plump aus Thon geformten, dickbäuchigen Urnen, welche mit weißer Farbe angestrichen und mit einem Dache versehn sind, schon öfter aufgefallen; doch hielt es sehr schwer, über ihre Bedeutung Aufschluß zu erhalten. Die Leute wollten nicht gern Rede stehn, wenn man sie befragte, und gaben lächelnd ausweichende Antworten, wie z. B. die, daß die Knaben diese Urnen gemacht hätten. Es ist wahrscheinlich, daß sie eine Art Lamaischen Götterleib vorstellen sollen.

Die Söhne des Mukdiar von Sangla, welche uns hierher begleitet hatten, zeigten hier die Art und Weise, das sehr geschätzte Cederöl zu gewinnen. Kieniges Cederholz, in viele kleine Stücke zerspalten, wurde sorgfältig in einen runden neuen Topf hineingeklemmt, so daß nichts davon herausfallen konnte, wenn man den Topf umdrehte. Dieser wurde nun umgekehrt über eine kupferne Schaale in eine kleine Grube gestellt, und jede Oeffnung mit Steinchen und Moos genau verstopft. Um den Topf her errichteten sie einen Haufen Holzscheite, der denselben ganz bedeckte und wohl zwei Stunden lang brannte. Am andern Morgen wurde die Grube eröffnet und das Kupfergefäß herausgenommen, in welchem sich das Cederöl als eine dünnflüssige, theerartige Masse gesammelt hatte. Es steht hier in einem hohen Preise und wird innerlich und äußerlich bei Unterleibskrankheiten und Hautausschlägen als Arzenei angewendet.

Es war hier Mangel an Kulies und gab viel zu ordnen, weshalb wir am 25. Juli nicht allzufrüh unsern Marsch antraten. Eine

Anzahl ganz hübscher, junger Mädchen waren zum Transport der schweren Lasten gestellt, die wir uns anfangs als Träger anzunehmen weigerten; allein man versicherte uns, daß dies hier so Sitte sei. So ließ man sich denn dieses ungewöhnliche Geleite gern gefallen, welches im Gegensatz zu dem frühern schmutzigen Kuliehaufen sehr viel Romantisches hatte. Einige derselben hatten sehr hübsche Augen, und ihre eigenthümliche Tracht, die langen Haarzöpfe mit dem rothen Wollbusch, die kleine braune, inwendig rothe Filzkappe, kokett zur Seite geschoben, das hinten in einem Bausch zusammen genommene Gewand mit den blanken Messingzierrathen, welches sie auf der bedeckten Schulter befestigten, stand ihnen gar nicht übel.

Wir zogen unsers Wegs durch einen hohen Wald von Cedern und Tschilkiefern, und hatten an mehreren Stellen eine offene Aussicht auf den tief unten brausenden Fluß, den Sutledsch. Jenseits zeigte sich am hohen Ufer das Dorf Rogi, welches wie ein Schwalbennest über einer 500′ hohen, fast senkrechten Wand gebaut ist, und dessen Getraideterrassen so gefährlich angelegt erschienen, als könne man keinen Fuß darauf setzen, ohne in den Abgrund hinabzugleiten. Das diesseitige Ufer war eben so hoch, aber weniger steil und zum Theil mit Graswuchs bedeckt. Wir stiegen eine bedeutende Strecke davon abwärts und jagten unterwegs eine Heerde Rhesusaffen auf, lange nicht gesehene Gäste, welche die Cedern plünderten.

Bei einer Wendung des Weges erschienen die ersten Neozakiefern (Pinus Gerardiana), Bäume von ästig gebogenem Wuchse mit bleigrauem Stamme und dreizähligen Nadeln. Ihre runden, hellgrünen Früchte sind von der Größe eines Kindskopfes; die vorjährigen hingen noch zwischen den jungen grünen, welche erst in zwei Monaten ihre volle Reife erlangen.

Wunderlieblich war die Umgebung des nächsten Dorfes Barang; eine warme Frühlingsluft wehte hier, und schöne Rebengelände drängten sich an die mit rothen Früchten prangenden Aprikosenbäume. Die platten Dächer der hohen Häuser lagen voll von aufgeschütteten Aprikosen, welche man zur Bereitung des Khatai trocknen wollte. Immer trug man noch frisch geschüttelte Früchte hinzu; wir durften so

viel nehmen, als wir Lust hatten. Die rothbackigen Mädchen, welche sie trugen, schütteten uns die Hüte voll.

Es herrscht hier dieselbe nette Tracht der Frauen, wie wir sie seit Mukba sahen. Die Männer sind hübsch und von stattlichem Wuchse.

Das Dorf selbst scheint sehr groß zu sein und liegt recht mitten in der Region der Neozakiefer. Etwa eine halbe Stunde hinter demselben erblickt man die Spuren eines großen Lawinensturzes, welcher das ganze Thal verschüttete und einen kleinen Fluß, der sich in den Sutledsch ergießt, abdämmte. Die ganze Wand des hoch oberhalb gelegenen Berges ist dadurch von Wald entblößt, und das Thal vollgestopft von einem etwa 50′ hohen Walle von mehreren tausend dicken Bäumen oder Stämmen, die oft in der Mitte abgeknickt sind. Man erkennt darunter Tschilkiefern, Birken, Pappeln, aber vorzugsweise Cedern. Unter dieser mit Steinen und Erde zu einem dichten Ganzen verbundenen, etwa 10′ hohen Schicht liegt noch 40′ Schnee. Man steigt darüber fort zum andern Ufer. Von der Seite, wo Barang liegt, stürzt ein tosendes Bächlein über die Schneeschütte herab und hat einen tiefen Durchschnitt in derselben ausgewaschen, in welchem man sieht, wie die ganze Schneemasse durchaus mit Baumstämmen gespickt ist.

Wir stiegen über die Lawinenreste zum jenseitigen Ufer des Flüßchens hinüber und zogen an demselben zum Flußbett des Sutledsch hinab, welches hier sandig und voll Kieselgeröll ist. Das Wasser des Flusses sieht gelb und trübe aus. Es scheint hier am sandigen Ufer der vorzüglichste Standort der Neozakiefer zu sein, die nur in einem sehr beschränkten Bezirke vorkommt. Die Neoza ist von keiner ausgezeichneten Größe in Vergleich mit den anderen Baumriesen der Gebirgswälder; die stärksten Stämme maßen höchstens 1½′ im Durchmesser. Auch hat sie keinen so schönen schlanken Wipfel wie die andern Tannen des Himalayah; dennoch ist es ein ausnehmend schöner Baum, die silbergraue Rinde, welche sich nie in eine rauhe Borke verwandelt, die großen elegant geformten Aepfel, mit denen die Zweige beladen sind, geben ihm ein fremdartiges Ansehn von eigenthümlicher Schönheit.

Etwa nach vier Stunden erreichten wir den Fuß einer Granit-

klippe, bei welcher ein Seil über den Sutledsch als Brücke gezogen ist. Wir überstiegen die Anhöhe und sahen die Weingärten und Tschinefelder des Dorfes Puari vor uns liegen. Eine dichte Weinlaube mit ellenlangen Trauben führte uns auf einen freien, grünen Platz, zwischen hohen Pappeln und Nußbäumen eingeschlossen. Leider waren weder die Trauben noch die Nüsse reif. Aber welche gewürzige Luft, welch ein liebliches Thal!

Die Lage des Dorfes, das überall von Weinbergen umgeben ist, deren Reben man hochstämmig zu Lauben gezogen hat, ist höchst romantisch. Es ist auf den einzigen kahlen und unfruchtbaren Fleck einer in den Fluß vorspringenden Klippe gelegen, etwa 150′ hoch über dessen Spiegel. Die hohen Häuser, aus Balken und zwischengesetzten Steinen nett gebaut, eines dicht neben dem andern, lassen nur ganz enge Gäßchen zwischen sich frei; Balkons zieren die oberen Stockwerke, und die Thüren sind durch lange Ketten verwahrt, welche man von den Balkons aus festhalten und anziehen kann. Am Eingange in das Dorf liegt ein großer Lamatempel mit dem kleinen offenen Hause daneben, worin Pauken und eine Art ungeheurer Posaunen, Instrumente, die zu religiösen Feierlichkeiten dienen, aufbewahrt werden. Große Gebetrollen (Manneh's) sieht man aller Orten; sie waren hier aus Kupfer getrieben und mit Lamacharakteren beschrieben. Auch hier fanden sich wieder in großer Anzahl die weißen, rohen Lehmkuppeln, vor denen die Bewohner als Lamaiten ihre Gebete verrichten. Es sollen Schriftrollen vom Lama darin befindlich sein. Hier nannte man sie Tschosden oder auch Tschochden.

Die Aecker umher waren mit Tschine und Kaoni (Panicum) bestellt, beides noch vor der Erndte. Aus dem Wein wird ein berauschendes Getränk durch Kochen des Saftes zubereitet, Rak genannt, welches einen sehr eigenthümlichen süßen Geschmack hat, etwa wie Tresterbranntwein.

Von einer Klippe, die derjenigen, worauf Puari gebaut ist, gegenüber liegt, genossen wir lange den freundlichen Anblick auf die netten Häusergruppen, die lachenden Weinlauben und die starren Felsen im Hintergrunde mit den schwarzen Cedernwäldern auf ihrem Gipfel, die leichten Wolken, welche vor den im Abendroth glühenden

Schneespitzen des Raldang (Reildang) vorüberzogen und sich jagten, und labten uns an der lauen, duftigen Sommerluft. Schon war das Thal in Abenddämmerung gehüllt, als die Lamas (Priester) des Tempels erschienen in ihren langen, rothen feierlich umgeworfenen Mänteln und einen melancholischen Gesang zu Ehren des Prinzen anstimmten, zuerst ein Vorsänger, als ob er ein lateinisches Gebet absänge, dann antwortete der ganze Chor drei und vierstimmig, wie bei dem Responsorium in einer katholischen Kirche. Die Scene machte einen wunderbar feierlichen Eindruck. Wir konnten uns lange nicht entschließen, den schönen Platz zu verlassen und erst spät kehrten wir zu den schattigen Wallnußbäumen, unter denen die Zelte aufgeschlagen waren, zurück.

Der nächste Tag (der 26. Juli) begann mit dem langwierigen Uebergange mittelst der einfachen Seilbrücke über den Fluß, welcher hier etwa 90 Schritt breit ist. Man wurde mit einem wollenen Strick um die Hüfte an das Krummholz festgebunden und fuhr damit längs des Seils dem andern Ufer zu. Wir selbst kamen ziemlich rasch hinüber, aber das Gepäck auf diesem Wege fortzuschaffen nimmt viel Zeit weg. Jämmerlich war es anzusehn, wie die unglücklichen Hammel, unser lebender Proviant, nur an einem Beine hängend, über das brausende Wasser gezogen wurden. Auch ein großer Hund, der uns in Barang zu gelaufen ist und uns seit der Zeit begleitet, wurde auf demselben Wege unter furchtbarem Geheul hinübergeschickt; Scenen, wobei es viel zu lachen gab. Die Unverschämtheit des einen der hinüberziehenden Kulies war mir indessen gar nicht lächerlich; denn ich mußte, ohne es hindern zu können, zusehn, wie er jenseit des Flusses von meinem Blechkasten den neuen Strick abknüpfte und einsteckte. Die Entfernung war aber so groß, daß ich wohl die Handlung, nicht aber das Gesicht des Diebes erkennen konnte.

Nachdem Alles am jenseitigen Ufer angelangt und den Trägern aufgeladen war, ging der Weg am steilen Ufer im brennenden Sonnenschein in die Höhe. Nur wenige Weinlauben sah man noch neben einem kleinen Dorfe zur Linken; dann gab es nichts als Geröll von grauem Thonschiefer, auf welchem der Weg kaum zu erkennen war. Da ich weit voraus war und mich allein sah, fürchtete ich mich ver-

irrt zu haben und stieg die eben erkletterte Höhe wieder hinab; zu meinem Verdrusse mußte ich denselben Weg wieder hinauf und erreichte endlich eine alte Mauer, hinter welcher sich ein Dorf zeigte, dessen Häuser alle so platt waren, daß man sie erst in größter Nähe über die Anhöhe weg erblicken konnte. Es heißt Kongi. Der Weinbau hörte hier auf; dagegen bedeckte der schönste Waizen, der eben anfing gelb zu werden, die kleinen Terrassenfelder, welche mit Aprikosenbäumen voll reifer Früchte umgeben waren.

Das ansehnlichste Gebäude war ein Deval oder Tempel, von der eigenthümlichen Bauart, wie sie sich im höheren Gebirge, das nur von Lamadienern bewohnt wird, überall finden. Hohe Mauern umgeben einen viereckigen Hof; an diese schließen sich die eigentlichen Tempelgebäude ohne Fenster, aber mit zierlichen Säulen aus Cederholz versehn, welche das flache Schieferdach tragen. Beim Gottesdienst, wenn man den Gesang der Priester so nennen kann, ist das Innere der Tempel durch Lampen erleuchtet. Das Volk selbst nimmt keinen weitern thätigen Antheil daran, auch habe ich bei demselben außer dem Umdrehen der Gebetcylinder keine eigentliche religiöse Ceremonien bemerkt.

In der Mitte des Hofes steht ein hölzernes Tempelchen von ganz chinesischer Bauart, welches im Kunauer gewöhnlich Tschopal genannt wird. Es hält etwa 15—20′ im Quadrat und ist 15′ hoch. Acht bis zwölf zierlichgeschnitzte, vierkantige Säulen tragen das Dach mit breit überstehendem Rande, dessen vier Ecken in Form von Drachenköpfen oder andern wunderlich gestalteten Ungeheuern sich in die Höhe krümmen und hölzerne Glocken tragen. Der Fußboden ist gerade so hoch über dem Boden erhaben, daß man sich bequem darauf setzen kann. Es ist dieses Häuschen ein bequemer Rastort für Reisende, welcher wenigstens vor dem Regen schützt und man verwehrte uns nicht, es in Beschlag zu nehmen; dagegen bleiben die Tempel dem Fremden stets verschlossen. Auf dem Hofe stand ein großer Baldachin von rother Seide; viel Gold- und Silberflitter hingen daran umher und auf der Spitze prangte ein großer weißer Yackschwanz*). Im

*) Die Engländer nennen diesen Luxusartikel „Kuhschwanz“. Man denkt dabei

Innern schien das Zelt weiter nichts als die silbernen Tempelgefäße zu enthalten.

Wir hatten von hier an noch über 1000′ zu steigen, ehe das nächste Dorf, fast auf der Kante des Berges gelegen, erreicht wurde. Der Weg führte zwischen Hecken von weißblühenden Spiräen hin, an welche sich eine lange, schattige Allee von Aprikosenbäumen anschloß. Am Ende derselben lag Koti, eins der reizendsten Dörfer, welche ich im Gebirge gesehn habe. Ein großer freier Platz, von riesengroßen Nußbäumen umgeben und mit dem üppigsten Rasen bewachsen, öffnete sich; auf einem kleinen Plateau zur Linken standen die zierlichen Häuser des Dorfes, zur Rechten zog sich eine Wasserleitung, von dichtem Blumenflor eingefaßt, hin und verlor sich unter dem Gesträuch, welches die Felder begrenzt, zu deren Bewässerung sie sich in vielen Armen ausbreitet.

Nahe dem Nußbaumhaine erhob sich eine große Mauer mit zierlich kannelirtem Rande und einem Thore im chinesischen Geschmacke, durch ein schräges Dach von großen Schieferplatten bedeckt.

Ich trat hinein und fand einen offenen Raum, der ein mit Steinen eingefaßtes Bassin enthielt. Der Springbrunnen in der Mitte desselben, so wie die Einfassung war sehr verfallen; aus einem bronzenen, noch wohl erhaltenen Fischkopfe strömte dem Eingang gegenüber das Wasser in das Bassin. Die freundlichen Dorfbewohner, welche mich in großer Anzahl neugierig umgaben, konnten mir keine Auskunft über diesen seltsamen, abgeschiedenen Ort geben; auch verstand ich leider zu wenig von ihrer Sprache. Nur so viel fand ich heraus, daß die zahllosen Fische, die in dem Bassin umherschwammen, von ihnen gefüttert würden, aber gegessen würden sie nicht. Gewiß stand der Fischbehälter ehemals mit irgend einem Heiligthume in Zusammenhange, und das Füttern der Fische hatte eine religiöse Bedeutung. Obwohl diese vergessen und verloren gegangen ist, so unterziehen sich die Dorfbewohner doch noch mit großem Eifer diesem Geschäfte, weil

---

leicht an den schmierigen Wedel unserer Kühe. Es ist der weiße, buschige Schwanz des Yackochsen, welcher überall in Indien bei der Tafel der Vornehmen als Fliegenwedel dient.

es bei ihren Vätern Gebrauch gewesen ist. Man findet manche solche unerklärliche und wunderbare Gebräuche bei den Gebirgsbewohnern, und die einzige Antwort, die man zur Aufklärung derselben von ihnen erhält, ist diejenige, daß sie es thun „um Gottes Willen".

Die Fische waren noch aus einem anderen Gesichtspunkte interessant. Die Bäche, die zum Sutledsch durch felsige, zerrissene Thäler hinabströmen, haben meistens von ihrer Quelle im Schnee nur einen kurzen Lauf und enthalten keine Fische. Ueberall, wo ich auch nach Fischen fragen mochte, erhielt ich die Antwort, „es gäbe keine Fische". Auch im Sutledsch wird nicht gefischt, und es sollen bis zu dem Punkte, wo er aus Tübet kommt, keine Fische in seinem Wasser leben. Ob es wahr sei, kann ich nicht entscheiden, doch ist gewiß, daß die senkrechten Felsen, die ihn einschließen und nur an wenig Stellen das Hinabsteigen zum Strom erlauben, dem Fischfange nicht günstig sind. Woher kommen nun diese isolirten Fische an diesen Ort? Es waren zwei Arten, so viel ich unterscheiden konnte, eine dem Karpfengeschlecht angehörige; ohne Zweifel sind sie noch unbekannt, doch war es nicht möglich, ihrer habhaft zu werden.

Während ich über den Ursprung dieses Fischteiches reflektirte, war die Reisegesellschaft auch herangekommen und wir erlabten uns an den schönen Aprikosen, welche uns mit großer Freundlichkeit von den Leuten des Dorfes dargeboten wurden. Sie ließen es ruhig geschehen, daß man sich die besten Früchte aus den aufgeschütteten Vorräthen heraussuchte, oder sie von den Bäumen herunterschlug. Eine Menge hübscher Kinder, nur mit einem kurzen, wollenen Hemdchen bekleidet, sprangen und spielten um uns her; auch viele Frauen mit angenehmen Gesichtszügen ließen sich sehen in der gewöhnlichen Tracht, den Kopf mit der kleinen am Rande umgerollten Filzmütze bedeckt und den rothen Wollbusch im Nacken. Die großartigen Messingbroschen von der eigenthümlichen, brillenartigen Gestalt fehlen nie und dienen, das Gewand, ein einziges langes Stück Wollenzeug, auf der linken Brust zu befestigen.

Bald erreichten wir die Kante der ersten Hügelkette, etwa 2000′ über dem Niveau des Sutledsch, auf welcher der Weg zwischen Gersten- und Waizenfeldern und früchteschweren Aprikosenbäumen ge-

mächlich fortgeht. Auf die Nähe eines dritten Dorfes ließ sich aus den zahlreichen Gruppen der Bewohner schließen, welche die Neugier an den Weg gelockt hatte, obgleich wir die Hütten desselben nicht sehen konnten.

Nach Ersteigung einer bedeutenden Anhöhe traten wir wieder in den Cedernwald ein, der sich in der Region von 8—9000′ Höhe fast immer vorfindet. Hier war er dünn gesäet und viele Tschilkiefern standen dazwischen. Die große Anzahl der Dörfer in dieser Gegend mag wohl dem dichtern Bestande des Cedernwaldes großen Abbruch gethan haben; dagegen gab es hier einzelne Stämme von ungeheuerer Dicke bei einer nicht sehr bedeutenden Höhe. Mehrere wurden mittelst Bindfaden gemessen und ein Zwillingsbaum ergab 36′ im Umfange. Viele andere waren ihm fast gleich.

Auf dem von abgefallenen Cedernadeln glatten, steilen Wege gelangten wir über die Waldregion hinaus auf eine gut angelegte und erhaltene Straße, den Tschinidakweg. Er ist von einer Gesellschaft englischer Kaufleute wohl 100 englische Meilen lang über das rauheste Gebirge geführt, bloß aus Spekulation, um die Weintrauben von den wenigen Orten, wo sie gedeihen, so schnell nach Simlah zu transportiren, daß sie noch frisch und eßbar ankommen. Es ist die Uebereinkunft mit den Ortsbehörden getroffen, daß die Trauben von besonders dazu angestellten Leuten verpackt und von einem Ort zum andern getragen werden. Jede Station ist bestimmt und kaum kommt der Dak an, so steht schon der Mukdiar mit frischen Kulies bereit, die Trauben augenblicklich weiter zu befördern. So wandern sie von einem Dorf zum andern bis nach Simlah hin. Die Körbe, in denen sie getragen werden, sind lange, unten spitze Tragkörbe. Baumwolle wird hinaufgeschickt, und zwischen diese werden schichtweise die einzeln abgepflückten Beeren abwechselnd mit Baumwolle verpackt. Wenn sie in Simlah auf die Tafel kommen, sehen sie durchaus nicht so appetitlich aus, wie eine vollgewachsene Traube, sondern gleichen den Stachelbeeren; doch wird eine große Menge davon abgesetzt.

Bei diesem Traubengeschäft, dem der Rajah von Bussahir durchaus nichts in den Weg legt, soll allein einer der englischen Kaufleute

an 400 Pf. St. als reinen Verdienst in jeder Saison gewinnen, und die Nachfrage nach Trauben ist größer, als die Zufuhr derselben. Seltsam ist es, daß der Rajah dies weiß und es ihm doch nie einfällt, auf seine eigene Rechnung Trauben hinabzuschicken, wovon er einen viel größern Gewinn ziehen würde, da die Trauben ihm gehören.

Auf dieser geebneten Straße, die noch eine Zeitlang von einzelnen Cedern- und Kiefergruppen begleitet wird, kamen wir sehr rasch von der Stelle, so daß wir binnen einer halben Stunde den Ort Tschini vor Augen hatten. Gut angelegte Wassergräben ziehen sich überall an den Abhängen hinab, um die zahlreichen Feldterrassen zu bewässern, oder kleine Mühlen (Pandschecki) zu treiben. Die letzteren waren gerade jetzt in voller Thätigkeit. Sie bestehen aus einem Häuschen, kaum groß genug, daß ein oder zwei Personen darin Platz haben. Das Wasser stürzt mit großer Gewalt aus einer hölzernen Rinne auf ein horizontal laufendes Rad, dessen breite Felgen schräg wie die Windmühlenflügel gestellt sind. Die roh gearbeitete Axe trägt an ihrem obern Ende den runden Mühlstein, der durch die Drehung des Rades unmittelbar in Bewegung gesetzt wird. Gewöhnlich findet man in diesen Mühlenkasten, denn Häuser kann man sie kaum nennen, eine Person des schönen Geschlechtes beschäftigt, das Mehl fortzunehmen und Korn aufzuschütten. Die Wassergerinne von Cedernholz sind mit vieler Sorgfalt gearbeitet. An der Stelle, wo sie unsern Weg durchkreuzten, waren sie unterbrochen, um einen freien Durchgang zu lassen; aber der Stoß des Wassers war so stark und sein Strom so rasch, daß er von einem Gerinne zum andern in einem starken Strahle ohne Unterbrechung übersprang, was mir sehr seltsam erschien.

Wir waren nun auf eine freie Höhe gekommen und hatten die Aussicht auf das linke Ufer des Sutledsch. Hinter der Bergkette des Ufers, in dessen steiler Schlucht wir die Lawinenreste und Schneeschütten, die wir erst vor kurzem überschritten, wiedererkannten, zeigten sich zunächst baumlose, aber mit frischem Grün bedeckte Höhen. Ueber ihnen ragten die mit ewigem Schnee bedeckten Vorberge des Raldang in die Wolken. Die höchsten Spitzen waren leider verdeckt; denn

ein Gewitter war im Anzuge. Welch' ein herrlicher Kontrast der schwarzen Cederwälder zu den lichtgrünen Alpenwiesen und dem weißen Schnee!

Links im Vordergrunde stieg ein glatter Felsenhügel auf, dessen Spitze viele Trümmerhaufen wie Ueberreste einer kleinen Festung bedeckten. Ein friedlich aussehendes Gebäude dazwischen gelegen, gab sich durch die vielen Lappen und Fahnen an langen Stangen als Tempel zu erkennen. Die schräge Vorderwand dieses Bergvorsprunges, eine Schichtungsfläche des Granits, ist durchaus glatt und kahl und macht es unmöglich, den Berg von dieser Seite zu ersteigen. Wir umgingen ihn rechts und fanden uns bald im Schatten einer Reihe großer Pappeln und Meliabäume. Eine breite Getreidefläche dehnte sich hinter ihnen vor dem Dorfe aus, welches sich links an der hier sanft abfallenden Seite des Berges bis zum Tempel auf seiner Spitze hinaufzieht. In einem grünen Wiesengrunde sahen wir einen ganz stattlich erscheinenden Bangalo; bei näherer Untersuchung zeigte er sich indessen in einem so baufälligen Zustande, daß es lebensgefährlich gewesen wäre, darin zu verweilen. Er war zwar erst vor sieben Jahren auf Kosten eines englischen Reisenden errichtet, aber diese Gegend wird so wenig besucht, daß für die Reparatur seither nichts geschehen war; wohl aber hatten die Bewohner des Ortes das unbewohnte Haus jedes überflüssigen Schmuckes, jedes Stückchens Eisen, welches nicht zu fest saß, und alles Fensterglases beraubt. Es wurde daher das Zelt dicht neben dem wüsten Hause auf dem Grasteppich der Wiese errichtet. Wir ahnten nicht, daß wir nahe an einer Grabstätte unser Lager aufgeschlagen hatten, in der vor wenig Wochen ein Engländer begraben war. Zwei leidenschaftliche Jäger hatten nämlich von hier aus allein eine Gebirgspartie unternommen, um Steinböcke zu schießen. Der Eine derselben, einer der ausgezeichnetsten Jäger im Gebirge, erkrankt bei der Rückkehr, stirbt am zweiten Tage und ist hier von seinem Gefährten mit vieler Mühe eingescharrt.

Kaum war unser Zeltplatz in Ordnung, als sich das Gewitter mit großer Heftigkeit entlud; furchtbar krachte der Donner und erschütterte die Luft so, daß sich eine Menge Lawinen von den Schneebergen ablösten und mit Prasseln und Poltern neue Wege zu den

alten Schneeschütten auf der andern Seite des Flusses bahnten. Der Regen goß die ganze Nacht vom Himmel herab, und wir hätten unter dem durchlöcherten Dache des Bangalo uns bei weitem schlechter befunden als unter unserm Zelte. Erst gegen Mittag klärte sich das Wetter auf. Ich benutzte diesen Zeitpunkt, um den höchsten Punkt des Berges, an welchem Tschini liegt, zu ersteigen. Die Sache war schwieriger als ich gedacht hatte, denn überall stieß ein Haus dicht an das andere. Man mußte zwischen den Hütten hindurchkriechen durch schmale freigelassene Gänge, die oft an den allerunreinlichsten Orten endigten. Mehrfach gerieth ich auf den platten Dächern der Häuser in Gefahr, in die Luftlöcher (Schornsteine haben sie nicht) derselben zu treten. Die Häuser stecken nämlich mit der einen Hälfte im Berge, nur die Vorderhälfte schaut heraus, und das Dach ist ganz mit derselben Erde bedeckt, wie der Berg, so daß man oft nur am dumpfen Klange bemerken kann, ob man sich auf festem Boden oder dem Gipfel eines Hauses befindet. Eine Wildniß von 8′ hohem Hanf und Brennnesseln schloß sich an die bewohnten Plätze an, durch welche ich nur mit Mühe mir den Weg zur Spitze des Berges bahnte. Hier sah ich, daß das Gebäude, welches wir von unten für einen Tempel angesehen hatten, nur ein Lama- oder Priesterhaus war. Es war weiß angemalt, die Veranda davor mit breit überhängendem Dache gelb. Um die Thüre her waren einige ausgezeichnete Exemplare von großen Steinbockgehörnen festgenagelt.

Uebrigens gab es hier wenig zu sehen; das Flußthal war verdeckt, und das Dorf, von welchem man nur die platten, theilweise mit dürren oder faulenden Aprikosen bedeckten Dächer vor Augen hatte, nahm sich höchst unvortheilhaft aus. Auf dem Rückwege war ich mehrmals in Gefahr, durch ein schadhaftes Dach einzubrechen und setzte mehrere Damen, die in häuslicher Beschäftigung begriffen waren, durch meine plötzliche Erscheinung in nicht geringen Schrecken. Endlich fand ich mich auf dem Hauptplatze des Ortes, wo der größere Deval und ein Tschopal mit schönem Schnitzwerk sich befindet. Das Dach des letztern trug an jeder Ecke einen großen, hölzernen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln und die gewöhnliche Holzglocken als Zierath. Auch die Säulen des alten Tempels waren von sehr kunst-

reicher, eleganter Arbeit. Es giebt eine eigene Kaste oder vielmehr eine untergeordnete Priesterabtheilung, die sich mit der Herstellung von solchem Holzschnitzwerk beschäftigt. Solche Kastenunterschiede wie bei den Hindu's existiren hier zwar nicht; aber doch wird der Sohn eines Lama auch wieder Lama. Alle übrigen Dorfbewohner dagegen, mit Ausnahme des Mukdiar, sind sich im Range gleich und müssen Kuliedienste thun, sobald der Rajah es anordnet. In dem indischen Flachlande thun nur die niedrigsten Kasten Trägerdienste; selten entschließt sich ein Bramin dazu, und wenn er es thut, wird er nie verfehlen, für diese Herablassung einen höhern Lohn zu fordern, weil er Bramin ist.

Kaum war ich am Lagerplatze wieder angekommen, als der Regen mit erneuter Heftigkeit herniedergoß. Wie kann man doch behaupten, daß das ganze obere Kunauer jenseit der Regenzone liege; ich glaube nicht, daß man in der Pläne und den Vorbergen zur Regenzeit einen gründlichern Regenguß erleben kann, als wir in diesen Tagen im Gebirge. Leider hinderte uns dieses ungünstige Wetter an jeder Aussicht; die schöne Raldanggruppe war beständig verdeckt, und außerdem war man durch die kühle Luft gezwungen, sich in das Filzkostüm zu werfen, wie wir es gleich den Bergbewohnern trugen, um nicht noch neben dem Mangel an Bewegung auch zu frieren. Tschini war der Ort, wo wir zur Fortsetzung der Reise die Pferde vorzufinden gehofft hatten; doch erschien nur einer der Tschaprassis, der mit denselben von Gowanne fortgeschickt war, und gab vor, sie im Stich gelassen zu haben, um mit einem Theile des Gepäcks schneller zu uns zu kommen. Er wurde sogleich zurückgeschickt, um die Pferde herbeizuschaffen. Wahrscheinlich hatte er versucht, sich einen Vortheil bei der Sache zu machen; denn man kann keinem dieser Hindu's trauen, sobald man ihn ohne Aufsicht läßt. Sie sind alle Spitzbuben und stehlen bei jeder günstigen Gelegenheit.

Der fortdauernde Regen und die nothwendige Ausbesserung und Revision der Kleidung und der Schuhe hielten uns bis heute (den 28. Juli) in Tschini fest, und man läßt sich nach den anstrengenden Märschen einige Ruhetage gern gefallen. Es ist indessen fest be-

schlossen, am nächsten Morgen, mag es regnen oder nicht, aufzubrechen, und dem Laufe des Sutledsch aufwärts zu folgen, so weit es möglich ist. — —

Elfter Brief.

Ausbleiben der Reitpferde und des Gepäcks. — Reiseleben im Gebirge. — Ackerbau bei Tschini. — Das Dorf Koschmi. — Pangi. — Spaziergang in das Dorf. — Aussicht von den Dächern desselben. — Eigenthümliche Lage der Bergdörfer. — Zubereitung der Aprikosen. — Der Simnudur. — Das Tabakrauchen. — Die Kulies. — Lamaische Urnen. — Die Gebetsteine. — Inschrift derselben. — Der Weiler Jengere. — Gesandte des Rajah von Ghurwal. — Errengkhal. — Aussicht auf den Purgeul. — Denksteine. — Lipe. — Tempel. — Gesang der Kulies. — Labrang. — Alter Thurm. — Kanum. — Bauart der Häuser. — Die Einwohner. — Lamahaus. — Großer Tempel. — Der Oberlama. — Thal des Sutledsch. — Der Ruskalongfluß. — Brückenbau. — Tschasu. — Schlechter Weg am Sutledsch. — Kora. — Tracht der Einwohner. — Die Namtubrücke. — Dubling. — Freundliche Einwohner des Dorfes. — Dabling. — Kab.

Simlah, den 10. September 1845.

Endlich sind wir im Hafen der Ruhe, in der englischen Gesundheitsstation Simlah, angelangt. Drei Monat lang waren wir von aller Kommunikation abgeschnitten; denn die Postboten kommen nicht in die Gegenden, welche wir zuletzt durchwandert haben. Fast die ganze Gebirgsreise, einige Tage am Ende des Mai und im Anfang des Juni abgerechnet, wurde zu Fuß zurückgelegt; das beträgt, gering angeschlagen, etwa 180 deutsche Meilen. In der Ebene wäre das allerdings nichts sehr Erhebliches, aber man muß dabei bedenken, daß Erhebungen von 15,000′, also mehr als Montblanc-Höhe, vorkommen und daß häufig ein Brocken zum Frühstück und eine Schneekoppe

nach demselben zu übersteigen war. Das Ausbleiben der Reitpferde, die auf einem näheren Wege vorausgesendet waren, und des Gepäcks, welches ebenfalls in Tschini noch nicht vorgefunden wurde, machte den Mangel an heilem Schuhwerk und Kleidungsstücken sehr fühlbar. Ueber den Mangel der Reitpferde tröstete man sich leicht, da das Wandern zu Fuß schon eine gewohnte Sache geworden war; auch die zerrissenen Röcke und Jacken, aus denen der Ellbogen hervorschaute und an denen die ursprüngliche Farbe weniger zu erkennen war, als die vegetabilischen und geognostischen Produkte der durchreisten Gegenden, thaten noch ihren Dienst; aber Schuhe ohne Sohlen auf steinigem Erdreiche und scharfen Felsen waren eine Zumuthung, der die menschliche Natur widerstrebte. Da man aber im Gebirge, wie im Flachlande Indiens die Kühe nur aus Alterschwäche sterben läßt, so ist Leder ein seltener Artikel, und man mußte, nachdem die eigenhändig aufgenähten Sohlen allem übrigen Schuhwerk nachgefolgt waren, sich bequemen, in Sandalen zu gehen, wie sie die Bergbewohner tragen.

Zum Glück paßten sie ganz gut zu dem übrigen Kostüme; denn wir hatten uns nothgedrungen an die Tracht der Gebirgsbewohner (Pahari) gewöhnen müssen, bestehend aus einer Art kurzem Waffenrock von weißer, roher Wolle, Baku genannt, und sehr weiten Beinkleidern, die über den Füßen eng anschließen. Beides wird durch einen gewirkten, wollenen Gürtel gehalten. Die kleine braune Filzmütze mit umgerolltem Rande vollendet die Toilette, der es weniger an Zweckmäßigkeit beim Regen und kalter Luft, als an Eleganz und Sauberkeit fehlte. Die Ruhetage mußten öfter zum Waschen und Ausbessern der invaliden Kleidungsstücke verwendet werden, und man unterzog sich noch lieber diesem Geschäfte, als der zeitraubenden und widerwärtigen Arbeit des Schuhflickens.

Trotz solcher kleinen Unbequemlichkeiten stelle ich diese Bergreise als den interessantesten Theil der ganzen Tour oben an. Wir haben viel Mühseligkeiten überstanden, haben wochenlang unter den nassen Zelten geschlafen, und sind ganze Tage hindurch im halbgeschmolzenen Schnee fortgewandert, haben bis an die Knie im eiskalten Wasser stehend mit steifgefrornen Händen Brücken über die reißenden Berg-

ströme gebaut und Abhänge erklettert, an denen eine Ziege Schwindel bekommen hätte, und dabei von zähem Bocksfleisch und hartem Schiffszwieback oder zähem Schipatti (Kuchen aus Gerstenmehl) gelebt, wozu, da der größte Theil des Weinvorrathes verloren gegangen war, ein Schluck Branntwein vorzüglich gefunden wurde.

Dabei ging die gute Laune nie aus; denn es war nie ein ernstlicher Grund vorhanden, sich Sorgen zu machen, auch fehlte die Zeit dazu. Kaum ist der letzte Berg mit Mühe erstiegen und der Zeltplatz ausgewählt, so ist das erste Geschäft, das Zelt zu errichten. Alle legen Hand an und in wenigen Minuten steht das Zelt; die Mäntel werden aufgerollt, die Decken ausgebreitet, und das Nachtlager ist fertig. Allein draußen steht auf ihren Lohn wartend die Schaar der Kulies; die armen Teufel dürfen nicht zu lange auf das sauer verdiente Stück Geld harren. Dazu müssen mehrere Stricke aufgebunden und wieder in künstliche Knoten verschlungen werden, welche die Stelle der Schlösser vertreten. Plötzlich fallen mir die gesammelten schönen Pflanzen ein; wie schade, wenn sie verwelkten! Auch das feucht gewordene Papier muß in der Sonne ausgebreitet und getrocknet werden. Die in verschiedenen Flaschen wimmelnden und zappelnden Geschöpfe von ihren Leiden zu erlösen und auf die Nadeln zu reihen, ist ebenfalls ein unaufschiebbares Geschäft. Während ich diesem obliege, drängen sich verschiedene Leute mit flehender Geberde zu mir heran. Der Eine zeigt jammernd auf seinen Magen, der Andere bringt ein krankes Kind und legt es mir ohne Weiteres vor die Füße. Andere tragen einen Unglücklichen mit zerschmetterten Beinen herbei. Da gilt es, nicht zu zaudern. Man muß wenigstens seine Bereitwilligkeit zeigen, wo man nicht helfen kann, und wie selten kann man leider in dieser Eile wirklich helfen. Es ist hart, wenn man die armen Leute, welche meilenweit hergekommen sind und zuversichtlich von dem Bara Doctor Schahib ihre Heilung erwarten, mit leidigem Rathe entlassen muß. Ist nun endlich die Wunder wirkende Arznei aus dem tief verpackten Kasten genommen, ist der Verband, nicht ohne große Lücken in dem Reste der leinenen Hemden zu machen, angelegt, so denkt man endlich der Ruhe zu pflegen. Da gießt plötzlich ein Regen herab und droht den trocknenden Pflanzen den

Untergang. Man eilt hinaus und flüchtet die Schätze. So geht der Rest des Tages hin; unerwartet rasch tritt die Dunkelheit ein, und die einfache Mahlzeit wird mit Heißhunger verzehrt. Kaum sind die Schüsseln fortgeräumt, so erstirbt die Unterhaltung, und die Augen drohen zuzufallen; doch nein, Sperrhölzer her! denn das Tagebuch muß noch geschrieben werden, ehe sich die Eindrücke des am Tage Erlebten verwischen. Ein düsteres Licht, durch eine künstliche Papierglocke gegen den Zugwind geschützt, damit es nicht zu oft auslösche, leuchtet zu der Arbeit. Wie geistreich und interessant, in welcher poetischen Stimmung spricht man sich da über Gesehenes und Erlebtes aus! — Endlich ist es erlaubt, auf das harte Lager von kratzendem Wollstoffe zu sinken, und man würde herrlich darauf schlafen, wenn die beständigen Aderlässe, von Mücken und Stechfliegen und anderen stechenden und saugenden Thierchen veranlaßt, den traumvollen Halbschlaf zum festen Schlummer werden ließen. Nach kurzer Ruhe graut der Morgen wieder, und ein lärmender Sklave erscheint, der durch unbarmherziges Fortreißen der Bettstücke zwingt, in die vom gestrigen Regen noch feuchten Kleidungsstücke zu fahren. Das Zelt verschwindet ebenso rasch und man steht schauernd im kalten Morgenwinde.

Doch zurück nach dem Kunauer, von wo mein letzter Bericht über die Reise abgeschickt war.

Nach den vier Rasttagen in Tschini zogen wir am 29. Juli bei fortwährendem Regen eine Strecke desselben Weges zurück, den wir hinaufgekommen waren. Zur Seite der Dakstraße, der wir noch eine Zeitlang folgten, lagen die Gersten- und Waizenfelder des Dorfes. Die Erndte war gerade im Gange und sehr feindlich durch den Regen gestört. Meistens sieht man nur die Frauen bei der Feldarbeit beschäftigt, die mit kurzen Sicheln in einer Reihe die schmalen Terrassenfelder entlang gehen, um die Aehren abzuschneiden; ein Mann und einige Kinder binden die Aehren zu Büscheln zusammen. Der Halm bleibt größtentheils stehen und wird abgebrannt oder untergepflügt. Dann wird die Terrasse bewässert und die zweite Saat, aus Phapar (Buchwaizen), Kaoni und Tschine (Hirse), Martsche (Fuchsschwanz), oder Erbsen und Bohnen bestehend, hineingesäet. Beim Schneiden des Getreides singen alle im Chor einen melancholischen

Gesang, der mit einer lang gehaltenen Note schließt, während ein Theil der Schnitter die Melodie weitersingt.

Die Kulturumgebung des Dorfes machte bald wieder dem Cederwalde Platz, in den wir, die Dakstraße verlassend, eintraten. Dicke Nebel hatten sich über die Berge gelagert und immer neue Ballen entquollen dem Flußthale und wälzten sich langsam bis zur Region des Schnees hinauf. Der Cederwald wurde immer dichter und dunkeler; einzelne Neoza- und Tschilkiefern mengten sich zwischen diese Baumriesen, welche die Berghöhen des Kunauer fast für sich allein in Besitz genommen haben.

Das Lichterwerden des Waldes kündigte uns nach anderthalbstündigem Wandern die Nähe eines Dorfes an, zu dem wir einen bedeutenden Abhang auf einer steilen Treppe hinauf klettern mußten. Es heißt Koschmi. Eine Menge frischer Bächlein durchrieselten dasselbe und bunter Blumenflor von schönen, blauen Glockenblumen, Spiräen, Rittersporn und Lichtnelken umgab die Hütten. — Hier sah ich zum ersten Male mit Ochsen pflügen, welche vor einen ganz hölzernen, einfachen Pflug gespannt waren.

Der Regen begann von Neuem, als wir kaum den Bezirk des Dorfes überschritten hatten, und drang sogar durch den dichten, hohen Cederwald, dessen breite Aeste wie Dächer den Weg überschatteten. Eine tiefe Thalschlucht kam uns jetzt in die Quere; jenseit derselben sah man den für diesen Tag bestimmten Rastort Pangi über einem schönen Wasserfall in gleicher Höhe mit uns liegen, allein auf der entgegengesetzten Seite des Flusses. Steil ging es hinab durch einen Wald von Neozakiefern bis zur Brücke; jenseit derselben fing aber die Arbeit erst recht an. Die steile Anhöhe von schlüpfrigen Granittrümmern wollte gar kein Ende nehmen, und oft täuschten uns einzelne zerstreute Häusergruppen, die wir für das Dorf selbst hielten. Es war immer noch nicht das rechte Pangi.

Endlich erreichten wir eine Nußbaumallee; dichte Hecken von Himbeeren, voll von scharlachrothen Früchten, und Balsaminen verschiedener Art standen unter ihrem feuchten Schatten, in welchem sie zu riesiger Höhe gediehen waren. Mauern und Häuser von höherer Bauart zeigten, daß wir dem Dorfe Pangi nahe waren. Der Ort

besteht aus drei verschiedenen Abtheilungen, die in verschiedener Höhe am Berge liegen; diese war die am höchsten gelegene und bedeutendste. Neben einem thurmähnlichen Gebäude, welches mit Bharal- und Iskingehörn *) verziert war, schlugen wir unser Lager auf, während der Regen in Strömen floß. Ein Baum mit eingehauenen Staffeln, die gewöhnliche Art der Treppen, führte zur Thüre des Thurmes, der als Magazin dient. Zwischen diesem Thurme, dem Tempelgebäude und einem neu errichteten Häuschen von Cederholz, welches zur Aufbewahrung der Tempelinstrumente, der 7′ langen Posaunen, der Pauken und Trommeln diente, war ein freier Platz mit dem Tschopal in der Mitte, welches sogleich von unserer Bedienung in Beschlag genommen wurde. Wer dort nicht Platz fand, suchte Schutz unter der Veranda des Tempels, zu der man nur hinaufklettern kann; Andere flüchteten sich in das Paukenhäuschen, wo sie sich durch künstlerische Leistungen auf den Blechinstrumenten und großen Trommeln die Zeit vertrieben. Gewiß waren sie besser versorgt, als wir unter dem nassen Zelte, auf den vom Regen durchnäßten Mänteln sitzend.

Zum Glück klärte sich gegen Abend der Himmel auf, so daß man einen Spaziergang durch das Dorf machen konnte. Eine schmale Gasse führte hinter dem Tempel herum zu einem kleinen Garten voll Apfelbäumen (Palu) und aus diesem in die engen schmutzigen Straßen des Dorfes selbst. Da die Häuser auch hier mit der einen Hälfte im Berge stecken, so war es nicht schwer, auf die platten Dächer derselben zu gelangen und von einem zum andern springend eine Uebersicht des Orts zu gewinnen. Die Dächer lagen voll Aprikosen, die bei dem wenig zum Trockenen geeigneten Wetter zum Theil in Fäulniß übergegangen waren und den Boden sehr schlüpfrig machten.

Von einem der Dächer führte eine höchst einladende Leiter in den Hof hinab. Es war dies das stattlichste Gebäude, in dessen Inneres wir auf diesem Wege gelangten, mit einer Verschwendung von Holzschnitzwerk geziert. Die Fenster fehlten; statt deren war das ganze obere Stockwerk mit durchbrochenem Täfelwerk versehen, dessen Oeffnungen große Blumenbouquets oder allerlei Ungeheuer darstellten.

*) Der Steinbock wird hier Iskin genannt.

Der Hahn schien unter den ausgeschnitzten Figuren eine Hauptrolle zu spielen; er prangte über allen Thüren und auf der Dachkante. Einige männliche Bewohner des Hauses kamen zum Vorschein, durchaus nicht ungehalten über unser Eindringen. Die Unterhaltung mit ihnen war freilich sehr schwierig, doch entnahm ich daraus, daß einer der Männer ein Jäger war. Er gab interessanten Bericht über das vorkommende Wild, besonders über die Steinböcke. Bären giebt es hier nicht nach seiner Versicherung. Er wünschte als Jäger uns zu begleiten. Statt dessen schlugen wir ihm vor, auf seine eigene Hand auszuziehen und Steinböcke zu schießen; jedes Fell mit Gehörn sollte ihm gut bezahlt werden.

Noch mehrere Dächer wurden erstiegen und belohnten die Mühe durch die entzückendste Aussicht über das Thal hinweg. Es ist überall derselbe schwarze Cederwald, dieselbe glatte Granitmauer, dieselben Schneeberge und derselbe wildstürmende, brausende Strom, und doch bietet jede Aussicht so viel Veränderung in der Gruppirung, so viel neuen Reiz, als hätte man noch nie Aehnliches gesehen. So war es auch hier.

Gerade unterhalb des Dorfes in einer grausenhaften Tiefe, wohl 2000′ unter unserm Standpunkte, machte der Sutledsch eine starke Krümmung. Man hörte bisweilen das Rauschen bis zu uns herauf. Wasserfälle stürzen auf der gegenüberliegenden Seite zu seinem Bette hinab, wie weiße Bänder im schwarzen Walde erscheinend. Oberhalb der dunkeln Waldregion erblickte man an einer steilen, unermeßlich hohen Granitwand ein Dörfchen mit grünen Terrassen umgeben.

Wie wunderbar diese Dörfer aus der Ferne sich zeigen, ist schwer zu beschreiben; sie schweben an den Felsen gleich den Schwalbennestern in einer Fensternische. Man begreift nicht, wie dort oben Menschen ihr Geschäft treiben, ackern und pflügen können, ohne daß Pflug und Ochsen in die Tiefe hinunterstürzen. Die schmalen Pfade, welche hinaufführen, erscheinen wie ein Kohlenstrich an einer glatten Wand. Sie bauen sich dort an und wohnen da zeitlebens über diesen Abgründen, wo die Passage allein ein halsbrechendes Wagestück scheint. Ein Regenguß, ein Schneesturz oder eine Lawine müßte die Wohnungen und Aecker mit Stumpf und Stiel herabwischen.

Freilich zeigt sich in der Nähe gesehen das Aussehen solcher Orte ganz anders, als man erwartet hatte; es giebt festen Boden genug, um Häuser zu errichten und die Feldterrassen anzulegen und zu bestellen. Dagegen erscheinen dann die gegenüberliegenden Dörfer auf ganz ähnliche Weise unbehaglich schwebend und die Wege ungangbar.

Das Dorf, welches wir von hier sahen, heißt Purbani. Alle Dächer waren gelb und roth von den hochaufgehäuften Aprikosen, die den Hauptreichthum und das vorzüglichste Nahrungsmittel der Einwohner bilden. Sie leben im Winter von den Früchten, die mit Mehl oder Grütze gekocht, oder roh genossen werden. Halbgedörrt schmecken die Aprikosen nicht unangenehm. Wenn sie aber beim Trokknen öfter vom Regen angefeuchtet sind, so geht der ganze Haufen in eine unangenehm riechende Essiggährung über, die alle Süßigkeit und alles Aroma zerstört und nichts übrig läßt als eine mit dicker Staubkruste überzogene, braune, elastische Masse mit den Kernen vermischt.

In dieser Form ist es kaum zu genießen und schmeckt widerlich sauer (daher der Name Khatai) mit einem rhabarberähnlichen Beigeschmack, der durch die Gährung und mannigfache Beimischung fremder Theile in der lederartigen Masse entstanden ist; denn die platten Dächer sind keineswegs Muster von Reinlichkeit, sondern bestehen aus einer Schicht Lehm oder Erde, die auf der Unterlage von Birkenrinde festgeschlagen wird. Durch den Regen weicht diese Decke auf und vermischt sich auf eine höchst ekelhafte Weise mit den halbfaulen Früchten.

Was der Grund dieser eigenthümlichen Bauart sein mag, darüber vermag ich nicht zu urtheilen; vielleicht ist es die Leichtigkeit ihrer Herstellung, vielleicht nur Herkommen und Gewohnheit. Mir schienen diese platten Dächer, die bei uns erst in den südlichen Gegenden vorkommen, in einem Klima, wo drei bis vier Monate lang hoher Schnee liegt, sehr unzweckmäßig. In Betreff des letztern gab man mir auf mein Befragen die Antwort, daß der Schnee alle Tage von den Dächern herabgekehrt würde und selten ein Haus eindrücke.

Am 30. Juli früh rüsteten wir uns trotz des heftigen Regens, der die Zeltwände durchdrang, zur Weiterreise. Unser Simundar*),

---

*) Der Simundar ist ein Civilbeamter, der den Reisenden vom Rajah, in des-

eine der lächerlichsten Figuren, die man sehen kann, ganz wie Pantalon in der Pantomime, war schon äußerst geschäftig, die Kulies herbeizutreiben oder vielmehr herbeizuschreien; denn seine sonore Baßstimme war das Beste an ihm. Man hörte ihn beständig schreien und poltern; man sah ihn immer in Bewegung, als ob ihm unser Interesse wer weiß wie sehr am Herzen läge, und doch waren wir durch ihn nur sehr übel berathen; denn trotz seiner gewaltigen Stimme richtete er nicht viel aus, wenn man nicht beständig aufpaßte.

Der Mann war gewaltig eitel, zuerst auf seinen kleinen Fuß, den er in den zierlichsten, goldgenähten Damenpantöffelchen zur Schau trug, und die krassesten Lobreden darüber hinnahm, ohne an ihrer Aufrichtigkeit im Geringsten zu zweifeln, dann auf seinen Schnurrbart, aus dem er sorgfältig die grauen Haare auszupfte, endlich auf seine weiße Wäsche vom feinsten Musselin und den schöngewundenen Turban. Es konnte nicht fehlen, daß der Regen und die rauhen Gebirgspfade seiner Eitelkeit mannigfachen Eintrag thaten; denn sie war hier wenigstens übel angewandt. Er pflegte gerne eine Strecke vorauszueilen nur in der Absicht, um gemächlich eine Pfeife Tabak rauchen zu können, wozu er sich zwei besondere Diener hielt. Der eine trug die große Hukapfeife, der andere ein Gefäß mit Wasser, um sie jederzeit versorgen zu können; denn Wasser findet man nicht überall.

Das Rauchen ist hier wie in Indien eine allgemeine Gewohnheit. Diejenigen, welche sich keine Huka anschaffen können, selbst nicht in der einfachsten Form, welche aus einer Kokosnuß mit einem darauf befestigten, thönernen Aufsatze hergestellt wird, helfen sich damit, daß sie im feuchten Lehmboden ein Loch machen, welches als Pfeifenkopf dient. Eine Röhre geht unter dem Boden weg und mündet in einen von oben hineingesteckten Halm oder hohlen Zweig, durch welchen sie den Tabaksdampf einziehen und zwar so heftig, daß sie in fürchterliche Husten- und Brechkonvulsionen verfallen; denn sie schlucken allen Rauch ein. Wer noch nicht einen Widerwillen gegen das

---

sen Lande sie sich befinden, mitgegeben wird, um die nöthigen Kulies und Lebensmittel herbeizuschaffen, den Preis dafür auszumachen und die Lagerplätze auszusuchen. Er macht den Vermittler zwischen den Reisenden und den Eingebornen.

Tabaksrauchen hat, der würde ihn hier bekommen, wenn er diese abscheuliche Art zu rauchen sieht.

Auf dem Platze vor dem Tempel fanden wir die Kulies aufmarschirt. Es war eine Anzahl Frauen in ihrem besten Putze mit Halsbändern von Silber- und Zinnperlen darunter. Manche, fast noch Kinder, sahen mit Thränen in den Augen die zuletzt übrig bleibenden, schwersten Paquete ihnen zufallen, da sie nicht schnell genug bei der Vertheilung sich hinzugedrängt hatten. Da indessen wohl aufgepaßt wurde, daß nicht der stärkste Kerl mit dem leichtesten Pack sich aus dem Staube machte, so war eine gerechtere Vertheilung der Last bald in's Werk gerichtet und die Ordnung hergestellt. Das Zanken und Schreien hörte auf, und der Trupp setzte sich unter Gesang mit schnellem Schritt in Bewegung. Nur die steilsten Berge thun diesem Gesange Einhalt; singend wandern die Kulies rastlos fort. Selten wird Halt gemacht, gewöhnlich bei einer Quelle; denn ohne frisches Wasser können sie nicht leben. Zur Erquickung bereiten sie sich mit dem Quellwasser einen Teig von groben Mehl, den sie roh verzehren; die Huka geht dabei von Mund zu Mund. Gewöhnlich langte die ganze Kolonne, wenn die Station nicht gar zu stark war, sehr bald nach uns auf den Rastplätzen an; je länger der Marsch dauerte, um so mehr verspäteten sie sich. Waren dann die Lasten abgeladen, so setzten sich die Kulies sammt den Kulias, wenn solche dabei waren, in einen Kreis zusammen und warteten auf ihr Lohn, den sie jedoch nicht eher erhielten, als bis die letzten Nachzügler ebenfalls am Platze waren. Unterdessen vertrieben sie sich die Zeit damit, sich ein gewisses Insekt aus den Haaren zu suchen, und gingen bei diesem Geschäft mit eben so viel Unbefangenheit als Geschicklichkeit zu Werke. Es schien diese gegenseitige Dienstleistung eine besondere Gunstbezeugung der Damen gegen den männlichen Theil der Gesellschaft zu sein und eine Höflichkeit der Herren gegen einander, welche die Stelle der Unterhaltung vertrat, wie man etwa bei uns in einer Gesellschaft Räthsel aufgiebt oder Pfänderspiele spielt.

Nahe bei dem Orte, den wir im dichten Nebel verließen, welcher die ganze schöne Aussicht uns leider verhüllte, waren es wiederum

jene wunderbaren, dickbäuchigen Lehmurnen*), die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen und zeigten, daß wir uns im Gebiete des Lamakultus befanden. Es sind aus Lehm roh geformte, bald ovale, bald kugelförmige Klumpen, Urnen oder Glocken, oder wie man sie sonst bezeichnen mag, die 2—3′ im Durchmesser halten und von außen mit weißer Farbe angestrichen sind. Sie stehen auf einer 2′ hohen, gemauerten Unterlage und sind mit einem aus Brettern zusammengeschlagenen Dache bedeckt. Ich gab mir die größte Mühe, zu erfahren, welche Idee ihnen zu Grunde liege; aber fragt man, was für eine Bedeutung sie haben, so erhält man nur die kurze Antwort: „Gott", dieselbe Antwort, welche bei Erkundigungen über die Tempel oder andere Heiligthümer erfolgt. Man findet sie überall an den Wegen und bei den Dörfern, wie die Betkapellchen in katholischen Ländern, und Leute davor beten. Das Wahrscheinlichste von allen den widersinnigen Berichten, die ich darüber erhielt, scheint mir, daß sie auf Rollen geschriebene Gebete, die vom Oberlama in Teschulumbu unterschrieben sind, enthalten.

An einzelnen Orten waren sie aus Steinen zusammengesetzt, an andern wie ein Korb aus Zweigen geflochten, aber immer mit Lehm überschmiert und weiß angemalt. Erst späterhin sah ich sie reihenweise zu dreien gestellt, deren jede dann ihre besondere Farbe hatte und zwar gelb, grau und weiß. Nicht weit von Tschini trifft man die erste derselben an; dort scheint die Grenze des Lamakultus zu sein.

Zugleich mit den Tschochden beginnen die Manneh paddehung's, welche eben so viel Wunderliches haben. Es sind regelmäßig zusammengesetzte Steinhaufen, wie lange schmale Altäre gestaltet, deren obere Fläche ganz mit glatten Schieferstücken bedeckt ist, welche alle in tübetischen Charakteren die Inschrift tragen; „Om man neh padeh ho hung"**). Einzelne sind wahre Musterstücke von Skulptur, andere

*) Ihr Name wurde auch hier verschieden ausgesprochen, bald Tschochdén, bald Tschesdén, mit allen Zwischenlauten.

**) Eigentlich lauten diese Worte:

„Om Mane Padma houm."
„Oh precieux Lotus! Amen."

nach Klaproth's Uebersetzung von: Vigne travels to Kaschmir T. II. p. 331, wo

nur gekritzelt, wie von Kindern. Mit wenigen Ausnahme enthalten sie alle dieselben Zeichen. Die oben angeführten Sylben enthalten die Anfangsbuchstaben aller Hauptgötter; doch konnten selbst die Priester nur über das Ma, was Mahavedi, und über Pa, was Paravadi heißen soll, Auskunft geben. Auf jeden Fall ist es eine sehr bequeme Art zu beten; denn man vertraut das Gebet einem Steine an, der sich auf die Lebensdauer hält und noch über sie hinaus als ein Denkmal der Frömmigkeit angesehen wird.

Diese aufgehäuften Massen der Gebetsteine werden von den Lamadienern mit der größten Ehrfurcht angesehen, um so mehr, je größer der Haufe ist. Man geht niemals mit der linken Seite dem Monumente zugewendet daran vorbei, sondern immer so, daß man es zur Rechten hat; deshalb sind immer zwei Wege daneben angelegt, einer für die Kommenden und ein anderer für die Gehenden. Dicht hinter Pangi trafen wir den ersten dieser Steinhaufen, die folgenden erst jenseit des Passes, zu dem wir hinaufstiegen.

Nach und nach hob sich der Nebel ein wenig und man konnte sehen, daß wir an der Kante des Berges etwa 2000′ über dem Flusse hinzogen. Eines unbedeutenden Flüßchens, des Keschem, wegen, welches eine tiefe Schlucht in den Berg eingerissen hat, mußten wir einen Umweg von zwei Stunden machen. Endlich waren wir wieder auf der schon früher erreichten Höhe jenseit desselben und hatten nun noch eine sehr anstrengende Strecke, wo Treppen in den zerbröckelten Granit eingehauen waren, zu überwinden. Die Cedern und Kiefern fingen nach und nach an zu verkrüppeln; an ihrer Stelle fanden sich Cypressen (Lëura) und Wachholder (Telu), welche auch den ganzen Hügelabhang bedeckten, auf dem unsere Zelte zum Nachtquartier aufgeschlagen werden sollten. Sehr freundlich und einladend war der Platz eben nicht und dem Winde sehr ausgesetzt; allein es war der einzige Fleck mit ebenem Boden. Stachlichte, blaugrüne Wachholderbüsche und verkrüppelte Cypressen bildeten dichte Hecken umher und eine Menge Alpenkräuter, Thymian, Immortellen, Glockenblumen,

---

Wilson es so erklärt. M. s. Nouveau Journal asiatique Janv. 1831 und Fokien's Foue-koue-ké übersetzt von Abel Remusat p. 118 und 136. Padma (der Lotus) ist das Symbol des Wischnu.

Rosen und Ysop bedeckten den mit Granitbrocken überstreuten Grund.

Etwa 200—300′ tiefer schimmerten grüne Felder. Es war dort zwar kein Dorf, aber doch ein Weiler Jengere gelegen, wo einige Hirten das ganze Jahr hindurch wohnen, und wo das Vieh, welches auf den Bergen umher weidet, zu gewissen Zeiten versammelt wird. Einige Kuhställe waren die einzigen Gebäude, welche ich bemerkte. Wir erhielten von dort frische Milch, ein Luxus, von dem wir von nun an für lange Zeit Abschied nahmen; auch wurden einige Böckchen gekauft, denn die Schafheerde mußte so viel als möglich geschont werden, da bei dem Mangel aller vegetabilischen Kost, außer Reis, jede Woche ein Schaf geschlachtet werden mußte.

Als wir von einem kleinen Spatziergang zum Lager zurückkehrten, noch ganz entzückt von der wundervollen Aussicht auf die im Abendroth glänzenden Pässe, den Harang und Bruang im Süden und Raldang im Osten, und von der prächtigen Beleuchtung der riesenhaften Granitmauern in der Mitte der schwarzen Cederwälder und einzelner grüner Felder, kam die Botschaft, daß so eben ein Gesandter des Rajah von Ghurwal mit vielen Tschaprassis im Langer angelangt wäre, um den Gruß des Rajah und die schönsten Geschenke zu überbringen. Schon lange hatten wir das Gebiet dieses Herrschers, welches weiter südwärts liegt und nördlich von dem Jumna begränzt wird, verlassen, ohne ihn in seiner Residenz Tiri am Ganges besucht zu haben. Dieses hatte er erwartet und dem Prinzen einen festlichen Empfang zugedacht. Trotz der Täuschung seiner Erwartung unterließ es der gute Mann doch nicht, einen Theil der Geschenke, welcher sich am besten fortschaffen ließ, aufzupacken und mit einer großen Eskorte nachzusenden. Da unserm Wege durch das Gebirge nicht so leicht nachzuspüren war, hatten seine Leute einen ganzen Monat in furchtbarem Regenwetter mit Hin- und Herreisen zugebracht, ohne ihre Botschaft ausrichten zu können, bis sie endlich das Glück hatten, uns hier in dieser Einöde zu finden. Die Audienz ward auf den andern Morgen verschoben.

Da erschienen sie denn, meist Offiziere von des Rajah Haustruppen, in köstlichen Turbanen, frischgewaschenen, reinen Musselingewändern, mit mächtigen Haudegen an der Seite und breiteten

unter vielen Ceremonien, nachdem sie des Prinzen Füße mit der Fingerspitze berührt hatten, die Kostbarkeiten auf dem Boden aus. Auch ein Brief, in chinesischen Brokat eingenäht, wurde überreicht; schade nur, daß Niemand ihn zu entziffern im Stande war.

Die hauptsächlichsten Geschenke waren schöne nepaulesische Dolche und Krummsäbel, Moschusbeutel, Nerbissiwurzeln, ein sehr hochgeschätztes Arkanum, das alle Krankheiten heilen soll, kostbare Shawls und ein vollständiges Moschusthierfell mit dem Kopf daran, welches unschätzbar gewesen wäre, hätten es nicht die Speckkäfer während der langen Wanderung so furchtbar verwüstet, daß es fast auseinander fiel. Die Ueberbringer gingen reichlich belohnt und mit Gegengeschenken für den Rajah versehen wieder zurück, und gleich darauf folgten auch wir dem schon lange vorausgesandten Gepäck.

Unser Lagerplatz bei den Kuhställen von Jengere war höchstens 1000—1500′ unterhalb des Passes gelegen, den wir in seiner schroffen und kahlen Gestalt, wie sie alle die Trümmerspitzen des Hochgebirges haben, vor uns liegen sahen. Eine Zeitlang mußte man sich durch das dichte Stachelgebüsch der Wachholder und Cypressen hindurchdrängen, bis der eigentliche Weg zum Passe erreicht war. Es war anfangs ein steiler beschwerlicher Bergpfad, aber bald kamen wir auf einen breiten Weg durch Alpenwiesen, die mit der schönsten, frischesten Alpenflora prangten; hier zum ersten Male sah ich Gentianen, die ich auf allen frühern Wanderungen vermißt hatte, daneben Felder voll gelben und rothen Potentillen, dunkelblaue Vergißmeinnicht, gewürzhaft duftenden Thymian, Münze und endlich ganz versteckt unter den schwarzen Granitklippen den wunderschönen himmelblauen Alpenmohn. Wer hätte geglaubt, die von unten so kahl und öde erscheinenden alten Felsenbänke so lieblich verziert zu finden. Aber auch über die Nähe der Gipfel des Passes wurden wir durch die klare Alpenluft getäuscht. Die Sonne war längst über den Eisbergen des Naldang aufgegangen und wurde schon durch ihre Strahlen lästig, ehe wir die nächste Höhe erreichten. Wir glaubten hier den Paß, Errengkhal genannt, schon erstiegen zu haben, als wir ihn wiederum weit in die Ferne gerückt sahen; denn es war nur der erste Vorhügel desselben, den wir erklettert hatten. Noch zwei Stunden

ging es aufwärts auf zwar sehr schönen, mit Alpenblumen geschmückten, aber beschwerlichen Wegen.

Aber welche Ueberraschung wurde uns zu Theil, als wir zum höchsten Kamme gelangt waren. Eine einzige scharfgezogene Leiste von weißem Granit ohne alle Vegetation (so sind alle hohen Gebirgskämme des Himalayah, man kann nicht auf ihnen entlang gehen), zog sich vor uns hin; nur an einer Stelle war ein Durchgang, eine Art Thor, gebrochen. Kaum traten wir in dieses ein, so rollte sich das prächtigste Alpenpanorama, das man sich nur vorstellen kann, vor unserem Blicke auf. Es waren die Gebirge des chinesischen Gebietes, des Purgeul, die wir hier zuerst erblickten. Welche eigenthümliche Gedanken sich daran knüpften, sich so auf einmal an die Thore des himmlischen Reiches versetzt zu finden. Leider hatten wir schon früher erfahren, wie gut dieselben verwahrt seien; um so begehrenswerther schien der Eintritt, um so schöner und wunderbarer das, was sie verschlossen. Dieses violette, duftige Blau der langen Bergzüge, die sich einer hinter dem andern aufthürmten, hatte etwas so Geheimnißvolles und Reizendes, daß der heftigste Wunsch, sie in der Nähe zu sehen oder zu durchwandern, erregt wurde. Wir wußten noch nicht, wie wenig sie durch die Annäherung gewinnen, wie sich zuletzt Alles in kahle, kalte Felstrümmer mit Schnee bedeckt, auflös'te, was aus der Ferne so lockend erscheint. Später haben wir sie erreicht und so weit überstiegen, daß wir keine blaue Berge, ja selbst keinen Schnee mehr, sondern nur den geraden Horizont der Hochebene von Tübet vor uns hatten, der wenig versprechend in seiner Oede und Unfruchtbarkeit sich weithin ausdehnte.

Wie gewöhnlich fanden sich auch auf dieser Paßhöhe Denksteine oder Steinhaufen am Wege errichtet, zu denen jeder Reisende seinen Beitrag liefert. Wer sich ein besonderes Verdienst erwerben will, bringt eine Stange mit hinauf, heftet einen Zeuglappen daran und steckt sie oben auf das Monument, wo viele solcher Fahnen flattern. Viele begnügen sich, einige Blumen auf diese Altäre zu werfen, und so that auch ich, um unsern Begleitern Freude zu machen; denn Blumen waren selbst hier oben noch ohne viele Mühe zu finden, und ich hatte mich mit so viel auf dem Wege gesammelten Pflanzen beladen, daß

ich sie doch zum Theil hätte wegwerfen müssen. Eine kleine Doldenpflanze mit grauweißen Blüthen und sehr aromatischem Geruch war diesem Platze eigenthümlich. Die Kulies nannten sie Losser oder Lasser (der Name erinnert an den Laser der Alten) und fielen mit großer Begier darüber her. Ich hatte sie bisher nur auf dem Wege zum Ganges in einer Höhe von 6000′ gefunden. Die Felsmasse des Passes war Glimmer, mit einem wunderbaren Gestein durchsetzt, welches ganz aus glänzenden bald hellblau, bald weiß gefärbten Krystallen bestand.

Der Weg vor uns senkte sich ganz allmälig; bald hatten wir wieder Schutz vor dem heftigen Winde, der auf der Höhe den Aufenthalt unbehaglich machte. Die Baumgrenze lag etwa 600′ tief unter dem Passe; sie begann mit seltsam zugestützten Büschen und Bäumen, die ich durchaus nicht erkennen konnte, bis mir der Führer den Namen nannte. Es waren Birken, die vom Schneefall und den Stürmen verkrüppelt und verunstaltet waren. Hin und wieder zeigten sich auch an feuchten Stellen artige Bosquets von zwei seltenen Arten Rhododendron, die eine mit rosenrothen, die andern mit gelben Blüthen, leider schon sehr verblüht. Noch 500′ tiefer auf einem Geröllabhange von rothem Granit, an dem sich Spuren von Kupfererz, als Kupferkies oder Lasur im Geröll oder wie ein grüner Thon das Gestein überziehend, fanden, gelangten wir in die Region der Tschilkiefern. Merkwürdig war mir, daß auf dieser nördlichen Seite des Passes der Uebergang zu dem hochstämmigen Nadelholze, die Cypressen und Wachholderbüsche, gänzlich fehlten, so wie auf der Südseite das Rhododendron.

Eine ganze Stunde ging der Pfad im Fichtengehölze bergab; erst unterhalb desselben, wo wir das Rauschen des unten vorbeiströmenden Tigarflusses*) vernahmen, begann auch die Ceder sich wieder einzeln zu zeigen; gleichzeitig mit ihr erschienen gelbe Waizenfelder. Laubholz, Eichen und Baumrhododendron bilden den Wald am Ufer des Flusses; bald sahen wir an seinem jenseitigen Ufer das Dorf, welches wir schon oben vom Passe herab erblickt hatten. Dicht vor der Stelle,

*) Er hat verschiedene Namen; auf den Karten wird er Lisa genannt.

wo wir das Flußthal überschritten, hörte der Granit wie abgeschnitten auf an beiden Ufern des Flusses, und ein harter Thonschiefer, oft in Thoneisenstein übergehend, vertrat seine Stelle und bewirkte eine bedeutende Umgestaltung in der Form der Berge.

Die Vegetation hatte viele bekannte Formen; man sah Löwenzahn und Malven (Malva rotundifolia) unter den Cedern, und eine Art Johannisbeere, Njangke von den Eingebornen genannt, stand in großen Büschen am Flusse. Sie trug schöne, hellrothe Früchte, welche aber wie die Früchte des Geisblattes mit einem Fettüberzuge versehen sind, der ihnen einen unangenehmen, therpentinartigen Geschmack giebt. Doch werden sie von den Eingebornen gegessen.

Kulturfelder zeigten sich erst jenseit des Flusses, nachdem wir den 30 Schritt langen Sangho passirt hatten. Das Dorf Lipe, zu dem sie gehören, sahen wir hier überraschend schön zwischen seinen Terrassenfeldern zur Seite einer hohen Felswand liegen; doch war ein bedeutender Bergabhang zu ersteigen, ehe wir es erreichten. Hier fehlte das Gebüsch und der Wald gänzlich, und eine ganz südliche Flora, wie man sie erst wieder am tiefen, westlichen Lauf des Sutledsch findet, bedeckte den Boden. Eine wunderschöne Art Kapper breitet ihre Blüthenbüschel und frischgrünen Guirlanden weithin aus, Malven und Stockrosen und mannshohe Kugeldisteln mit weißen oder hellblauen Blüthenbällen sind eine prächtige Zierde der Abhänge. Bald kamen Waizenfelder und die junge grüne Saat des Buchwaizens, mit dem nach der Gerstenerndte die Terrassenfelder bestellt werden; ein jedes Feld ist unterhalb durch eine Mauer begränzt, die von einer lieblich duftenden Hecke von Clematis gekrönt wird. An diesen Mauern zieht sich der Weg hin, der zugleich auch zeitweise als Wassergerinne dient. Oft sieht man solche Gerinne auch hoch über den Weg auf langen Fichtenstangen schweben; denn auf die Bewässerung der Felder verwenden die Gebirgsbewohner viel Fleiß und sind Meister in der Anlage der Wasserleitungen. Der Fluß unten ist in ein ganzes System von kleinen Wassergerinnen zertheilt, die jedes eine der frühererwähnten kleinen Mühlen (Pandzecki) treiben.

Allmälig gelangte man so in das Dorf, welches ganz nach vaterländischer Weise mit einer Umgebung von Brennnesseln und Saudi-

steln beginnt. Der Tempel mit dem Tschopal davor liegt am Ende der untern Terrasse, der bei weitem größere Theil des Dorfes noch oberhalb desselben an einer zweiten Terrasse. Am Ufer eines Bächleins, welches über den Tempelplatz fließt, schlugen wir die Zelte auf und die Kulies nahmen den Tschopal in Besitz.

Der Tempel schien noch neu oder erst vor Kurzem wieder hergestellt zu sein; er war mit zierlichem Schnitzwerk ausgeschmückt, sowohl an den Dachkanten als an den Thüren. Die Veranda aus dem schönsten Cederholz mit geschmackvollen Blumenmustern im Holzschnitzwerk macht einen sehr vortheilhaften Eindruck. So muß etwa der Tempel Salomo's im Großen ausgesehen haben. Bunte Tücher, Fahnen und Roßschweife (Yackschwänze) dienten zu seiner Verzierung, wie sie auch an vielen Häusern zum Schmuck angebracht waren. Zu jeder Seite des Tempels stand eine uralte Cypresse, die größten Stämme dieser Art, die ich je gesehen habe. Sie waren fast ganz ohne Laub und Aeste und sahen recht kümmerlich und greisenhaft aus.

Lipe ist ein sehr belebter Ort. Eine Menge Neugieriger, lustiges, munteres Volk, fanden sich bald bei uns ein, auch viele Kranke wurden gebracht und es gab viel zu verbinden und zu bepflastern. Wir sahen hier mehrere Chinesen aus dem Innern Tübets, unter andern einen dicken, feisten Burschen, seines Gewerbes einen Schmid, durchaus in seinem Nationalkostüm mit langem Zopf und der trichterförmigen Mütze, der die Büchsen und Gewehre mit vieler Geschicklichkeit reparirte. Die Frauen kamen nicht häufig zum Vorscheine, doch waren sie hübsch und wohlgewachsen und hatten dieselbe malerische Tracht, wie jenseit des Passes, mit denselben Messingzierrathen, welche sie hier Pitschuk oder Pitzuck nennen. Auf den Frauen ruht die ganze Last des Ackerbaus und der häuslichen Geschäfte, während die Männer, die auffallend chinesisch aussehn, den ganzen Tag mit ihren Pfeifen sich umhertreiben.

Gegen Abend besuchten wir das obere Dorf, zu dem eine breite Straße hinaufführt. Auch die Häuser sind hier weitläuftiger gebaut, so daß man nicht von einem Dach zum andern gelangen kann. Viele derselben waren durch lange Stangen, an deren Enden Yackschwänze als Fahnen flatterten, ausgezeichnet; dies sind Priesterwohnungen, wenn

man uns recht berichtet hat. Das untere Stockwerk ist meistens von Steinen aufgemauert und enthält eine rund gewölbte Thür, die durch eine lange Kette und ein Vorlegeschloß daran geschlossen wird; das obere Stockwerk ist von Holz mit dem gebräuchlichen, platten Dache als Bedeckung. Kleine Gärten lagen daneben mit dichten Weinlauben und Apfelbäumen, die voll schöner Früchte hingen; auch Aprikosen und Pfirsichen standen darin. Die Bewohner, besonders die Kinder, schienen durch unsere Erscheinung sehr erschreckt und flohen mit Geschrei in die Häuser.

Es war eben Erndtezeit und die flachen Dächer, welche als Scheuren dienten, so wie die Bäume als Heuboden, lagen voll Waizen oder Aprikosen. Die Kinder sieht man oben auf denselben lustig umherspringen. Wie oft mag da eins oder das andere herabstürzen: denn gewiß sind die vielen Krüppel, denen man begegnet, diesem gefährlichen Aufenthaltsorte zuzuschreiben.

Wir ließen das Dorf zur Linken und gingen, nachdem wir mehrere Gärten durchkreuzt hatten, einem kleinen mit Fahnen geschmückten Hause zu. Es war, wie es schien, ein geweihter Ort oder Tempel, zierlich gebaut und mit schrägem Schieferdach versehen. Alles Holzwerk war gelb gefirnißt, die Wände weiß angestrichen. Daneben stand eine kolossale weiße Tschochdenurne, wie ich sie früher beschrieben habe. Aus dem Innern des Tempels drangen seltsame Töne zu uns, ein tiefes Murmeln mit Glockenklingen begleitet. Es klang in der Dämmerung und Einsamkeit des Orts höchst wunderbar und geheimnißvoll. Nicht lange hatten wir hier gestanden und in den immer dunkler werdenden Schatten des Flußthals hinabgeschaut, als sich die Thür öffnete und ein alter Priester (Lama oder Lamba) in einem rothen Mantel, der wie eine Toga über die Schulter geschlagen war, heraustrat. Eine Frau, welche eine schön gearbeitete, kupferne Kanne mit silbernem Ausgußrohr, ganz in hetrurischer Form, trug, und einige Knaben mit großen Rauchgefäßen folgten ihm. Es war eine sehr malerische Gruppe. Die Frau folgte uns, als wir in einen andern Weg einbogen, nach, um uns Blumen anzubieten, da sie bemerkt hatte, daß wir unsere Hüte mit den weißen Glocken einer schönen Art Datura geschmückt hatten.

Auch hier in Lipe sah ich Steinbockhörner von ausgezeichneter Größe und das Gehörn der Schneegazelle, welches man für das des Steinbockweibchens ausgiebt, nebst Bharalhörnern zur Verzierung an dem Tempel angebracht. Bären sollen nicht mehr vorkommen, schon von Sangla an. Wenn die Angabe richtig ist, so hat die scharfe Begrenzung im Vorkommen dieser Thiere viel Merkwürdiges.

Am 1. August waren wir schon vor Sonnenaufgang im vollen Marsche. Wir sollten heute den Sutledsch wieder sehen, den wir bei Pangi zwei Tage zuvor verlassen hatten, um einen großen Winkel abzuschneiden, den der Fluß macht, und begleiteten eine Zeitlang den Lauf des Flüßchens Mangalang. Der Weg führte zunächst bei dem zweiten Lamatempel vorbei, durch Felder, die ganz mit wilden Stockrosen von derselben Verschiedenheit der Farbe, welche sie in unsern Gärten haben, bewachsen waren. Dann steigt man steil bergan, meist auf Treppen, die in den bunten Thonschiefer eingehauen sind. Der Kamm der Bergkette, welcher sich an der tiefen und engen Thalschlucht von Lipe hinzieht, war dünn mit Cedern bewachsen; man sah schon von hier aus einzelne Krümmungen des Sutledsch, welcher hier Suteluse genannt wird. Wir hatten jedoch lange zu steigen, ehe wir den Gipfel erreichten, und kamen durch einen einzelnen kleinen Weiler mit einem Aprikosengärtchen. Schaaren von wilden Tauben umflatterten uns hier; es war dieselbe Art, die bei uns zahm auf den Schlägen gehalten wird, in ihrem wilden Zustande und lieferten zum Diner einen guten Braten. Auf der Höhe des Passes, welcher zwei kleine Nebenflußthäler trennt, übersah man eine große Strecke vom Thal des Sutledsch mit den beiden Dörfern Kola und Pille, im Norden durch den Schneeriesen Purgeul, der sich in drei Gruppen sondert, als Hintergrund begränzt. Unmittelbar vor uns waren großartige Felsenpartien und öde, sonnenverbrannte Geröllwände, mit einzelnen verkümmerten Kiefern besetzt. Hinter uns lagen die freundlichen Felder von Lipe; auch konnte man den Zickzackweg an der Geröllwand jenseit Lipe weithin verfolgen, der in ein Nebenthal nach dem Dorfe Poschu führen soll. Im Nordwesten, unterhalb einer traurigen Geröllwand, liegt die Oase von Kanum; doch konnte man nicht in das schöne fruchtbare Thal selbst hinabsehn, darum erschien die ganze

Gegend nach dieser Seite hin höchst melancholisch. Doch hatte diese Oede einen ganz eigenthümlichen Reiz; eine Bergreihe schließt sich an die andere, alle kahl und einfarbig grau. Oberhalb Kanum ist kein Bäumchen, kein Strauch mehr zu sehen.

Während ich im Schatten der letzten Ceder meine Augen an der Aussicht weidete, ertönte ein sehr melodischer Gesang hinter mir, von einem vollstimmigen Chore ausgeführt. Einige Stimmen begannen die Melodie voll von harten Uebergängen und Rouladen und wenn sie fast beendigt war und mit einer hohen Note schloß, setzte der zweite Chor ein, während der erste die hohe Note aushielt. Dieser kunstlose Gesang, selbst rauh wie die umgebende Natur, paßte so recht zu der Wildniß vor mir, und es machte mir großes Vergnügen, auf ihn zu lauschen. Die Sänger waren unsere Träger, die meistens aus jungen Frauen und Mädchen aus Lipe bestanden. Ich gab ihnen Geld, um noch mehr von ihrem Gesang zu hören, und sie sangen den ganzen Weg, der von hier bergab ging, ohne im Geringsten durch die schweren Lasten auf ihrem Rücken gehindert zu sein.

Bald hatten wir das letzte dürftige Gebüsch hinter uns, das Geröllfeld, an dem wir hinabgingen, lag grau und kahl vor uns, nur einzelne verkrüppelte Büsche wilder Rosen und Wermuth mit weißen und dürren Stengeln, die wahre Wüstenpflanze, waren die letzten Reste der Vegetation, welche die Sonne von dem heißen Schiefer nicht hatte herabsengen können. Bei einer Biegung des Weges sahen wir mehrere Dörfer, von grünem Gebüsch und gelben Waizenfeldern umgeben; ein grüner Streifen zieht sich neben ihnen am Berge hinab, die Spur eines Bächleins, dem das Dorf seine Existenz verdankt. Quellwasser ist hier nicht gar häufig zu finden. Nur an einer einzigen Quelle kamen wir vorüber, die sogleich von den Kulies umringt und halb ausgeschöpft wurde.

Unser Ziel, das Dorf Kanum, war uns bisher durch seine tiefe Lage im Flußthale verborgen. Erst nach einer Stunde zeigte sich die untere Hälfte der jenseitigen Bergwand mit grünen Bäumen und Gebüsch tief unter uns; endlich erschien das schöne Dorf selbst. Zugleich verließen wir die dürre, steile Geröllwand. Aprikosengärten in hohen Terrassen über einander bedeckten den Schieferboden und ver-

kündigten die Nähe eines Dorfes. Es war **Labrang**, welches noch diesseit der tiefen Kluft lag, die uns von Kanum trennte. Ein großer Haufe von Mannepadde-Steinen war nicht weit vom Eingange in das Dorf, und kaum hatten wir eine vorspringende Felsenecke umgangen, als uns ein großartiges, hohes Gebäude, eine Art Thurm, überraschend in die Augen fiel. Er war halb von Stein, halb von Holz aufgebaut, viereckig, mit etwa 10—12 Stockwerken, oben sehr zerfallen und ganz schwarz vom Rauch und vom Alter. Durch seine alterthümliche und gigantische Form machte er einen imposanten Eindruck; zumal da er höchst verwegen auf die Kante einer steilen Geröllwand gesetzt war. Wir hatten schon viele Gebäude dieser Art am Bhagirathi gesehn, aber wenige von gleicher Größe. Sie haben in der früheren kriegerischen Zeit, als noch die Chinesen Besitzer des Landes waren, der ganzen Einwohnerschaft des Dorfes als Zufluchtsstätte gedient.

Die Aprikosenbäume auf den Terrassen hingen voll reifer Früchte und Niemand wehrte weder uns noch den Kulies, so viel abzuschütteln und zu essen, als wir Lust hatten. Man füttert hier das Vieh damit. Sie waren gerade nicht von feiner Sorte, aber süß und saftig, und die Erquickung, welche sie gewährten, war für die Fortsetzung unsers Marsches sehr ersprießlich; denn wir bemerkten hier mit Schrecken, daß wir, um nach Kanum zu gelangen, die tiefe Thalschlucht zu umgehen und noch eine steile Anhöhe am jenseitigen Ufer zu erklimmen hatten.

Das fruchtbare Thal bildete einen lieblichen Gegensatz zu den wüsten und dürren Höhen seiner Umgebung. Alleen von Silberpappeln schlossen jede Terrasse ein, dazwischen die fruchtbeladenen Aprikosenbäume und gelben Kornfelder und ganz tief im Grunde neben unzähligen Mühlen ein grüner Krautgarten neben dem andern.

Bald erreichten wir den Anfang der Wasserleitungen, die vom höchsten Punkte des Thaleinschnittes in zahlreichen Röhren und Rinnen oft über 20—30′ hohen Gestellen das Wasser auf die höchsten Punkte der Terrassenfelder leiteten. Etwa 1000′ unterhalb Labrang durchschritten wir den Bach und stiegen auf einem reizend schönen Wege hinan. Zu beiden Seiten rieselte Wasser und dichte Laubengänge

von Silberpappeln und Aprikosen faßten jedes Bächlein ein, so daß wir fast ganz im Schatten bis nach Kanum hinauf gelangten, während die Mittagssonne heiß brannte. Welch eine Wohlthat diese klaren Bäche sind, lernte man erst in der Einöde recht erkennen. Mit wahrem Behagen konnte man stundenlang den rieselnden Wellen zuschauen und die vom Anblick der dürren Felswände erschöpften Augen an ihrem dahin gleitenden Krystalle erlaben, zugleich auch den Mund; denn sie führten eine Menge überreifer Aprikosen mit sich hinab, die man ohne viele Mühe herausfischen konnte.

Kanum ist eins der größten Dörfer, die wir im Gebirge besucht haben. Weit und breit kommen die Bewohner der entferntern Dörfer hier zusammen, um ihre Einkäufe zu machen. Man verfertigt hier Gold- und Silbersachen, Stiefel, Schuh von Wollzeug, schöne Decken und Teppiche und künstliches Holzschnitzwerk; auch befindet sich in diesem Orte eins der größten Lamaklöster und zwei bedeutende Tempel, so daß er fast den Rang einer Hauptstadt im Kunauer einnimmt. Die Häuser liegen in verschiedenen Absätzen treppenartig am Berge übereinander.

Auf einer der Terrassen, etwa 100 Schritte vom Dorfe, nahe bei dem großen Tempel war unser Lagerplatz. Eine Menge Neugieriger aus dem Dorfe drängte sich bald herzu. Man brachte allerlei Waaren, chinesische Seidenstoffe, Silberpfeifen, Tuchstiefel, Messer und Dolche, um sie zum Verkauf anzubieten. Alle Kaufleute fingen ihre Unterhandlungen damit an, daß sie eine Art schlechter Rosinen auf großen Messingschüsseln zum Geschenk machten; die Preise aber, welche sie für ihre Waaren forderten, waren so übertrieben, daß sie trotz ihrer Rosinen wieder zum Zelte hinausgejagt wurden.

Als es gegen Abend anfing, etwas kühler zu werden, stieg ich zum Dorf hinauf. Die erste Reihe der Häuser war sehr hoch und in einer seltsamen, plumpen Bauart aus dicken Cederstämmen errichtet. Die Gassen, die zu der höher liegenden, zweiten und dritten Reihe hinaufführen, sind enge, oft überbaute Gänge, dunkel und schmutzig. Thüren und Fenster sieht man nur sparsam angebracht. Die erstern werden durch ein paar lange Ketten verwahrt, welche durch ein Loch im zweiten Stockwerk hinaufgezogen sind, und aus dem letztern sieht

man häufig statt eines menschlichen Antlitzes Esel- oder Pferdeköpfe herausschauen; denn der Theil der Gebäude, den man für das Erdgeschoß hält, ist gewöhnlich nur die steinerne Unterlage, auf welcher das Haus ruht, und das erste Stockwerk enthält die Viehställe. Die Menschen begeben sich nur des Nachts oder im Winter in die dunklen Räume des Innern der Häuser; im Sommer ist das Dach der gewöhnliche Aufenthaltsort, auch wird dort meistens in dieser Jahreszeit geschlafen.

Auf einer Art Hühnerleiter erreichte ich die höher liegende Terrasse, wohin ich mir den Weg gegen einige wüthende Hunde erkämpfen mußte. Hier war ich mit den Dächern der untern Häuserreihe in gleicher Höhe; Straße und Dach sind eines und dasselbe und mit derselben Erde bedeckt. Häufig findet man den Eingang zu den Häusern erst hier oben im Dache, wenn die Thüre unten fehlt.

Auf dem Dache von einem der größern Häuser sah ich einen alten Mann im rothbraunen Mantel und rother Mütze auf- und niedergehen und seinen Rosenkranz sehr eifrig zwischen den Fingern hin und her wenden, während ein jüngerer Mann und eine Frau, in dieselbe Farbe gekleidet, das Getreide auf dem platten Dache ausbreiteten. Andere Rothröcke schleppten neue Waizenbündel herbei. Rosenkränze trugen alle. Ich dachte mir wohl, daß dieses eines der Lamaklöster sein müßte, welche sich in Kanum befinden. Der Alte winkte mir näher zu treten, und so stand ich eine Weile und sah dem auf und ablaufenden Volke zu, zu dem sich noch mehrere Weiber mit den nämlichen rothbraunen Kapuzen gesellten. Es waren die Schwestern und Brüder aus dem Kloster und der Alte der Vorsteher desselben.

Ich wanderte noch mehrere Dächer entlang, überall gern und ohne die geringste Scheu empfangen. Eine alte Frau, deren Enkelchen ich geliebkos't hatte, kam sehr freundlich zu mir heran und unterhielt sich sehr lange und mit großer Zungenfertigkeit mit mir. Das Ende der mir völlig unverständlichen Rede war ein lautes Gelächter, in welches alle Nachbaren und Nachbarinnen einstimmten. Zuletzt brachte mir die Alte unter vielen seltsamen Gestikulationen ein Bund Kräuter aus ihrem Küchengarten. Ich suchte mich so gut, wie es ging, ihr verständlich zu machen, allein alle Bemühungen erregten nur neues Ge-

lächter; denn die Sprache dieser Leute ist durchaus abweichend vom Hindui sowohl, als vom Hindostani und wird Kunauri oder Miltschan genannt.

Mit verschiedenen Sorten der dieser Gegend eigenthümlichen Getreidearten beladen kam ich zum Zelte zurück. Es waren meist Winterfrüchte, zweispitzige Gerste und Waizen von ausgezeichneter Schönheit; die Sommerfrüchte sind Erbsen, Wicken, Saubohnen, Rüben und Oelpflanzen.

Da mir die Reisegesellschaft begegnete, so kehrte ich sogleich wieder um, einen entferntern Stadttheil zu besuchen. Alles lebte von fleißigen Einwohnern, welche mit dem Aufladen und Eintragen der Erndte beschäftigt waren. Sie bedienen sich meist dazu großer Körbe, die auf dem Rücken getragen werden; vieles wird aber auch auf Eseln von den Terrassen herbeigeschafft. Ein wohlhabender Mann, wahrscheinlich ein Eingewanderter, denn er trug ein weißes Musselingewand und einen platten Turban statt der Filzmütze, sah oben vom Dache seines Hauses herab den Arbeitern zu und ertheilte Befehle. In einem weiten Tennenraum, mit einer Mauer eingeschlossen, war man beschäftigt, das Getreide durch Pferde ausdreschen zu lassen. Es ist dies die einzige Anwendung der Pferde, die nie vor einen Wagen gespannt werden oder einen Sattel tragen. Die wilden Thiere werden auf dem ausgebreiteten Getreide umhergejagt; ein Mann mit einem mit Lappen behängten Stocke und ein anderer mit einer langen Peitsche trieben sie auf und nieder. Es erregt diese Art zu dreschen einen furchtbaren Staub, und das Stroh wird dabei ganz zertreten.

Nachdem wir mehrere schmutzige, enge Gänge zwischen halb zerfallenen Mauern und Häusern, die mit uralten Hörnern von Steinböcken und wilden Schaafen benagelt waren, durchwandert hatten, erreichten wir die letzte Reihe der Häuser, an welche sich ein Hain von hochstämmigen Wachholderbäumen (sie erreichen eine Höhe von 30—40′) anschloß. Eine Reihe grabähnlicher Monumente bildete die Grenze des Ortes; dazwischen standen mehrere der früher erwähnten Urnen, eine braungelbe, eine weiße und eine schwarze unter demselben Dache. Was diese verschiedenen Farben bedeuten, habe ich nie erfahren.

Eins der letzten und größten Gebäude zog besonders unsere

Aufmerksamkeit auf sich. Es war im Quadrat gebaut und umschloß einen kleinen, offenen Hof. Ein alter Mann mit ehrwürdigem weißem Barte und mit dem gewöhnlichen rothen Mantel bekleidet, emsig beschäftigt, seinen Rosenkranz unter Gebeten abzuhaspeln, stand auf dem Dache und winkte uns. Er gab sich für einen Hauptlama zu erkennen und versprach uns den Tempel zu zeigen, der mit seiner Wohnung in Verbindung stand, wenn er sein Gebet beendigt habe. Ohne viele Umstände nahmen wir die Einladung an und stiegen auf einer Hühnerleiter vorläufig in den Hof hinab, um die günstige Gelegenheit auszubeuten, das Innere eines Hauses zu sehen. Das Erdgeschoß enthielt nur Ställe und Vorrathskammern; in dem zweiten Stockwerke, mit einer 2′ breiten Veranda nach dem Hofe zu versehen, fanden wir ein Zimmer, anscheinend sein Prachtsalon; denn es enthielt zwei roh gezimmerte Stühle und einen Tisch, Gegenstände, auf die er sehr stolz war. Er war übrigens so in seinen Rosenkranz vertieft, daß er es gar nicht zu bemerken schien, daß alle Thüren und Fensterladen geöffnet wurden. Die Anlage des Gebäudes, wäre nicht alles Einzelne zu kunstlos und dürftig ausgeführt gewesen, war übrigens zweckmäßig und hübsch. Alle Thüren und Fenster führten nach dem innern Hofe. Auf dem Dache und der Gallerie, die rund um den Hof lief, fand sich ein kleiner Garten, der Iris, Stechapfel und Todtenblumen, (Tagetes) enthielt, die in dem Material des Daches hinreichende Nahrung fanden.

Als das Gebet eine Pause zuließ, führte der Alte uns in den Hof auf dem mit Staffeln versehenen Baume, der einzigen Art Treppe, die ich hier gesehen habe, hinab, zog einen langen hölzernen Schlüssel hervor und winkte uns geheimnißvoll, näher zu treten. Der Schlüssel öffnete eine große Doppelthür im Grunde des Hofes, den Zugang zum Heiligthume oder kleinen Tempel, den er aus besonderer Gunst uns wollte sehen lassen.

Welche wunderbare Sachen sah man in diesem halbdunkeln Raume aufgehäuft. Das Licht fiel nur durch eine Oeffnung in der Decke und durch die Thüre ein, deren Schwelle wir nicht übertreten durften. Die Hauptsache war ein großes vergoldetes Götzenbild, den Mahavedi vorstellend, den ich in einem Lamatempel nicht erwartet

hätte. Das Bild stand in einer Art Schrein mit zwei geöffneten, mit goldenen Sternen bemalten Thüren, rundum von einem vergoldeten Rahmen eingefaßt, und nahm sich in der magischen Beleuchtung von oben recht schauerlich aus. Es war fast das Einzige, was man in dem Halbdunkel deutlich zu erkennen im Stande war. Ein Geländer mit rothen Tuchlappen sonderte den Raum, wo das Bild stand, ab; rechts von ihm lagen eine Menge wunderlicher Instrumente, die uralt zu sein schienen, messingene Trompeten mit großen Bäuchen, Trommeln und Pauken von verschiedener Größe; links sah man Fahnen, eine große Glocke und verschiedene thönerne, grob angemalte Figuren. Die Wände schienen mir auf den ersten Blick mit buntem Papier beklebt zu sein; als sich das Auge aber an die Dunkelheit gewöhnt hatte, fand ich, daß sie mit Täfelchen aus ungebranntem Thon von der Größe der gewöhnlichen Fliesen bedeckt waren. Sie waren augenscheinlich mittelst einer hölzernen Form angefertigt und enthielten kleine Buddhafiguren in vier verschiedenen Farben, gelb, roth, grau und weiß. An manchen Stellen waren sie herabgefallen und lagen am Boden, und der alte Priester schenkte sehr bereitwillig uns deren, so viel wir wünschten. Leider waren diese Kunstwerke sehr zerbrechlich. Seltsamer Weise zeigte der Alte trotz seines unausgesetzten Betens nicht die geringste Veneration vor seinen Göttern, sondern antwortete und demonstrirte unter vielem Lachen, verfiel aber rasch wieder in seine Abstraktion. Auch auf das Geld, was er zum Abschied empfing, schien er stark gerechnet zu haben.

Auf einem andern, schön gebahnten Wege oberhalb des Ortes gingen wir in der Abenddämmerung unter Pappeln und Erlen zum Lagerplatze zurück. An einer der Wasserleitungen fanden wir eine Menge der Frauen beschäftigt, Wasser zu schöpfen. Sie trugen das Wasser in einem eigenthümlichen Gefäße, einer Art hölzerner Butte, auf dem Rücken. Diese Wassergefäße waren sehr kunstvoll gearbeitet, von lackirtem Holz mit eisernen Reifen zusammengehalten und wie ein Faß bis auf ein Spundloch oben ganz verschlossen. Eine wollene Schnur, welche durch mehrere Ringe läuft, dient als Tragband. Auch andere Holzgeräthe zeugten von einer großen Geschicklichkeit der

Handwerker. Ich sah Schüsseln und Teller, die aus dem schönsten Maserholze dünn und zierlich gearbeitet waren.

Die Sonne war schon hinter den Bergen, die im Westen das Thal einschließen, verschwunden, doch dauerte es wohl noch anderthalb Stunden, ehe völlige Nacht eintrat, und wir hatten noch Zeit genug, uns an der herrlichen Ansicht des tiefen, mit schönen Bäumen geschmückten Thales und der schroffen Felsenwände bei Labrang mit ihrem Cedern- und Fichtenwalde zu erfreuen. Der hohe alterthümliche Thurm über dem 1000′ tiefen Abgrunde, die Dächer voll von Aprikosen, die gelben Kornfelder und dunklen Tannen, der ganze am Morgen durchwanderte Weg bildete im Dämmerlichte eine Landschaft von höchst eigenthümlicher Mischung heiterer und düsterer Farben. Eine Thalkluft, deren Tiefe von hier gar nicht ab zu sehen war, sonderte das Bild scharf von der diesseitigen Höhe.

Da der Eingang unseres Zeltes nach dieser prachtvollen Gebirgslandschaft hingewendet war, konnte man sich an dem schönen Wechsel der rothen und blauen Farbentöne in der Abendbeleuchtung noch lange ergötzen, bis der schönste klare Sternhimmel sich darüber ausbreitete, und Ferne und Nähe in dem Nachtdunkel verschwammen.

Die Zeltträger waren am folgenden Morgen (den 2. August) schon eine Zeitlang fort, ehe wir ihnen folgen konnten. Es hatte sich nämlich der Oberlama melden lassen und verheißen, das Innere des großen Tempels, neben welchem unser Lagerplatz war, uns zu zeigen. An einem Kletterbaume stiegen wir zu einer niedrigen kleinen Thür des Gebäudes hinan und fanden dort ein hohes langes Vorzimmer mit gelber Farbe angestrichen. In der längsten Wand desselben waren die Thüren zum eigentlichen Tempel. Hier trat uns der Oberlama entgegen, eine Gestalt, deren Aeußeres und Haltung wirklich majestätisch und überraschend war. Ich glaubte, einen Weisen der alten Zeit, den Seneca oder Cato vor Augen zu haben. Es war ein Greis von hoher stattlicher Figur, in die lange faltenreiche Toga von rothbrauner Wolle gehüllt. Sein Haupt war unbedeckt, sein schneeweißes Haar kurz; der lange weiße Bart fiel ihm auf die Brust hinab. Der Rosenkranz hing ihm am Gürtel und unter dem Arm trug er ein großes Buch. Nachdem er den Prinzen begrüßt

hatte, öffnete er die Thüren, so daß wir den Tempelraum übersehen konnten. Auch hier war das größte der zahlreichen Götterbilder ein vergoldeter Mahadö, die übrigen kleinern waren von Stein und Bronze. Zur Rechten und Linken standen große, grün lackirte, mit Gold bemalte Schränke mit vielen Schiebkästen, welche Manuscripte enthalten sollen. Eine Menge mystischer Gegenstände füllte den übrigen Raum. Leider war es unmöglich, sich dem guten Alten verständlich zu machen; denn außerdem, daß die Sprache der hiesigen Gegend für uns und unsern Interpreten eine ganz unbekannte war, ließ auch seine Taubheit nicht die geringste Konversation zu.

Was hätte ich darum gegeben, wenn wir den berühmten ungarischen Gelehrten Alexander Czosma de Körös, der in Kanum mehrere Jahre als Einsiedler zugebracht hat, noch am Leben getroffen hätten. Man fragte uns oft nach ihm; denn er ist unter dem Namen Sikander Sahib im Gebirge bekannt.

Die zur Wandbekleidung angewendeten Thonfliesen fanden sich auch hier. Es standen sechs oder sieben kleine Buddhafiguren auf jeder Tafel, die uns mit großer Liberalität ausgetheilt wurden. Mit zitternden Händen schloß der Alte seinen Tempel wieder zu, als wir uns genugsam an seinem Inhalte erbaut hatten, und wir traten eilig unsere Reise an.

Die Felder von Kanum verschwanden bald unter unsern Schritten, und die Gegend wurde furchtbar wüst und öde. Nach einer Viertelstunde traten wir wieder in das Thal des Sutledsch ein, an dessen Ufern sich der Weg von einem Abhang zum andern hinaufwand. Kaum schwache Spuren von Vegetation waren auf dem dürren Felsen sichtbar; hie und da eine kümmerliche Neozakiefer, blattloser Wermuth und stachlichte Astragalusbüsche. Beide Ufer des Flusses sahen aus, als wären sie unlängst aus einem Feuerofen hervorgezogen. Kahl und sonnenverbrannt starrten die Klippen zwischen den endlosen Geröllflächen, welche gigantischen Aschenhaufen glichen. Da war nirgend Schatten, nirgend eine Spur von frischem Grün; selbst das Wasser des Flusses, welches tief unten den Fuß der hohen Felsenkämme bespült, schien hier seine befruchtende Kraft verloren zu haben.

Es war eine schauerliche Einöde; zudem die Abhänge so steil, daß

man kein Zeichen irgend eines betretenen Pfades entdecken konnte. In den losen Geröllflächen hinterläßt der Fuß des Wanderers keine Spuren. Die Steine und Felsblöcke rollen unter den Tritten am Berge hinab. Wehe dem, der verweilt; mit eiligen Schritten mußte man vorwärts, oder man folgte den hinabstürzenden Felsentrümmern. Das Poltern und Klappern der losen Steine war eine Musik, die uns den ganzen Tag begleitete. Einige Stellen an den Felsenwänden waren so steil und von dem herabstürzenden Gerölle so glatt gerieben, daß erst Fußtapfen eingehauen werden mußten, ehe wir sie passiren konnten.

Die Gesammtzahl der kümmerlichen Pflanzen, die an diesen dürren Wänden ihr Leben fristeten, betrug innerhalb der ersten anderthalb Stunden sieben. Eine Rose war darunter und noch dazu in Blüthe; am meisten kam eine Art weißer Wermuth vor, jedoch auch so sparsam und dürftig, daß man ihn am gegenüberliegenden Ufer gar nicht bemerkte.

Wir stiegen beständig bergan; die Sonnenhitze, der niederschlagende Eindruck einer solchen Wüste brachten schneller wie sonst Abspannung und Ermüdung hervor. Erst, als wir den Gipfel des Kammes, welcher uns von einem Nebenthale des Sutledsch trennte, fast erreicht hatten, kam wieder etwas Heiterkeit zum Vorschein. Es war dort eine Quelle, die einzige auf dem ganzen Wege, welche von den Kulies und lasttragenden Jungfrauen mit Freudengeschrei begrüßt wurde. Doch enthielt sie nur schlechtes, kupferhaltiges Wasser von bitterem Geschmacke. Viel kupferhaltiges Gestein lag in der Nähe zu Tage; kohlensaures Kupfer war aus dem gelbgefärbten Thonschiefer ausgewittert, auch Kalksinter und Tuff bedeckte den Boden. Die Feuchtigkeit hatte hier jedoch eine reichhaltigere Vegetation hervorgerufen. Die vaterländische Weidenrose erfreute mich, sie war aber ganz durch stachlichte Steppenpflanzen, kleine Akazien und eine lorbeerartige Daphne umgeben.

Wir ließen den Kulies Zeit, sich zu erquicken und eilten vorwärts dem Gipfel des Passes zu, den wir in kurzer Zeit erstiegen. Er war wie gewöhnlich mit Stangen und bunten Lappen ausgeschmückt. Von oben sah man deutlich den kleinen Fluß Ropa oder Ruskalong, den wir

zu überschreiten hatten, aber in welcher grausenhaften Tiefe! Auf einem fast senkrechten Gerölle lief der kaum sichtbare Pfad hinab. Bald springend bald schurrend kletterten wir hinunter. Doch schon etwa 800′ tiefer wurde er bequemer; der Fuß fand festen Grund, und zahlreiche Pflanzen, Astern, Rittersporn und Mohn, den unseren ähnlich, doch in fremdartiger Form, zeigten sich an den weniger schroffen Stellen. In der Mitte der Höhe (1500′) begann ein schöner Kieferwald (Tschil und Neoza), in welchem wir die zum Brückenbau vorausgesandten Zimmerleute mit dem Zuhauen einzelner Stämme beschäftigt fanden. Man schalt sie tüchtig aus, denn sie waren schon am Morgen des vorigen Tages mit dem Simundur vorausgeschickt, und die Brücke hätte fertig sein sollen. Statt dessen hatten sie sich so lange unterwegs aufgehalten, daß sie eben vor uns angekommen waren.

Wir stiegen indessen die letzten 1000′ hinab, die wieder sehr steil und beschwerlich waren, da der untere Theil des Gebirges aus glattem, gelben Granit und Quarz bestand; auch war der Weg häufig durch Schneebäche mit jähen Abstürzen unterbrochen. Der untere Theil der Uferwände bestand auch hier, wie bei allen bedeutenderen Flüssen des Gebirges, aus senkrechten Mauern von ansehnlicher Höhe, so daß es schon unmöglich war, sich hier nur dem Flußbette zu nähern, geschweige eine Brücke zu bauen. Auch war vom Brückenbau keine Spur zu sehen, wiewohl die dreißig Mann unter der Anführung des Simundur seit gestern schon damit hätten beschäftigt sein sollen. Noch kein Baum war bis zum Flusse hinabgebracht.

Es gab nur einen Weg, um hinabzukommen. Dieser bestand aus den Ueberresten einer Schneelawine, welche im Frühjahr das Flußbett ausgefüllt und bisher als Brücke gedient hatte. Leider war sie vor Kurzem eingestürzt und nur ein paar mächtige Schneethürme standen noch an den Seiten, so weit sie der Strom noch nicht fortgespült hatte, in der Sonnengluth triefend. An diesen nassen und schmutzigen Schneebänken stiegen wir nicht ohne große Mühe hinab und sahen uns nun zwar unmittelbar am Flusse, aber ohne alle Mittel, über sein reißendes Wasser zu kommen. Balken und Bauholz hinabzubringen mußte der Entfernung und der Schwierigkeit des Transports wegen aufgegeben werden; Stricke von ausreichender Länge

waren nicht vorhanden, hätten auch bei der Schroffheit des jenseitigen Ufers nichts genützt. Endlich wurde ein großer Cederstamm, den die Lawine mit herabgerissen hatte, losgemacht, und man versuchte, ihn bis zum schmalsten Theile des Flusses hinabtreiben zu lassen; nach vieler Arbeit, bei der wir alle vom Wasser durchnäßt und mit schwarzem Schlamme bedeckt wurden, mußte jedoch dieser Plan aufgegeben werden; denn der Baum gerieth tief in den Sand und war nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Zuletzt erfuhren wir, daß noch ein besser gelegener Platz zum Brückenbau über den Fluß vorhanden sei; denn auch dazu waren die vorausgesandten Leute zu träge gewesen, sich über die Localität gehörig zu unterrichten.

Um zu dem angewiesenen Orte zu gelangen, mußte man an einer glatten Wand hinaufklimmen, dann auf einem steilen Geröllhange mehrere 100′ aufwärts steigen und endlich noch einen thurmhohen Granitkegel ohne eine Spur von Weg überklettern. Die Geröllwand schien vor allem anderen ein unüberwindliches Hinderniß; doch das Gerölle hielt und an der Granitklippe waren Spalten und Absätze genug, sodaß wir mit Händen und Füßen kletternd den Gipfel erreichten, eben noch zur rechten Zeit, um die ersten der Kulies, welche jetzt erst ankamen, auf den rechten Weg zu rufen.

Die zweite Ueberfahrtsstelle sah allerdings weniger gefährlich aus; denn, obwohl der Fluß in einer Breite von 50′ seine reißenden Wellen durch das enge Thal drängte, zeigte sich in seiner Mitte ein großer Felsblock als Haltpunkt. War es möglich, diesen zu erreichen, so waren wir geborgen; denn er lag dem jenseitigen Ufer nicht fern. Leider hatte er durchaus keine Kanten, sondern war durch 16—20′ hohe, flache Seitenwände begrenzt. Ohne Verzug wurde nun der Bau der Brücke angegriffen; denn schon fing es in der Tiefe des Thales an dämmerig zu werden. Alle Kulies mußten Hand anlegen; Steine wurden zusammengetragen, Bäume gefällt und in das Flußbett eingekeilt.

Es ging rascher, als ich erwartet hatte. Sobald erst einige feste Punkte im Strom gewonnen waren, war auch bald der Felsblock in der Mitte des Flusses mit Hülfe einer schnell hergestellten Leiter erstiegen; von diesem gelangte man mittelst einer kurzen Brücke zu einem zweiten Felsen und von da an das jenseitige Ufer. Auf

jeder gefährlichen Stelle saß Einer der Reisegesellschaft, um den Trägern und Trägerinnen die Hand zu reichen und ihnen hinüber zu helfen. Nach dreistündiger, schwerer Arbeit waren wir alle sammt dem Gepäck drüben. Aber damit war unsere Station, Tschasu, noch lange nicht erreicht; eine steile Wand erhob sich vor uns, und als wir mit vieler Mühe zur Höhe hinauf gelangt waren, fanden wir uns wieder und wieder getäuscht, indem wir bei jeder neuen Wendung des Weges das Dorf zu sehen erwarteten.

Endlich erschien es wie eine grüne Oase in der Felsenwüste zu unsern Füßen. Welche Erquickung für das Auge und die müden Glieder.

Die letzte Strecke, die wir hinabstiegen, war eine in den Stein gehauene, gut angelegte Treppe von vielen hundert Stufen. Am Ende derselben begannen Aprikosengärten, Weinlauben und schöne Wiesen. Die Viehherden kamen eben zum Dorf zurück, ein Anblick, den man selten im Gebirge hat.

Tschasu ist ein Ort von etwa 40 Häusern, eines der entlegensten Dörfer, die wir betreten haben. Es hatte zierliche, hübsche Häuser, von denen uns eines zum Nachtquartier überlassen wurde. Auf seinem platten Dache schlugen wir die Zelte auf, die Kulies nahmen den innern Raum in Besitz. Die flachen Dächer der übrigen Häuser zogen sich terrassenförmig wohl noch 100′ in das Thal hinab, wo die letzten zwischen den dichten Weinlauben versteckt waren; auf vielen derselben flatterten rothe und weiße Fahnen und Yackschwänze an langen Stangen, und hölzerne, gelb, grau und weißgemalte Tschochden standen hie und da an den Wegen.

Es fehlte auch nicht an mancherlei Erquickung, Rosinen, Aprikosen und frische Milch wurden mehr gebracht, als wir verzehren konnten, und die Menge der chinesischen Waaren, die uns hier zum Kauf angeboten wurden, zeigte, daß ein sehr lebhafter Verkehr mit Tübet stattfindet. Ein betretener Paß führt von hier hinüber. Auch die Tracht der Bewohner war der chinesischen äußerst ähnlich, sogar falsche Zöpfe kamen bei den Männern vor. Von den Waaren wurde ein schönes dunkelblaues Stück von chinesischem Seidenzeuge erhandelt nebst zwei silbernen Tabackspfeifen. Auch waren recht hübsche silberne Schmucksachen zu haben.

Sehr leid that es mir, daß wir uns nur so kurze Zeit hier aufhielten; denn es gab in diesem abgelegenen Bachthale viel merkwürdige Pflanzen, die mir nachher nicht wieder unter die Augen gekommen sind. Allein schon bei Tagesanbruch (am 3. August) wurde der Marsch wieder angetreten, weil wir eine lange Tagereise vor uns hatten.

Statt auf bessere Wege zu gelangen, fanden wir uns leider, sowie wir das Bächlein von Tschasu im Rücken hatten, wieder in der wilden nackten Felseneinöde. Glatter, kahler Schieferfelsen, bald in großen Tafeln oder in Blöcken den Weg versperrend, bald zerbröckelte und verwitterte lange Geröllschurren bildend, war rundum das Einzige, was man erblickte; nur der graue, trockene Wermuth und hin und wieder eine verkrüppelte Kiefer zeigte, daß noch Pflanzen vorhanden waren. Dazu kam, daß der Weg, ohne irgend eine Aussicht zu gewähren, steil bergan führt; selbst den Ruskalongfluß konnte man nicht sehen, obwohl wir seinem Laufe folgten, um wieder in das Thal des Sutledsch einzutreten; denn wir waren zu hoch an den Bergwänden, die den Fluß einschließen, und seine Ufer zu steil und enge. Der Anblick des Sutledsch, den wir nach zweistündigem Marsche genossen, brachte wenig Abwechselung in die traurige Gegend; denn seine gelbgrauen Wellen strömten ohne den geringsten landschaftlichen Reiz zwischen den geraden, kahlen Felsenufern dahin.

Das Einzige, was sich wirklich schön zeigte und das Auge erfreute, war die prachtvolle Kette der Schneeberge, die wir an dem höchsten Punkte, bei welchem wir wieder in das Sutledschthal einbogen, vor uns ausgebreitet sahen.

Der Weg zog sich in nordöstlicher Richtung über dem Flußufer hin; wir waren etwa 1800′ höher als der Wasserspiegel desselben und ihm doch so nahe, daß man einen Stein hineinwerfen konnte. Bald verschwanden die wenigen Spuren des Weges vollkommen; wir folgten schweigend dem Führer, der vorangehend die Fußtapfen eingrub und die haltbaren Stellen und festen Steine heraussuchte. Oft mußte man, um glatte Felswände zu umgehen, einige 100′ hinabgleiten, oft ging der Weg über die äußersten Zacken vorspringender Klippen neben dem schroffen Abgrunde hin. An manchen Stellen war es nicht anders möglich fortzukommen als auf dem Bauche rut-

schend, während der Führer die Füße dirigirte und ein Anderer mit der Hand den Kragen festhielt. Die Alpenstöcke waren fast nutzlos, weil man beide Hände gebrauchte, um sich anzuklammern.

Schurrend und rutschend und jeden Stein prüfend, oder mit dem Stocke Löcher in die Felswand wühlend, die dem Fuße als sichere Stützpunkte dienen könnten, wenn der Vordermann mit einem raschen Sprunge die ganze Erdschicht, auf der der Weg fortlief, hinabgestoßen hatte, bewegten wir uns auf eine höchst unbequeme und langsame Art vorwärts, und der beständige Anblick in den offenen Abgrund, welcher bereit schien, uns mit dem hinabrollenden Steingerölle zu verschlingen, machte einen so erschöpfenden Eindruck, daß man auf jeder etwas sicheren Stelle ermattet sich niederließ. Doch die Sonnengluth trieb den Ruhenden bald wieder vorwärts, um aufs Neue dies gefährliche Spiel zu versuchen.

Am schlimmsten waren solche Stellen, an welchen man genöthigt war, über das Geröll hinabzuklettern, weil die von den Nachfolgenden losgetretenen Steine auf die Vorangehenden herabrollten.

Sechs lange Stunden ging der Weg so fort. Wie wir alle so glücklich über die bösen Stellen hinübergekommen sind, bei deren Erinnerung mich jetzt noch ein Schauer überläuft, wie endlich die Gepäckträger sie, ohne den Hals zu brechen, passirt haben, ist mir ein vollständiges Räthsel. Es war einer der beschwerlichsten Tage der ganzen Reise, dessen Gefahren ich nicht gern noch einmal durchmachen möchte.

Wir sahen unser Ziel eine geraume Zeit vor uns, doch zugleich auch die ganze Länge des Weges, der hier als ein weißer Strich in dem grauschwarzen Gestein wieder sichtbar wurde. Die anstrengende Seiltänzerarbeit war also noch fern von ihrer Beendigung. Doch war die letzte Strecke bei weitem weniger gefährlich; man schritt mit Resignation vorwärts, und so wurde eine Felsenecke, eine Krümmung des Flußbettes nach der andern zurückgelegt.

Ein scharfer Vorsprung von fast schwarzem Schieferfelsen, dessen Farbe und zerrissene Formen den chaotischen Charakter der Gegend noch vervollständigten, wurde mit Aufwand der letzten Kräfte erstiegen; denn die Mittagsonne brannte glühend und die Luft war schwül. Schwarze Gewitterwolken thürmten sich auf.

Zu unserer Freude sahen wir, daß die Nordostseite des Passes etwas weniger wüste und steil war. Dort wuchsen doch einige Gräser und dürre Steppenpflanzen, und vor uns im Nordost lag die frischgrüne Oase des Dorfes Pua, die zum Lagerplatz bestimmt war, auf einem Hügel jenseit eines kleinen Bachthals. Im Vordergrunde zeigte sich Kora oder Kor am Ende einer kleinen Ebene, in welche der Nordostabhang des überstiegenen Passes auslief. Die ganze Gegend zu unseren Füßen schien ein zusammenhängender Garten zu sein; eine Menge Bäche durchrieselten den mit Vegetation bedeckten Boden; hohe Mauern und Hecken bezeichneten die Grenze der Wüste und umschlossen die fruchtbarsten Getreidefelder. Innerhalb zwei Stunden war die Pläne des Dorfes Kor erreicht, und von Müdigkeit überwältigt beschlossen wir hier in diesem Paradiese die Zelte aufschlagen zu lassen. Dichter Rasen und der Schatten uralter Aprikosenbäume lud zum Niedersitzen ein. Man brauchte nur die Bäume anzurühren, um einen Ueberfluß der reifsten und süßesten Früchte zu haben. Auch Milch und in der Asche gebackene Kuchen brachten uns die Einwohner bald herbei. Schöne Schmetterlinge und andere Insekten umschwärmten die Blumenbeete an den Rändern der Bächlein, während ich oben keine Spur irgend eines lebenden Wesens, eines Vogels, einer Eidexe oder irgend eines Insektes gesehen hatte. Ihr Fang beschäftigte mich, bis in der Dämmerung das Zelt herbeigeschafft und in einem Garten in der Mitte der Aprikosenbäume aufgeschlagen und das Mittagsmahl bereitet war.

Bald waren wir von zahlreichen Bewohnern umringt, die sich vollkommen nach tübetischer Art kleiden. Die Menge von Bernsteinzierrathen und die fuchsrothe Farbe aller Kleidungsstücke, die tübetische Leibfarbe, der allgemeine Gebrauch von Hosen und Stiefeln auch bei den Frauen, der von hier an herrschend blieb, zeigte den Einfluß tübetanischer Sitte. Die Männer tragen Klappmützen, Sandalen oder hohe Zeugstiefel an den Füßen und einen breiten Gürtel um den rothen Rock, welcher das Messer und die Pfeife, einen Löffel und eine Menge anderer Kleinigkeiten enthält. Das Einzige, worin die Weiber sich von ihnen in der Kleidung unterscheiden, ist der Mangel des Gürtels, und dann das in zahllose dünne Pflechten zertheilte

Haar, welches wie ein Netz über den Rücken herabfällt und mit Korallen, Bernstein, Muschelstückchen und silbernen Schellen durchflochten ist,

Die tatarische Physiognomie ist durchaus nicht im Uebermaaß vorherrschend, und wiewohl die Nase ein wenig breit ist und die Backenknochen stark vorspringen, so giebt es doch Gesichter, die sich überall als hübsche und ausdrucksvolle geltend machen würden. Der Wuchs ist schlank und stark dabei, ähnlich wie der der Bewohner der Gegend von Sangla im Baspathale.

Am Abend saß die ganze Bevölkerung, von nah und fern zusammengelaufen, in seltsamen Gruppen um unser Zelt her, schon zufrieden, daß es ihnen gestattet war, sich recht satt an dem neuen und ungewöhnlichen Besuche zu sehen. Wer dem Andern am wunderlichsten erschien, ob wir in unserem halbeuropäischen Kostüme, oder sie in dem dicken, steifen Wollenzeuge, von oben bis unten mit Schmuck und seltsamen Zierrathen behängt, ist schwer zu entscheiden. Die ganze Nacht hindurch waren unsere Wirthe wach und munter um ihre Feuer gelagert; es herrschte eine unaufhörliche Fröhlichkeit, unter Gelächter und Gesang brachten sie die Zeit hin.

So wie unser Einzug war auch der Abschied am 4. August ein Volksfest. Der Weg war von lustigen Frauen, Mädchen und Kindern belebt, und die männliche Bevölkerung gab uns das Geleite bis zum Flusse wohl anderthalb Stunden lang, und auch da verließen sie uns nur Einer nach dem Andern. Die Frauen blieben auf den Weinbergen oberhalb des Weges zurück und sangen mit klagender heller Stimme: „Tantun ne re ho!“ was „Glückliche Reise“ bedeuten soll. Noch lange hörten wir den freundlichen Wunsch, als wir die Sängerinnen aus den Augen verloren hatten.

Das Dorf Pua blieb uns zur Linken; es liegt nicht weit von Kora entfernt und die Weingärten beider Dörfer, die den tiefsten Theil des Thales einnehmen, berühren sich fast, so daß die ganze Landschaft bis zum Sutledsch wie ein Fruchtgarten erscheint.

Das Flußthal selbst, in welches wir nach zwei Stunden eintraten, verliert von hier an etwas von seinem wüsten, chaotischen Charakter. Die Uferwände sind weniger steil und hoch, die höheren

Bergkämme sind etwas weiter vom Flußbette abgerückt. Daher fand man schon ein wenig grünes Gesträuch, einzelne Kiefern und Wachholderbäume und selbst der graue Wermuth, die gewöhnliche Bekleidung des Gerölles, hatte eine etwas frischere Farbe.

Um an das linke Ufer überzusetzen, hatten wir die berühmte Brücke von Namtu zu passiren, die einzige auf dem ganzen Wege. Es soll überhaupt nur drei Brücken im obern Kunauer über den wüthenden Strom geben. Diese hat ihren Namen von dem Orte gleiches Namens, der aber keinesweges in der Nähe liegt. Sie ist von starken behauenen Balken gebaut, die gewiß 6—7 Tagemärsche weit hergeholt werden mußten. Wenn man dies bedenkt, so ist sie wirklich ein bewunderungswürdiges Werk, und das Verdienst der Chinesen, welche viel Geld dazu gegeben haben, lobend anzuerkennen. Ihre Länge beträgt 82 Schritt. Sieben neben einanderliegende Balken ohne Geländer bilden den mitteren Theil, der etwa 70—80′ über dem Flusse schwebt. Wie alle Brücken im Himalayah, auch die kleineren, wegen der Anschwellung des Stromwassers im Frühjahr sehr hoch angelegt sind, so war auch diese zwischen ein paar ziemlich roh, aber sehr fest gebauten Brückenköpfen eingeklemmt. Man gelangt auf steilen Treppenwegen zu ihr hinab. Auf der vorragenden Klippe sind mehrere Lagen starker Balken mit ihrem unteren Ende in die Mauerwand schräg eingesetzt, so daß sie frei über den Fluß hinausragen. Auf dem Ende der obersten und längsten derselben sind die eigentlichen Brückenbalken lose aufgelegt und ruhen mit ihrem andern Ende auf einem ähnlichen Unterbau am entgegengesetzten Ufer. Die einfachste Art, eine Brücke herzustellen, die dem Zweck vollkommen entspricht und für Fußgänger einen sichern Uebergang gewährt. Nur in der Mitte muß man sich bei dem starken Schwanken der langen Balken etwas in Acht nehmen.

Am linken Ufer ging es anfangs durch Kieselgeröll weiter, welches aber bald dem Thonschiefer wieder Platz macht; der Boden war hier von zahlreichen Bächen durchschnitten, die nicht wie die früheren als Wasserfälle hinabstürzten, sondern am flachen Abhange den Boden durch ihre Feuchtigkeit befruchteten. Schön blühende Gewächse umgeben diese Bachgerinne, Astern, Glockenblumen, und eine Art

Geißblatt; der Wachholder bildet hohes Gesträuch und hin und wieder baumartige Stämme.

Nach vier Stunden erreichten wir auf ziemlich gebahnten Pfaden ein tiefes Bachthal, welches in das Thal des Sutledsch eine etwa 2000 Schritt breite Bucht einschnitt. Diese zu umgehen erstiegen wir die Seitenwand des Bergkammes und traten unmittelbar dahinter in das Gebiet des Dorfes Dubling ein. Der Ort ist nicht mit Dabling zu verwechseln, welches weiter südwestlich liegt. Es schien eine der reichsten Gegenden in diesem unfruchtbaren Steinlande zu sein.

Die Waizenfelder beschäftigten eben die ganze weibliche Bevölkerung. Auch Erbsen, Hirse, drei verschiedene Arten Gerste und eine äußerst wohlschmeckende kleine Steckrübe, die sie Njumah nennen, werden hier gebaut. Der größte Reichthum besteht jedoch in den Aprikosen. Sie hatten deren so viele, daß die platten Dächer dafür keinen Raum mehr boten und die abgeerndteten Felder als Aufbewahrungsort dienen mußten. Alle Wege und Stege waren schlüpfrig von den zertretenen Früchten.

Als wir in das Dorf eintraten, waren alle Einwohner, besonders eine Menge Frauen und Kinder versammelt und empfingen uns mit lautem Geschrei. Es ist das lustigste Volk, was ich je gesehen habe, freundlich, zutraulich und geschwätzig, ohne durch zu große Zudringlichkeit lästig zu werden, wie die chinesischen Tübetaner. Doch ließen sie es sich nicht nehmen, unsere Kleidungsstücke und Taschen und unsere Geräthe nach allen Seiten zu untersuchen, und brachen bei jeder neuen Entdeckung in ein schallendes Gelächter aus. Ich hatte dabei Gelegenheit manche der hübscheren Frauen mit ihren Kindern zu zeichnen. Da sie sahen, daß ich etwas Geld für das Stillsitzen gab, drängten sich alle herzu, obgleich sie anfangs das unbekannte Vorhaben mit einiger Aengstlichkeit erfüllte.

Die Tracht war äußerst seltsam; weite Pumphosen von dem fuchsrothen Wollenzeug, welches sie selbst weben, bilden das Hauptstück der Bekleidung. Eine Masse Bernstein (Poschu), Glaskorallen und Amulete, in zahlreichen Schnüren um den Hals, über Brust und Rücken herabhängend, fehlte bei keiner der Frauen; ebenso unerläßlich

schienen die geleimten Flechten des Haares, die zu vierzig oder funfzig auf den Rücken herabfielen, während bei den Männern ein langer Zopf von eignem Haar oder brauner Wolle die Rückseite zierte. Die Kinder und jungen Leute laufen meistens ohne diesen Schmuck.

Die Frauen zeichnen sich alle durch eine ungemein sanfte Stimme aus, zu der das viereckige, breite Gesicht oft schlecht paßt. Der Gesang ist melodisch, auch die Sprache klingt viel weicher als der Miltschandialekt im untern Kunauer und der wirklich harte Dialekt von Sungnum, Tebarskad genannt; denn es wird hier schon Bhutia gesprochen, welches dem Tübetischen sehr ähnlich ist.

Während ich mit Zeichnen eifrig beschäftigt war, hatte sich der Haufen immer näher zu mir herangedrängt, und als ich mich erhob, fehlte mir mein letztes, seidenes Taschentuch. Es that mir leid um der Freundlichkeit der Leute willen, daß ich mich in ihrer Ehrlichkeit getäuscht fand; aber die Lust zu stehlen scheint ein Hauptzug im Charakter der mongolischen Völkerschaften zu sein. Im hohen Gebirge des untern Kunauer kann man ohne Furcht Alles offen liegen und stehen lassen, wenn man der Treue der eigenen Diener gewiß ist.

Wir machten am Abend einen Spaziergang durch die Felder. Ueberall wurden uns von den Leuten die reifsten und schönsten Aprikosen ausgesucht und dargeboten. Die Häuser, in welche wir ohne alle Schwierigkeit Eintritt erhielten, sind meistens mit einem durch eine Mauer eingeschlossenen Hofraum versehen. In diesem waren die fleißigen Leute mit Erndtearbeiten beschäftigt, bei denen sie oft wunderliche Ceremonien verrichten. Ich sah zwei Frauen in einem Hofe den Waizen reinigen, weil der Wind gerade günstig war. Eine Räucherpfanne stand daneben und jedes Mal, wenn ein Sieb voll ausgeschwungen war, gingen sie um dieselbe drei Mal im Kreise umher, streuten Cypressenblätter darauf und weheten mit einem großen Büschel von Cypressenzweigen darüber hin. Dann begann die Arbeit von Neuem.

Die Häuser ruhen auf steinernen Unterlagen und man steigt auf einem Staffelbaum zur niedrigen Thür hinan. Hier tritt man in ein großes Zimmer; den übrigen Raum des untern Stockwerks nehmen

die Viehställe ein. Die ganze Familie, wenn sie nicht auf dem Dache beschäftigt ist, findet sich gewöhnlich in diesem Zimmer beisammen, auf Brettern sitzend. Die Weiber spinnen oder spulen die Wolle für den Webstuhl, der nebst einer Handmühle, einigen hölzernen Näpfen und irdenem Geschirre das einzige Geräthschaft des Zimmers bildet. Die unbeschäftigten Hausgenossen rauchen Tabak. An der einen Wand dieses Zimmers befinden sich die Eingänge zu den dunklen Löchern, die als Schlafkammern dienen. Leider scheinen die guten Leute von Reinlichkeit keinen Begriff zu haben. Ich konnte es nicht lassen, ein allerliebstes, schwarzäugiges Kindchen zum Bach zu führen und ihm das Gesicht abzuwaschen, was eine allgemeine Heiterkeit und Gelächter erregte. Die kleinen Geschenke von Stecknadeln und Glasperlen, deren ich ganze Packete bei mir führte, wurden mit großem Jubel von Alt und Jung aufgenommen.

Ein oder mehrere Bäume mit eingehauenen Stufen führen zum oberen Stockwerk oder auch unmittelbar auf das Dach. Das erstere enthält die Vorrathskammern für das Korn und die getrockneten Hülsenfrüchte.

Wir durchstreiften die Häuser von unten bis zum Dache, ohne daß die Leute sich darum sonderlich kümmerten; sie lachten höchstens über unsere Neugier, und es that mir wirklich wohl, daß man hier nicht mehr wie ein wildes Thier angesehen wurde, dessen unreine Berührung die Wohnung besudele und unbewohnbar mache, wie das im flachen Indien der Fall ist. Der kriechende Hindu der Ebene und in dem niedrigen Gebirge, der die gröbste Mißhandlung schweigend duldet, sagt, wenn man seinem Hause zu nahe kommt, ganz unverhohlen, wie wohl mit tief gebeugtem Kopfe und gefalteten Händen: „Fürst, (Maharadja) Herr, Du wirst Deines Sclaven Haus besudeln, habe die Güte, Dich fortzubegeben."

Bei unserer Rückkehr fanden wir das Zelt, welches auf einem von Jasminhecken eingefaßten Ackerfelde aufgeschlagen war, mit Blumen ausgeschmückt; eine Menge Kinder, mit großen Bouquets beladen, die sie für uns gesammelt hatten, standen wartend da. Auch allerlei Früchte, Johannisbeeren und eine Art Judenkirschen (Munjili), von angenehmen säuerlichen Geschmack, wurden uns in großer Menge

zugetragen. Andere Kinder waren beschäftigt unsere Köche mit Holz zu versorgen, ohne daß sie auf Belohnung für ihre Dienstfertigkeit Anspruch gemacht hätten.

Der ganze Ort besteht aus etwa 20 Häusern von einfacher aber zweckmäßiger Bauart. Viele lange Steinwälle von aufgehäuften Steintafeln mit Lamainschriften und gut gehaltene Tschochden im Dorfe bezeugten die Frömmigkeit der Bewohner. Neben den letztern fand ich kleine Kuchen von braunem Mehle liegen, in welche ein Kreis von angebrannten kleinen Stöckchen gesteckt war. Körner von allen verschiedenen Getreidearten waren dazwischen gestreut, welches gewiß eine religiöse Beziehung hatte und vielleicht eine Art Opfer sein sollte.

Der Sutledsch war von Dubling aus nicht sichtbar; wir erblickten ihn erst wieder am folgenden Tage (den 5. August), als wir die Aprikosenhaine und den Wiesengrund des Dorfes verlassen hatten. Nahe an unserem Wege lag der Ort Dabling, in den sich der Namensähnlichkeit wegen am Tage vorher ein Theil unserer Kulies verirrt hatte; denn Dubling und Dabling klingt bei der undeutlichen Aussprache ganz gleich. Hier lagen Mannehpaddeha's von einer Ausdehnung, wie sie mir bisher noch nicht vorgekommen waren; einer derselben war 500 Schritte lang und 6′ breit, obenauf ganz mit wohlgemeißelten Schiefertafeln belegt, von denen einige die gewöhnlichen Inschriften in weißen Buchstaben auf rothem oder gelbem Grunde enthielten.

Wir wanderten dicht am Ufer des Sutledsch hin, dessen Wasser dunkel grünlichgelb gefärbt war. Hier fing der Granit wieder an in einzelnen Brocken aufzutreten; die gegenüberliegende Wand des Flußthals war anfangs noch Schiefer; aber nach und nach bekam der Granit auch dort das Uebergewicht und wurde anstehendes Gestein, mit grauem Gneuß gemengt, den viele blaue Zeolithstrahlen durchsetzten.

Das jenseitige Ufer war eine fast senkrechte, 1000′ hohe Wand von grauem Granit mit vielen 4—6′ dicken Adern von Quarz durchzogen, die sich in allen Richtungen durchkreuzten. Jedes kleine Schneebächlein, von den höheren Kuppen herabrieselnd, stürzte sich als Kaskade in einem Absatze von den schroffen Felsen in den dunkelgefärbten Strom.

Wir stiegen etwa 800′ über den Spiegel des Sutledsch, ehe wir die Weinlauben und Aprikosengärten des Dörfleins Kab erblickten. Das Gerücht unserer Ankunft hatte sich schon dorthin verbreitet. Man hatte uns als Riesen mit langen, schwarzen Bärten geschildert. Die Einwohner standen daher schon erwartungsvoll vor dem Eingange des Dorfes, viele Weiber in der rothen, chinesischen Tracht darunter. Sie waren mit tausenderlei Zierrathen behängt; Bernstein und Schankmuscheln, auch Lapis Lazuli, Türkise (Djugate) und Opale (Njaptschi) dienten als Schmuck. Viele Halsbänder bestanden aus achatähnlichen, buntem Glase, welches aus Tübet eingeführt wird. Wir wurden wieder mit Aprikosen und Khatai bewirthet, auch Blumensträuße von gelben und rothen Flos africanus und gefüllten Stockrosen wurden uns aufgedrungen.

Das Dorf liegt auf einer scharf vorspringenden Felsenecke, wo der tübetische Strom Li sich mit dem Sutledsch, der hier Guhé genannt wird, vereinigt. Eine Frau führte uns durch ihr Gehöfte zu einer Stelle, von wo man den Zusammenfluß beider Ströme etwas näher sehen konnte. Beide drängen sich brausend zwischen den steilen, grauen Felsenwänden hindurch und bilden beim Zusammenstoße furchtbare Wirbel. Doch kann man noch weithin die verschiedene Färbung des Wassers, die gelbgrüne des Guhé und die graublaue des Li unterscheiden. Das Felsenbett des letzteren scheint eben so zerrissen und noch öder als das des Guhé zu sein.

Hinaufsteigend kamen wir durch Waizen- und Phaparfelder zu einem Hain von großen, alten Neozakiefern, unter denen ein heiliger Platz war, durch Lamainschriften und roth gemalte Flecke an den Felsblöcken bezeichnet. Hier wurden wir auf's Neue von alten, weißbärtigen Lamas feierlich begrüßt und mit Blumen, Früchten und Tabak beschenkt, für welche Gastfreundschaft allerdings nachher eine Entschädigung gefordert wurde. Abends waren wir bei dem Dorfe Namdja und schlugen dort auf einer Ackerterrasse, durch ein Bachthälchen vom Dorf getrennt, unser Lager auf. Dicht daneben waren auf einem der Felder die Bewohner mit dem Bestellen des Ackers beschäftigt. Der hölzerne Pflug wird von Yackochsen gezogen, die ein Mann an der Nase führt; ein anderer regiert den Pflug. Die Weiber und Kinder

hacken den gepflügten Boden unter Gesang noch einmal um. Der Yackochse, meist schwarz von Farbe, ist hier das gewöhnliche Hausthier. Die zum Pflügen gebrauchten sind häßlich und kurzbeinig, halten den Kopf tief gesenkt, und der schöne Behang des langen Seidenhaares unter dem Leibe fehlt ihnen fast ganz, eben so wie der buschige Schwanz, den die gewinnsüchtigen Eigenthümer abzuhauen pflegen, um ihn zu verkaufen. Die zum Reiten gebrauchten Yackochsen sind bei Weitem schöner; sie haben einen stattlichen Buckel, starken seidenartigen Behang, der fast bis zur Erde reicht, gewundene Hörner und tragen den Kopf hoch.

Von Namdja aus glückte es uns, die Grenze Tübets zu überschreiten; da ich jedoch von dieser Expedition schon berichtet habe, so schließe ich diesen Brief, den ich leider in großer Eile habe schreiben müssen. Wenigstens wirst Du ungefähr die Art im Himalayah zu reisen daraus ersehen und Dir von der einen oder anderen Gegend, über die sonst eben nicht viel bekannt ist, ein Bild machen können. — —

Zwölfter Brief.

Namdja. — Yackochsen. — Oede Gegend am Sutledsch. — Grenze Tübet's. — Aussicht vom Passe. — Schipki. — Die Tübeter. — Tübetische Aerzte. — Kjok. — Bewohner des Dorfes. — Rückkehr. — Sangho über den Sutledsch. — Nako. — Tempel. — Götzenbilder. — Lio. — Hang. — Sungnum. — Gesang. — Thal des Ruskalong. — Salzhandel. — Tschini. — Miru. — Bienenstöcke. — Urni. — Tschigaon. — Häuser des Dorfes. — Die Wangtubrücke. — Schöner Wald. — Tranda. — Vegetation des Sutledschthales. — Seran. — Badeplatz. — Besuch des Rajah von Bissahir. — Gegenbesuch. — Gura. — Sommerhaus des Rajah. — Rampur. — Kotghur. — Die Missionäre. — Nagkanda. — Simlah. — Bewohner von Simlah. — Der Corso. — Zahlreiche Dienerschaft. — Hôtel. — Ansicht der Stadt. — Maskenball. — Kirche. — Fête champêtre. — Abreise.

Simlah, den 23. Sept. 1845.

Nach vielfach wiederholten Versuchen gelang es Sr. Königl. Hoheit endlich am 6. August über die Grenze Tübets zu kommen und, zwar nicht an der Stelle, welche zuerst dazu ausgewählt war, aber doch an einem höchst interessanten Punkte, in das chinesische Gebiet einzudringen.

Vier stämmige Yackochsen standen bereit uns auf ihren wolligen Rücken aufsitzen zu lassen, die Lastschaafe waren gesattelt und bepackt, und eine fröhliche Schaar rothbehos'ter Frauen und Mädchen tummelte sich unter unaufhörlichem Gelächter und Gesang mit dem übrigen Theil des Gepäcks umher. Die Männer tragen an der Grenze und in Tübet nur gezwungen, so wie sie den Weibern auch die Last des Ackerbaues und der häuslichen Geschäfte überlassen. Es kostete Mühe,

ehe wir auf den mit unseren Marinaros statt der Sättel versehenen Reitochsen festen Sitz gewonnen hatten; denn sie sind sehr scheu, drehen den Kopf beständig, als ob sie stoßen wollten, und schlagen mit den Hinterfüßen. Gegen halb 10 Uhr setzten wir uns in Marsch und kehrten den Aprikosenwäldern von Namdja und zugleich der letzten Oase in der Geröll- und Steinwüste des Sutledschthales den Rücken.

Der Weg, welcher von fern höchst gefährlich erschien, war für die breitfüßigen Ochsen, denen das weiße Seidenhaar des Bauchs und der buschige Schwanz bis auf die Erde herabhängt, hinreichend eben und fest; allein er wurde bald so steil, daß die armen Thiere auf eine höchst melancholische Weise zu stöhnen und zu grunzen anfingen, und diese unterirdische Musik steigerte sich bis zu einem so heftigen Röcheln, daß uns dies mehr als der unbequeme Sitz auf dem ungesattelten Rücken der Thiere schon nach der ersten halben Stunde zum Absteigen veranlaßte.

Schauerlich, aber imposant ist der Anblick der steilen, rauhen Felsenmassen von bröckligem Schiefer, zwischen denen der tobende, tübetische Strom seine dunkelgelben Wellen hindurch wälzt. Kein Strauch, kein grünes Kraut erfreut das Auge; so weit man sehen kann, nur zertrümmerter oder in starren Klippen emporragender Felsen, der nach unten jäh sich absenkt, nach oben, wenn der Nebel dem Blick gestattet die schwindelnden Höhen zu erreichen, in Bergspitzen und hohe Zacken ausläuft, die mit ewigem Schnee gekrönt sind.

An den gelbgrauen Geröllwänden windet sich der schmale Pfad in einer Höhe von 500—800′ über dem Flußbette, häufig durch vom Wasser tief eingerissene Schluchten unterbrochen, die große Umwege nöthig machen, mehrere Stunden lang fort. An den eben nicht zahlreichen Bächen gab es interessante Pflanzen in Menge; auch die Schneeregion wird von einem grünen Gürtel umzogen, doch hat leider die Vegetation außer dem Bereiche des Schneewassers sogleich wieder ein Ende, und es bleiben nur der trockene Wermuth und verkrüppelte Cypressen.

Wir stiegen höher und höher; plötzlich war der Weg durch eine senkrecht abfallende Schlucht unterbrochen, die der Bach Kupsung (Upsung) in die Uferwand eingerissen hat. Eine Treppe von in den

Felsen gehauenen Stufen führte steil 400' bis 500' hinunter, ein Weg, der besonders den Yackochsen sehr beschwerlich schien. Der Bach, welcher in schönen Wasserfällen zum Sutledsch hinabfloß, hatte trinkbares Wasser, was erwähnt zu werden verdient, da wir nur zweimal noch auf dieser Tour genießbares Wasser fanden. Unten an seinen Ufern lagerte eine Heerde tübetischer Lastschaafe und Ziegen mit Kaschmirwolle (Lena) und Shawlwolle (Uhn) beladen, welche in Quersäcke verpackt war. Wir befanden uns hier auf der großen Straße, die von Ladak durch Tübet geht.

Den langen Zug unserer Gepäckträgerinnen sahen wir eben die steile Treppe hinabsteigen, als wir auf der jenseitigen Höhe angelangt waren. Es fand sich hier eine Pflanze nach der anderen wieder an, zuerst stachlichte Steppenpflanzen, dann aber auch Rosen, Weiderich und Gentianen; denn wir näherten uns im steten Bergansteigen immer mehr der Schneeregion und dem Passe, welcher die Grenze des himmlischen Reiches bildet. Der Thonschiefer, welcher bis dahin uns begleitet hatte, hörte hier ganz auf und machte einem gelben Granit Platz, welcher in großen Blöcken den Gipfel des Passes bildete. Ein weites Feld von stachlichten Ginsterbüschen bedeckte dazwischen den Boden.

Von einem großen Granitblock herab hatten wir hier den ersten freien Blick in die tübetische Ebene. Vor unsern Augen lag eine unabsehbare Folge von Gebirgsreihen, die weitere immer niedriger als die vorhergehende, bis sich zuletzt ein weiter Horizont, der sich hier zum ersten Mal seit langer Zeit als gerade Linie zeigte, an die unendlichen Hügelreihen anschloß, die Hochebene von Tübet.

Die schroffe Gestalt der Uferwände des Sutledsch verlor sich, sanftgeneigte Hügel schlossen den Strom ein, aber eben so kahl und einfarbig grau, wie diejenigen, welche wir zuletzt durchwandert hatten. Nur in den Thaleinsenkungen sah man hie und da grüne Oasen von frischen Waizenfeldern und flachgedeckte Häusergruppen von Aprikosenbäumen umgeben. Wald war nirgend zu erblicken, so weit das Auge reichte, und doch sahen diese kahlen, wüsten Hügelreihen reizend schön aus, mochte es von dem Einfluß der prachtvollen Beleuchtung, oder von dem Geheimnißvollen und Unbekannten, was sich hinter ihnen zu bergen schien, und dem Gedanken, an der Grenze des chinesischen Reiches

zu stehen, herrühren. Unsern Rastplatz, den Grenzort Schipki, konnten wir nicht wahrnehmen, aber 3 oder 4 entferntere Dörfer und einen sich über die kahlen Bergrücken hinschlängelnden Weg, der in das Innere des geheimnißvollen Landes führte, konnte man deutlich unterscheiden und weithin verfolgen, leider nur mit den Augen. Wie beneidete ich die Lämmergeier um ihren Flug, welche hoch über uns schwebend ihre Kreise in der Luft zogen.

Zur linken Hand thürmte sich der majestätische Purgeul auf, der mit seinen tausend spitzen Kegelzacken einem riesigen Termitenhaufen gleicht. Frischer Schnee bedeckte seine größere Hälfte.

Auf einem sanft absteigenden Zickzackwege durch hohe Ginsterbüsche, welche eine Menge Rebhühner und kleine Berghaasen (Lagomys) beherbergten, zogen wir hinab und gelangten in zwei Stunden nach Schipki. Nur die letzte Strecke war ermüdend steil.

Das Dorf, im Halbkreise um ein Bachthal gebaut, liegt mitten im Aprikosenwalde und dem frischen Grün seiner reichen Felder, welche vermöge der künstlichen Bewässerung eine zweifache, jährliche Erndte bringen; es besteht aus 20 bis 30 Häusern, von denen viele sehr verfallen sind, und liegt etwa 200′ über dem Flusse, den sie hier Lüng nennen, doch schienen sie den Namen nicht gern auszusprechen.

Man hatte uns viel von der Unhöflichkeit der Tübetaner erzählt; indessen begegnete uns nichts, was diese Angabe bestätigt hätte. Man ließ uns ruhig gewähren, als wir unser Zelt auf dem Dache eines einstöckigen, unbewohnten Hauses aufschlugen; die zopftragenden, rothröckigen Gestalten drängten sich nur neugierig an uns heran und sahen lächelnd unserm Beginnen zu. Sie rauchten dabei aus ihren kleinen, silbernen Pfeifen oder drehten ihre Gebetrollen; andere untersuchten kopfschüttelnd das Zeug unserer Kleider, die Knöpfe, Messer und Geräthschaften, kurz Alles, was wir um und an uns hatten, mit der größten Aufmerksamkeit, und die Weiber in demselben rothen Kostüme mit bunten Steinen, Messing und Bernstein behängt, standen ein wenig ferner und lachten unmäßig.

Obgleich es Mandat des Kaisers ist, Fremden keine Lebensmittel verabfolgen zu lassen bei Strafe des Bauchaufschneidens, brachte man uns doch Milch und Aprikosen, so viel wir verlangten. Allmä-

lig kam das ganze Dorf, Weiber und Kinder heran, um die fremden, neuen Gestalten zu besehen und zu belachen. Die Männer sind groß und schön gewachsen und haben mitunter angenehme Züge. Den meisten sieht man jedoch die tatarische Abstammung an den breiten Backenknochen und schief liegenden Augen an. Der Unterschied der nördlichen Bissahirbevölkerung und der tübetischen ist durchaus unbedeutend; beide haben dieselben Gesichtszüge, dieselbe Tracht und dieselben Sitten, nur daß die Bissahirleute freundlich, lustig und dabei bescheiden sind, die Tübetaner dagegen das unverschämteste, schmutzigste und gemeinste Gesindel, was es auf der Welt giebt. Sie schachern wie die Juden und betrügen, wo es gehen will.

Die Tracht besteht in rothwollenen Kaftan's, Hosen und hohen Zeugstiefeln von bunten Flicken bei beiden Geschlechtern; nur tragen die Frauen die Beinkleider etwas länger und ihre von Fett glänzenden, schwarzen Zöpfe hängen in viele Stränge vertheilt über den Rücken herab, durch zahllose Muscheln, Bernsteinstücke und Achatsteine, die aus Glas nachgemacht sind, an einander gehalten. Um den Hals tragen sie außerdem noch 10 bis 20 Schnüre von Bernsteinstücken, falschen Steinen, Lapis Lazuli und Türkisen von großer Schönheit, die Amulete nicht mitgerechnet. Die Männer begnügen sich mit einem Zopf, der aber, um recht lang und stark zu erscheinen, mit Schaafwolle durchflochten wird.

Unter den zahlreichen Honoratioren des Ortes, die ohne die geringste Scheu sich in unsere Zelte hineindrängten, befanden sich auch zwei Aerzte, ein älterer und ein jüngerer. Sie erklärten, daß sie sehr wünschten meine Bekanntschaft zu machen und der ältere berührte zur Begrüßung mit beiden zugespitzten Händen meine Stirn. Die Unterhaltung war natürlich sehr einsilbig, da weder unser Interpret noch einer von der Bedienung tübetisch sprechen konnte. Ich erfuhr nur so viel, daß die Leute sehr unwissend und gleichsam nur durch Inspiration Aerzte waren. Der eine zeigte mir sein chirurgisches Besteck, welches an seinem Gürtel hing, ein längliches eisernes Futteral mit einem Schubkästchen, schön mit Messing ausgelegt. Es befand sich darin eine Anzahl Lanzetten oder vielmehr Flieten, auf welche mit einem Hammer geklopft wird, um die Ader damit zu öffnen, und

verschiedene roh gearbeitete Messer von Eisen nebst einem Rasiermesser. Er wünschte sehr seine Instrumente gegen die meinigen umzutauschen, und der Sonderbarkeit wegen gab ich ihm eine von meinen Lanzetten gegen zwei seiner Flieten. Sehr stolz ging er damit von dannen.

Als wir in Erfahrung gebracht hatten, daß kein chinesischer Beamter im Auftrage des Kaisers hier sei, um uns zurückzuweisen, versuchten wir am folgenden Tage weiter in das Land vorzudringen.

Wir durchkreuzten mehrere der Hügelvorsprünge, um das nächste Bachthal mit dem Dorfe darin zu erreichen; denn wo kein Wasser ist, findet man nur dürres Schiefergeröll mit Disteln, stachlichtem Traganthe, Ginsterbüschen und Steppengräsern kümmerlich bewachsen. Alle Dörfer liegen einige 100′ hoch über dem Sutledsch.

Innerhalb drei Stunden erreichten wir das nächste Dorf Kjok, was vor langer Zeit einmal ein Europäer besucht hat; lachende Felder und schwerbeladene Aprikosenbäume umgaben auch hier den nett gebauten Ort. Auf den platten Dächern sahen wir die Weiber beschäftigt mit Dreschflegeln, den bei uns in Deutschland gebräuchlichen ganz ähnlich geformt, Waizen auszudreschen. Im Kunauer und Baspathale bediente man sich zum Dreschen der Pferde oder der Ochsen, die über die Getreidebündel hingetrieben werden. Weit ausgedehnte Reihen von den gebräuchlichen mit Lamainschrift versehenen Steinplatten lagen schon oberhalb des Bachthals; dann stieg man etwa 400′ steil bergab zu den Terrassenfeldern des Dorfes, die voll junger, grüner Gerste (Njong) und gelben Waizen (Jaong) standen, welcher zum Theil schon geschnitten war. Ueber dem Quarzfelsen der Uferwand zeigte sich eine starke Schicht von sehr schönem Eisenstein (Glaskopf), welcher aber wegen Holzmangel nicht benutzt werden kann.

Ich war der erste der Gesellschaft, der das Dorf selbst, das aus etwa 30 zerstreut liegenden Häusern besteht, erreichte. Unter einem breitwipfligen Aprikosenbaume suchte ich Schatten vor der drückenden Sonnenhitze; aber kaum hatte ich mich dort zur Ruhe niedergelassen, so fanden auch die neugierigen Dorfbewohner meinen Zufluchtsort auf und kamen in Schaaren heran, die seltene Erscheinung eines Europäers in Augenschein zu nehmen, Weiber in Hosen und Zeugstiefeln mit Filzstulpen, Männer im rothen oder weißen Baku mit

breitem Wollgürtel, die Dorfältesten ihre silbernen Tabakspfeifen rauchend. Ein paar alte Lamas (Priester) erklärten den Uebrigen meine Abstammung und mein Vaterland. Mit großer Aufmerksamkeit und Zudringlichkeit wurden meine Kleider, meine Taschen, meine Pflanzenmappe und Insektenschachteln gemustert; es fehlte wenig, daß sie mir das Zeug vom Leibe rissen. Dabei schmerzt es mich zu sagen, daß das schöne Geschlecht sich am unverschämtesten bei dieser Musterung zeigte.

Unterdessen war auch der Prinz mit seinen Begleitern herzugekommen, und das Besehen und Untersuchen fing von Neuem an. Als sie sahen, daß wir kauflustig waren, wurde eine Menge sonderbarer Waaren herbeigetragen, Zierrathe, Halsbänder, Pfeifen, für welche sie enorme Preise forderten. Jeder trägt einen Löffel von Messing, eine Zundertasche und eine von Wolle gewirkte Steinschleuder am Gürtel; die Frauen führen außerdem noch eine kleine, messingene Zange, um die Haare am Kinn auszurupfen, und viele andere räthselhafte Instrumente bei sich.

So gern sie ihre Habe für Geld losschlugen, so eifersüchtig waren sie in anderer Hinsicht; gesammelte Proben von Getreidearten und Sämereien wurden mir heimlich aus den Taschen entwendet und die Namen von Fluß und Dorf konnte ich nur unter der Bedingung erfahren, daß ich es nicht niederschreiben wollte. Einer der Dorfältesten, ein alter, hübscher Mann mit verschmitztem Gesichte, den ich versuchte zu zeichnen, wollte mein Zeichenbuch mir mit Gewalt entreißen, und als dies nicht gelang, fiel er unter dem Zeichen der größten Angst vor mir auf die Knie und faßte mich beim Bart.

Es war dies das einzige Mittel, welches ich bei dieser Gelegenheit entdeckte, die ungebetenen Gäste aus dem Zelte zu entfernen, wenn sie zu unbequem wurden, daß ich mich stellte, als ob ich sie zeichnete; sie entflohen sogleich Hals über Kopf wie vom bösen Geist getrieben. Doch gelang es mir dessen ungeachtet einige Kostüme zu sammeln.

Die Gesichter waren zum großen Theil von abschreckender Häßlichkeit mit tief eingedrücktem Nasenrücken und kaum vorstehendدr Stumpfnase, und einem großen, offen stehenden Munde.

Am häßlichsten und schmutzigsten waren die Weiber, von denen

viele mit der Spindel Wolle spannen, ohne jedoch den Napf dabei zu gebrauchen wie die Frauen in Nako und Lio.

Wir kehrten nach Schipki zurück begleitet von zweien der Einwohner, welche mir unterwegs mittheilten, daß die beschriebenen Steinplatten von den Leuten im Dorfe bezahlt würden, daß bei feierlichen Gelegenheiten die Familienoberhäupter viele derselben machen ließen und der Lama allein dieselben einzugraben verstände. Es war auch hier die Inschrift „Om man neh pa deh hung" unverändert dieselbe, zuweilen auf einer Tafel mehrfach wiederholt.

Die Nacht in Schipki gehörte nicht zu den angenehmsten; bis in die Nacht hinein wurde man fortwährend durch die dreist in das Zelt eindringenden Tübeter gestört, die noch etwas zu verkaufen hatten. Außer ihnen wurden die Mücken und andere Insekten höchst lästig und ließen wenig zum Schlafen kommen.

Um 9 Uhr des folgenden Morgens (den 8. August) erstiegen wir wieder die Paßhöhe in 2½ Stunde und erreichten Abends Namdja. Als ich dort allein im Zelt saß, erschien eine Schaar Lamas und stimmten einen feierlichen Gesang an. Zuerst begann einer mit abwechselnd fallender und steigender Stimme eine Art Epilog herzusagen; dann fiel der ganze Chor mit angenehmen Stimmen ziemlich hoch in lang gehaltenen Tönen ein. Der Gesang erinnerte an die Kirchenlieder mit dem Amen der Chorknaben und machte sammt den wunderlichen Gestalten in ihren abenteuerlichen, rothen Mänteln und rothen Mützen mit dem gelben Lamazeichen einen höchst feierlichen Eindruck.

Von Namdja aus gingen wir zu dem Sutledsch auf einem steilen Geröllwege hinab, um den Fluß zu überschreiten. Es war ein Sangho, aus Baumbast und Weidenzweigen geflochten, sehr alt und gebrechlich, über den 30 Schritt breiten Strom gezogen, der schlechteste, den wir passirt hatten. Man mußte in der Mitte sich fast allein mit den Händen forthelfen, weil die Fußleitern ausgefallen waren; dazu war er so schlaff, daß die beiden am Ufer befestigten Enden sich fast senkrecht hinabsenkten.

Neue Mühe erwartete uns am jenseitigen Ufer, da wir den 6000′ hohen Kamm der Felsendämme, die den Fluß einschließen, zu

übersteigen hatten, um in das Thal des Li zu gelangen. Der Weg sah von weitem aus wie ein Strich an einer glatten Wand, doch war er weniger gefährlich als die in den Tagen vorher durchwanderten.

Vor der Oase des Dörfchens Gimuth (Muth) empfing den Prinzen wieder eine Anzahl Lamas mit ihrem Choralgesange, welcher Stellen aus dem Tumschah, ihrem heiligen Buche, enthalten soll.

Oberhalb des Ortes wandte sich der Weg nordwärts einem hohen Passe zu, auf welchen ein beschwerlicher aber wohl erhaltener Pfad hinaufführte. Von dort erblickten wir die weitausgedehnte Geröllebene, welche sich am linken Ufer des Li unabsehbar in flachen Hügeln ausdehnt. Grauer Kalkstein bedeckte den Boden. Wir gebrauchten 8 Stunden um das große Dorf Nako zu erreichen, welches mitten in der Steppe 11,200′ hoch über dem Meere liegt. Die Aprikosen gedeihen hier nicht mehr, auch fehlt die zweite Erndte. Die Feldfrüchte bestanden aus Raps (Njunkar), Phapar, Waizen, Gerste, Spelt und Hülsenfrüchten. Ein kleiner See liegt vor dem Dorfe, welches zwischen großen Granitblöcken gebaut ist. Er ist mit Weiden umgeben, sonst findet man keinen Baum in der Gegend. Die Tracht war im Ganzen dieselbe wie in Namdja, doch die Leute viel weniger zudringlich; auch hatten die Männer keine Zöpfe mehr. Die Weiber trugen einen wunderlichen Zierrath um den Hals, einem Hundehalsbande ähnlich, um die Taille hatten sie mit blauen Glasperlen besetzte Schellenschnüre. Viele von ihnen sah ich am Marktplatze mit Wollespinnen beschäftigt, andere saßen an einem einfachen Webestuhl und webten.

Ehe wir den Weg nach Lio von hier antraten, ließen wir uns vom Lama, einem noch jungen Manne, den Tempel zeigen, welcher am Westende des Orts liegt, ein viereckiges, schmuckloses, dunkelroth gemaltes Gebäude. Die niedrige Holzthür wurde uns ohne Schwierigkeit geöffnet und der Eintritt gestattet. Sie war die einzige Oeffnung, welche den innern Raum erhellte; es war daher ziemlich dunkel darin und man konnte erst nach längerem Ansehen die mancherlei Götterfiguren unterscheiden, welche uns der Lama erklärte. Der Thür gegenüber stand auf einem Piedestal ein kleines Götterbild, ein größeres gleich dahinter. Das erste stellte den Lobun Patma vor, er war grün von Gesicht und mit Zeug bekleidet. Die Hauptfigur hieß

Dordschi Simba, über dessen Haupte der blaue, geschnäbelte und geflügelte Tschakium schwebte mit einer Perlenschnur im Schnabel. Rechts von ihnen stand der gelbe Nana theia, links der rothe Vinschinjungne; ferner in einer Nische rechts Thevadna und links Nabarnangsé. Diese hatten Grün und Blau als Hautfarbe. Ein viereckiger Platz war durch Schwellbalken von diesen Götterbildern abgesondert und diente zum Trocknen der Phaparblätter, welche die Priester essen.

Die Wände waren leider sehr in Verfall, doch konnte man noch deutlich eine feine Malerei derselben in Leimfarben erkennen, welche chinesischen Geschmack und chinesische Formen kund gab. Sie stellten reihenweis sitzende Gestalten mit ausdruckvollen Gesichtern dar, jede Figur nicht über 6'' hoch und von allerlei Schnörkeln in Gold und bunten Farben umgeben. Auch die Decke war mit chinesischen Goldmustern bedeckt. An den Pfeilern des Mittelganges hingen alte chinesische Fahnen von glänzenden Farben.

Alle Götterfiguren waren von guter Skulptur, leider so wie alles Uebrige voll Schmutz und Staub, und gewiß seit vielen Jahren nicht von säubernden Händen berührt.

Der Lama verrieth in Betreff des Alters und der Bedeutung des Heiligthums eine gränzenlose Unwissenheit; auch erlaubte er uns, von den kleinen thönernen Bildern aller möglichen indischen Götter, welche in einer Nische aufgehäuft lagen, nach Belieben zu nehmen.

Diesem Tempel gegenüber liegt ein anderer kleinerer, aber im nämlichen Style erbaut und auch wohl eben so alt. Er enthält als Hauptfigur in der Mittelwand das Bild einer weiblichen Gottheit, die Dulma. Ueber ihr schwebt ebenfalls der Tschakium mit blauen, viereckigen Flügeln und Schnabelkopf; Drachen mit langen Rüsseln stehen zu beiden Seiten und weiße, kleine Elephanten am Fuße des Bildes. Rechts und links saßen jederseits vier Gestalten mit verschieden gefärbten Gesichtern, deren Name uns nicht genannt wurde. Der Lama erklärte sie für die Diener der Dulma und sagte sie hätten keinen Namen. An den übrigen Wänden waren Buddhafiguren.

Ziemlich unbefriedigt durch die Erklärung des Lama verließen wir Nako und zogen rasch einen Abhang nach dem andern zum Ufer

des Li hinunter. Zur Rechten ließen wir das Dorf Maling, in westlicher Richtung der Brücke zu wandernd, welche aus Cederholz sehr fest und schön gebaut die steilen Ufer des Stromes verbindet.

Bis nach dem Orte Lio war noch eine Viertelstunde Weges. Er liegt 2500′ niedriger als Nako an einem Felsenvorsprung angelehnt, der die Ecke bildet zwischen dem Flüßchen Lipa und dem Li. Die äußerste Kante ist ein zackiger und zersplitterter Granitfelsen, auf dem sich Ueberreste von alten Mauern finden, welche die Anhöhe umziehen, als hätte früher ein Fort diesen Platz eingenommen. Der Felsen verdeckt den freundlichen Ort, welcher von schönen, gut bewässerten Kulturfeldern und Aprikosenbäumen umgeben ist, wenn man vom jenseitigen Ufer kommt. Wir setzten über den Lipafluß, um jenseit desselben die Höhe zu übersteigen, welche eine Fortsetzung des Kammes am andern Ufer bei Nako ist. Oben zeigten sich wieder die chinesischen Schneeberge des Purgeul.

Die Vegetation auf dem Granit- und Thonschiefergerölle war sehr dürftig, der Weg öde und menschenleer; nur ein Handelsmann, der auf einigen Eseln eine Ladung Opium nach Ladakh brachte, begegnete uns. Endlich sahen wir, nachdem wir in das Flußthal des Tschuling eingetreten waren, die grünen und gelben Felder der Dörfer Suling und Hangmat glänzen. Reiter auf schön gezäumten Pferden, den ersten Reitpferden, die wir seit langer Zeit wiedersahn, zeigten sich auf dem Wege.

Hang lag jenseit des Tschuling, und seine ausgebreitete Kultur bedeckt eine weite Fläche. Der Anblick dieser frischen Felder, die sich tief in das Thal hinabziehen, war für unsere Augen wahrhaft erquicklich; sie bildeten einen eigenthümlichen schönen Gegensatz zu den steil aufsteigenden, ganz mit losem Geröll bedeckten Kalkbergen, die in trostloser Unfruchtbarkeit das Thal begränzen. An Bäumen fehlt es, wenige Pappeln abgerechnet, ganz; nur Stachelbeergebüsch findet man überall, doch werden die Früchte desselben erst sehr spät reif.

Am 12. August überstiegen wir einen der bedeutendsten Pässe, den Hangarang (12,000′ hoch), zu dessen Spitze man auf ziemlich bequemen Bergwegen über Kalkgeröllabhänge gelangte; desto steiler war die andere Seite des Gebirgskammes, an welcher wir zu einem

kleinen Bachthale hinab kletterten, um seinem Laufe weiter zu folgen. Der Weg schlängelte sich an den Geröllwänden immer tiefer und tiefer hinab, bis wir endlich die Aprikosenbäume und den Thalgrund des Ortes Sungnum vor uns liegen sahen.

Sungnum ist ein großes Dorf von etwa 40 Häusern und einer großen Anzahl kleiner Vorrathskammern, die wie Holzkasten aussehen. Ein ziemlich neuer Tempel und eine Menge Tschochdén (Lamaurnen), zierlich aus Holz angefertigt und zu dreien in grauer, weißer und gelber Farbe neben den Häusern aufgestellt, sind Zeichen des eifrigen Lamakultus dieser Gegend.

Wir hörten hier recht hübsch singen, so wie auch die Weiber von Hang einige sehr gefällige Melodien hatten, die indessen schwer zu behalten und zu notiren waren wegen der raschen Uebergänge und der Gewohnheit der Sänger die Töne zu verschmelzen. Ein Lied, das wir schon bei Lipe und Namdja gehört hatten, zeigte unter allen die deutlichste Melodie; sie nannten es Sungnamuk. Ob vielleicht der Name des Ortes Sungnum im Spiele ist, weiß ich nicht. Es hat drei Strophen, und während ein Theil der Sänger den Halt der zweiten aussingt, fällt der andere Chor mit der dritten Strophe ein. Zuweilen wiederholten sie auch eine Strophe zweimal, je nachdem der Text der untergelegten Worte verändert wurde, den sie jedesmal nach Gefallen erneuern.

Die Felder des Dorfes liegen zu beiden Seiten des kleinen Flusses Bonkiu; sie waren mit Gerste und Phapar bestellt. Die Vorbereitungen und Einkäufe zur weitern Reise veranlaßten einen Rasttag in Sungnum; wir durchwanderten daher erst am 14. das Thal des Ruskalong neben einem zierlichen Tempel vorbei, der höchst malerisch auf der kahlen Anhöhe nicht weit vom kleinen Dorfe Ruskalong liegt. Solche Lamadeval's sind gewöhnlich zweistöckig und weiß angestrichen bis auf die beiden Balkons des oberen Stockwerkes, welche schwarz zu sein pflegen. Das Dach ist mit rinnenförmigen Vertiefungen durchzogen, roth angemalt und trägt mehrere spitze Thürmchen mit gelben Dächern.

Nach Kreuzung des Flusses stiegen wir auf Schiefergeröll wieder steil aufwärts; hin und wieder standen einzelne Deodarcedern und

Neozakiefern, jedoch nur kleine Bäume. Es ging immer steil bergauf; bald ließen wir den Wald hinter uns, Gebüsch von Loniceren und kleinen Cypressen begleitete uns noch bis zur Höhe von 10,000′, dann begannen weite Flächen von Polygonum, blauen Geranien und Ampfer, zwischen wüsten, pflanzenleeren Geröllflächen. Auf dem Kamme des Binangpasses fand ich zu meinem Erstaunen auch Wolfsmilch in großer Menge wachsen, ganz der unsern (Euph. exigua) ähnlich. Jenseit desselben sahen wir Kanum in der Ferne liegen und zogen in der Richtung nach Labrang auf einem kahlen Bergrücken vorwärts unsern Zeltplatze Tapang zu, welcher noch oberhalb von Labrang liegt.

Den ganzen Weg, besonders auf der Paßhöhe, hatten wir gegen einen heftigen Südwind zu kämpfen, und die Luft wurde gegen Abend empfindlich kühl. Der Thermometer fiel um 8 Uhr bis auf 7° R. Unterwegs sah ich eine große Heerde starkknochiger, mit Salz beladener Ziegen, die von Tübet über Nako kam. Das Salz ist im Gebirge ein sehr geschätzter Handelsartikel. In Lio sah ich eine Frau, die an ihrem Mantel einen kleinen mit Salz gefüllten Beutel trug. Auf meine Frage, was das Säckchen enthalte, sagte sie, es sei Lu darin. Sie geben es den Kindern, wie wir den Zucker, als Leckerbissen.

Am folgenden Tage erreichten wir die Ufer des Sutledsch wieder, die in ihrer Bewaldung einen auffallenden Unterschied gegen die Berge jenseit des Binangpasses zeigen, obgleich das Gestein dasselbe ist. Die Berge erschienen hier grün von Cypressen, Neoza und Cedern und wir traten bald in einen Cedernwald ein, der von dem lauten Gesang einer großen Art Cicade belebt war.

Als wir ihn durchwandert hatten, trafen wir bei einem kleinen Bache wieder auf unseren frühern Weg, der uns am Abend nach Lipe führte. Ich fand zu meiner Freude dort meine Patienten, die bei unserm ersten Besuch zu mir gebracht waren, alle geheilt. Wir verfolgten von Lipe unsern alten Weg über den Errengpaß, der uns bergauf viel länger erschien, nach Pangi und von da am 17. August über Tschini auf der Dakstraße im Sutledschthale weiter.

Tschini erschien uns bei dem schönen Wetter viel freundlicher als das letzte Mal. Es war viel von dem Schnee, der damals den

Berg bedeckte, herabgethaut; man hörte oft Lawinen donnern, ohne jedoch eine zu sehen. Die Felder waren schon mit dem frischen Grün der zweiten Erndte, des blühenden Phapar, bedeckt, und reife, schöne Weintrauben mit blauen, länglichten Beeren wurden sowohl in Tschini als Jengere uns in Fülle geboten. Man war gerade damit beschäftigt die Weintrauben zum Transport nach Simlah vorzubereiten, und große Körbe voll standen schon fertig gepackt.

Abends zog eine Procession, deren Lärm wir in der Ferne schon stundenlang vorher gehört hatten, vor unserem Zelte vorbei. Ein großer, mit Zeug verhangener Kasten, auf dessen Mitte sich ein riesenhoher rother Federbusch, aus mehreren Yakschwänzen zusammengesetzt, erhob, wurde von zwei Männern auf den Schultern getragen; voraus zogen zwei Posaunenbläser, ihre sechs Fuß langen Instrumente mit vollen Backen blasend, dann folgten die Trommelschläger mit Handpauken verschiedener Größe, Beckenschläger und noch mehrere andere Musikanten mit gewundenen Trompeten. Wir folgten bis zum Tempel dem Zuge nach, wo das Ende der Feierlichkeit darin bestand, daß die Träger den Kasten in heftige Schwingungen versetzten, so weit die Länge der Tragstangen es erlaubte. Der Name der Gottheit, die sich in dem Kasten befand, wurde uns verschieden genannt; doch schien Taku die vorherrschende Bezeichnung. Man hatte das Heiligthum von einer andern Ortschaft, wo es eine Zeitlang mit andern Gottheiten zusammen vereinigt in einem Tempel gewesen war, nach Tschini herübergeholt.

Der ganze Weg zeigte, seit dem wir wieder den Granitboden betreten hatten, welcher diesseits des Flußthals des Lisa hinter Lipe den Thonschiefer verdrängt, eine ganz veränderte Vegetation. Es scheint fast als ob der Granit die Ceder- und Fichtenwälder begünstigt. Wo die Abhänge nicht zu schroff waren, stand überall dunkelgrüner Nadelwald, überall ragten aus den Felsklüften die breiten Laubdächer der Deodarceder hervor, welches den Thälern ein außerordentlich malerisches Ansehn giebt in Verbindung mit den frischen Kulturfeldern, den freundlichen Dörfern und dem tief unten brausenden tübetischen Strom, dessen Krümmungen man von den höhern Punkten der Thalwände weithin verfolgen kann. Eine schöne Wiesenflora bedeckt die waldlo-

sen Abhänge und Felsenkuppen, und die kleinen Bachthäler sind mit einer Pracht von blühenden Pflanzen, Vergißmeinnicht, Salbei, Spiräen, Balsaminen und mehreren Umbellaten bekränzt.

Am 20. August zogen wir mit 45 Kulies von Tschini am Sutledsch hinab. Eine bedeutende Höhe bildete den Anfang des Wegs, von wo wir die früher durchzogenen Dörfer am gegenüberliegenden Ufer, Barang und Mebur, erblickten; eine reizend schöne Aussicht.

Wir kamen weit über die Baumregion hinaus auf einen felsigen Weg, der sich so weit südlich zog, daß wir nicht sehr fern den Baspa bei seinem Einfall in den Sutledsch sahen. Er ist nur halb so breit als der Sutledsch.

Durch diese Bachthäler, die schon hin und wieder Spuren von einer tropischen Vegetation zeigten, und über steile Anhöhen erreichten wir nach siebenstündigem Marsche das Dorf Miru. Der Weinbau fehlt hier und die Aprikosen waren sehr schlecht; doch scheint die Gegend reich an Korn zu sein, auch bemerkte ich viel Bienenzucht. Ein kleines Haus war von den Bienen ganz umschwärmt, und zwar sah ich, daß sich ihre Fluglöcher im ersten Stockwerk befanden. Die Bienenstöcke, welche ich nach erhaltener Erlaubniß einzutreten mir näher ansah, bestanden nur in etwa 8″ tiefen und 6″ hohen Löchern in der Wand, die an der Innenseite mit einem geflochtenen Deckel sehr unvollkommen verschlossen waren. Die Bienen summten im ganzen Hause zwischen den Geräthen und Bewohnern einträchtig umher.

Eine der lieblichsten Gegenden mit schöner Vegetation durchzogen wir am folgenden Tage, nachdem wir die steilen Ufer des Djulabächleins überschritten hatten. Hier zeigte sich zuerst wieder Laubholz in größerer Menge; ein dichter Wald von hochstämmigen Kastanien und Wallnußbäumen nahm uns auf, Wässerlein rieselten überall in seinem erquickenden Schatten und ein frischer weicher Rasen war für die Augen ein langentbehrtes Labsal.

Bald hinter diesem Wäldchen kam Urni zum Vorschein mit seinen zierlichen, halb aus Holz, halb aus Stein gebauten, flachgedeckten Häusern, über welche der Deval in der Mitte mit seinen zwei Gallerien und dem schön geschnitzten Giebeldache sich erhebt. Das Dörfchen nahm sich mit seinen bunten, weiß und braun gemalten Häus-

chen, die reich mit Schnitzwerk versehen sind, und der Gebirgslandschaft umher sehr schweizerisch aus; einige Weingelände lagen tiefer unten am diesseitigen Ufer, welches auf seinen Abhängen mit schönen Bäumen, Birnbäumen, Aprikosen, Eichen und Ellern bewachsen ist. Der Sutledsch tief unten schneidet es schroff von der jenseitigen Bergwand ab, die sich steil und schwarz vom dichten Cedernwalde aufthürmt. Die Trauben waren hier noch nicht reif, während sie in Puari, das viel höher liegt, schon acht Tage früher geschnitten wurden. Es ist hier die Grenze der Traubenkultur und zugleich nimmt man von den Aprikosen Abschied. Weiterhin ist kein von den aufgehäuften Früchten rothes Dach mehr zu sehen.

Das Ufer, an dem wir entlang zogen, hatte nur spärlichen Baumwuchs und war außerordentlich steil, so daß man an einzelnen Stellen wohl 1000′ tief fast senkrecht auf den Fluß hinabsah. Auf steinigem, sehr unebenen Wege stiegen wir daran zu unserm Rastorte Tschigaon (Sirgong) hinab.

Dies ist eins der reizendsten Dörfer, die ich gesehen habe. Unter riesigen Nußbäumen liegen seine hohen Terrassen über einander, mit einem großen grünen Grasplatze an der tiefsten Stelle, den wir zum Lagerplatze erwählten. Ein geschmackvoller Deval mit schön ausgeschnitzten Gallerien und einem kegelförmigen, spitzen Dache nebst einem hohen, thurmartigen Gebäude von fünf Stockwerken, zu denen eine Treppe auswärts hinaufführte, begrenzte den Platz. Sämmtliche Häuser des Dorfes sind wohl erhalten und reinlich. Wir drangen ohne Umstände ein; die Leute machten gute Miene zum bösen Spiele und ließen uns gewähren.

Ein bretterner Umlauf ohne Geländer umgiebt das obere hölzerne Stockwerk, zu dem ein einfacher Leiterbaum hinaufführt; doch ist der Eingang an der entgegengesetzten Seite möglichst weit von der Treppe entfernt, so daß man das ganze Haus erst umgehen muß, ehe man zum Wohnzimmer gelangt, welches sein Licht nur durch die Thür erhält. Die reinliche Hausfrau war eben damit beschäftigt, ein Muß aus Pfirsichen (Aruka genannt) zu kochen, während der Mann den Tschipattiteig knetete zu den dünnen Gerstenkuchen, welche die Stelle des Brotes vertreten. Eine Schaar hübscher Kinderchen verkroch sich vor der fremden Erscheinung; sie schienen große Furcht vor uns zu haben.

Die Häuser liegen auch hier so nah an einander, daß die Nachbaren von einem Dach zum andern übersteigen können; dort oben gewöhnlich waren die Familien versammelt. Die Zwischenräume der Häuser sind durch Hecken von drei Ellen hohem Hanf und Brennnesseln ausgefüllt, auch eine Art Kürbis mit weißer Blüthe und saftigen Früchten von der Größe eines Kinderkopfes, Tomba genannt, wuchert dort.

Vor der Treppe, die zur höchsten Terrasse des Dorfes hinaufführt, sahen wir ein Mädchen beschäftigt, in einem hölzernen Mörser Aprikosenkerne zu zerstampfen, die man benutzt, um ein schönes Oel von angenehmen Beigeschmack nach bittern Mandeln daraus zu gewinnen. Das Mädchen war von angenehmen Gesichtszügen, so wie auch die Müllerinnen, welche die kleinen Pantzecki's (Wassermühlen), in denen die Hirse (Tschin) geschroten wird, beaufsichtigen, recht hübsch aussahen.

Die Mannigfaltigkeit der Vegetation nahm zu, je weiter wir in dem Sutledschthale hinabzogen. Die südlichen Formen der Pflanzen traten in Bambus, Kappersträuchern, kletternden Feigen, schön duftenden Clematisarten, Bignonien und Dalbergien immer deutlicher hervor. Besonders reich an einer Fülle schöner Pflanzen ist das Thal des reißenden Babeflusses, den wir am 22ten auf einem Sangho überschritten, nicht weit von seinem Einfluß in den Sutledsch. Eine Viertelstunde weiter kamen wir zur Wangtubrücke, der ersten, die wirklich den Namen einer Brücke verdient, auf der wir zum südlichen Ufer des Sutledsch hinübergingen. Prachtvoll ist die Gebirgslandschaft, die den brausenden Strom hier umgiebt; seine Ufer steigen schroff und zackig himmelan, oben mit Wald gekrönt, im Hintergrunde das schattige grüne Thal des Babe.

In dem Dorfe Nitjar ruhten wir von der beschwerlichen Arbeit, die das Hinansteigen am steilen, linken Ufer des Flusses verursachte, und wanderten am folgenden Tage (den 23. August) durch einen Wald von Eichen und Birnbäumen, der mit seiner Fülle blühender Balsaminen und Glorinien auf frischem Rasengrunde dem lieblichsten Parke glich, eine Stunde lang fort. Dann gewann wieder der Nadelwald, die Deodarceder, die Roitanne und Tschilkiefer die Ober-

hand. Mitten im Walde lag das Dorf Pang mit einem wunderschön malerisch gelegenen Tempel. Unter den Bäumen des Waldes waren einzelne von riesenhafter Größe; eine Ceder, die wir maßen, hatte 36′ im Umfange.

Bei dem Doppelbache Soldang, dessen Ufer mit Maulbeerbäumen, Melien, schönen Dolichosarten und gelben Orchideen bewachsen waren, traten wir aus dem Walde heraus, um eine beschwerliche Anhöhe zu erklettern. Es soll hier viel Bären geben. Jenseit des Berges nahm uns auf's Neue der Schatten und die Kühle des Cederwaldes auf, in dem wir, oberhalb des Dorfes Tranda, die Zelte aufschlugen. Ein heftiges Gewitter mit starkem Regen hinderte den weitern Marsch. Es hielt bis gegen fünf Uhr an. Nachdem es ausgetobt hatte, erstiegen wir eine der nahgelegenen Berghöhen und hatten von hier die prachtvollste Ansicht der weiten Berglandschaft; die Schneepiks des Kotghur erhoben im Nordwesten ihre zackigen Häupter; ganz in der Ferne sah man noch eine andere Reihe von himmelhohen Schneespitzen nach Südsüdosten hinziehen. Unter uns, etwa 1500′ tiefer, strömte der Sutledsch im Thalgrunde.

Die Frische und Ueppigkeit der Vegetation blieb sich auch in dem am folgenden Tage durchwanderten Theile des Sutledschthales gleich. Durch die Bewaldung haben die Berge ein viel lebendigeres Ansehen, und die grünen Wiesenflächen bringen glänzende, schöne Farbentöne in die Landschaft, der die zahlreichen kleinen Bäche, welche in wunderhübschen Kaskaden an den steilern Stellen der Thalwände herabstürzen, eine reizende Mannigfaltigkeit verleihen. Der Wald war gerade nicht sehr dicht, und es fehlte ihm an Unterholz, was vielleicht dem Niederbrennen des Grases vor dem Eintritt der Regenzeit zuzuschreiben ist; dagegen begünstigt dies den schönsten Graswuchs, welcher überall, wo Feuchtigkeit genug vorhanden ist, den Boden bedeckt, an manchen Stellen in solcher Ueppigkeit, daß wir bis zur Mitte des Leibes darin versanken. Die Waldbäume, Ahorn, Eschen, Bhanscheichen, Maulbeerbäume, Rhododendron und Melien gaben ein dichtes Laubdach, welches einen lieblichen Schatten gewährt; am Wege bilden Fuchsschwanz, Balsaminen, Hanf und viele Schmetterlingsblumen

eine dichte Hecke. Einzelne Feigenbäume kommen vor und eine gelbblühende Gurke zieht ihre Ranken über die hohen Meliabäume. Ueberall giebt es Felsgrotten mit kühlem, erfrischenden Quellwasser, von Balsaminen, blaublühenden Gloxinien und den schlanken Aehren einer Art Knöterich umgeben.

Jenseit eines Bächleins, des Tschonda, zieht sich ein Querkamm des Gebirges bis zum Flusse hin, Manjuti Danda genannt, der sich etwa 2000′ über den Fluß erhebt; indessen war er nicht sehr beschwerlich zu ersteigen, weil der Weg sehr allmälig an seiner Seite zur Höhe führt. Man sah von dem Kamme des Passes jenseit des Flusses zwei kleine Bachthäler mit rauschenden Bächlein und einem freundlichen Dorfe, Kyao geheißen, und weiter abwärts nach Südwest die ersten Gebäude von Seran. Der Weg war im Zickzack am Berge hinuntergeführt und hatte wunderliebliche Partien, wo Wasserfälle, Grotten, blühendes Gebüsch und mit Gurken umrankte Bäche auf das Mannigfaltigste abwechselten.

In einem der Bachthäler begegnete uns ein Abgesandter des Rajah von Bissahir, der dem Prinzen ein elegant aufgezäumtes Pferd entgegenführte, um darauf in Seran einzuziehen. Doch wurde der öffentliche Empfang abgelehnt.

Ein Deval und das Schloß des Rajah von Bissahir, seine Sommerresidenz, war das erste, was von Seran sichtbar wurde. Der Tempel ist ein ausgedehntes Gebäude mit breitüberstehendem Schieferdache und einer rundumlaufenden Gallerie dicht unter dem Dache; daneben ragt der eigentliche Deval empor, ein weißes, hohes, thurmähnliches Bauwerk mit abgestumpfter Kegelspitze, welches die Wohnung des Rajah, ein zweistöckiges einfaches Haus, vom Tempel trennt. Hinter dieser Reihe von Gebäuden entdeckten wir erst das elende Dorf, welches Seran genannt wird und aus wenigen verfallenen, einstöckigen Häusern besteht.

Es waren dort Zelte aufgeschlagen, welche hinreichend Raum für uns alle boten. Bald fand sich auch wieder eine neugierige Menge ein, uns anzusehen; vor Allem viele Knaben und junge Männer. Sie hatten offene hübsche Gesichter. Unter den älteren Leuten waren einige von höchst angenehmem Ausdruck. Den Baku (Rock), die Woll-

hosen und den breiten wollenen Gürtel der Gebirgsbewohner findet man hier schon nicht mehr, auch die braunen platten Wollmützen werden weniger getragen. Die Weiber waren scheu und ließen sich selten sehen; sie tragen noch eben solche Wollflechten und den rothen Wollbusch am Hinterkopf wie in Puari, haben aber gewöhnlich ein weißes Kopftuch darüber. Das lange buntgestreifte Stück Wollenzeug mit dem Pitzuk, einer Art Brosche, auf der linken Brust befestigt, war ebenfalls hier noch gebräuchlich. Die Last der Arbeiten scheint besonders den Weibern obzuliegen, wenigstens sah man sie meistens mit runden, unten spitz zulaufenden Tragkörben auf dem Rücken gehen. Es wird fast Alles in solchen Körben transportirt, auch das Wasser, das zu dem Ende in große Messingflaschen gefüllt wird.

Wir hatten kaum in unsern Zelten uns eingerichtet, als der Rajah Früchte, schöne nothreife Mango's, unreife Pfirsichen, hart wie Aepfel (man pflegt sie hier so zu essen), und Trauben zu unserer Erquickung schickte. Zugleich wurde der Besuch desselben auf den andern Tag angekündigt.

Es war ein sehr schöner Abend, aber die Hitze im Zelte drückend; wir suchten daher einen Badeplatz und fanden an einem kleinen Bache in der Nähe des Ortes einen der schönsten, den man sich denken kann. Ueber die ganz mit Schlingpflanzen und Gebüsch bekleidete, zackige Felsenwand im Norden von Seran rieselt eine reizende Quelle in zwei schönen Kaskaden herab, deren jede von einem kleinen Bassin aufgenommen wird. Dichtes Gebüsch von Balsaminen, Jasmin, Glorinien faßt die Bassins ein, deren klares, kühles Wasser die schönste Erfrischung gewährte. Näher dem Orte zu, wo sich das Wasser der Bassins in einen Bach vereinigt, stehen zahlreiche Monumente am Ufer, welche alten Grabsteinen gleichen. Es ist auf allen, wie es scheint, dieselbe Figur abgebildet, eine Gestalt in einem Weiberrocke, die rechte Hand erhebend; auf einigen stand sie sechsmal wiederholt, jedesmal drei Figuren in einer Reihe; doch konnte ich über die Bedeutung dieser anscheinend sehr alten Denkmale keinen Aufschluß erhalten.

Am folgenden Morgen (den 25. August) ließ Sr. Herrlichkeit, der Rajah, sehr lange auf sich warten, und der Mittag war schon

herangekommen, als wir endlich die Musik der Posaunen und Trommeln vernahmen, welche sein Herannahen verkündigten. Der Rajah erschien zu Fuß, ein kleiner, gebeugt gehender Mann, in violetter Seide gekleidet, in violetten Saffianstiefeln und mit einer höchst unkleidsamen weiten Mütze von Goldstoff auf dem Kopfe, von dem Vezir (Budschir) und einem andern hohen Beamten in weißen Kleidern geführt.

Der Graf v. O. und ich gingen ihm entgegen, der Graf nahm seinen linken, ich seinen rechten Arm, und so schritten wir unter dem jauchzenden Geschrei des Volkes: „Maharadscha!“ dem Zelte zu, wo schon auf großen Messingtellern die vorausgesandten Geschenke des Rajah niedergesetzt waren. Die Betten mit Shawls belegt dienten als Divans, auf denen der Rajah mit seinen Begleitern sich niederließ. Unser Interpret Brown übersetzte die Fragen und Antworten und das Gespräch kam sehr munter in Gang; denn der alte Herr, obwohl sehr stumpf und altersschwach aussehend, zeigte einen noch sehr lebendigen Geist in seinen Worten.

Unter den Geschenken befand sich ein Stück russischer Juchten, welches also die Rundreise nach Europa zurückzumachen Gelegenheit hat, einige sonderbare Waffen, Seiden- und Wollstoffe, Moschus und die hochgeschätzte Nirbissiwurzel.

Dieselben Ceremonien fanden bei seinem Rückwege statt, doch lehnte er unsere weitere Begleitung höflich und mit einer gewissen Aengstlichkeit ab.

Nach dem Mittagsmahl machte ihm der Prinz seinen Gegenbesuch. Der Vezir kam uns abzuholen und führte uns dem Pallaste zu. Durch ein halbverfallenes Thor, von neugierigen Zuschauern umdrängt, schritten wir in den großen Hofraum, der mit einem Baldachin überspannt war. Ein großartiger, aber einfacher Eingang führte ins Innere des Pallastes, der in streng schmucklosem Style des Gebirgs gebaut ist; drei elegante, seidene Sopha's standen dort im Kreise, hinter ihnen und zur Seite die Schaaren der weißgekleideten Hofleute mit gezogenen Kuckeries (den kurzen Säbeln) in der Hand; einige trugen als Herolde lange vergoldete Stäbe, die sich oben in zwei gekrümmte Enden theilten. Die Gegengeschenke schienen mit

großer Befriedigung vom Rajah angenommen zu werden; er unterhielt sich lange mit dem Prinzen und wollte gern über die Lage und Größe unsers Vaterlandes unterrichtet sein, auch die Namen der deutschen Herrscher wissen, was einige Schwierigkeit hatte, ihm deutlich zu machen. Die Besichtigung des Hauses ließ er durch seinen Budschir ablehnen, unter dem Vorwande, daß die Götter darin seien; nur an der äußern Gallerie wollte er uns herumführen lassen.

Es war eine höchst interessante Scene von ächt orientalischem Gepräge. Beim schönsten Abendroth, einer Seltenheit hier zu Lande, kehrten wir zu den Zelten zurück.

Als wir von Seran am andern Morgen fortgingen, hatte es die ganze Nacht geregnet; das ganze Flußthal lag in Dunst versteckt. Bald erreichten wir das Ende der Ebene von Seran und stiegen etwa 1500′ bergab zum Flußbette des Mageladgadh, über den eine Brücke führt. Beim Hinaufsteigen hatten wir sehr von der Hitze an dem steilen Abhange zu leiden, in der man kaum athmen konnte. Nur wenige Bäume, Maulbeeren, Grewia- und Carissagebüsch, mit vielen Weinranken umzogen, gaben einen dürftigen Schatten; desto schöner war der Eichenwald oben, der nur dann und wann durch die Felder der zahlreichen Dörfer unterbrochen wurde, bis wir in Gura anlangten.

Der Rajah beweist einen guten Geschmack, indem er sich hier ein Sommerhaus bauen läßt; denn Gura ist ein allerliebster Platz. Wir wählten den Hof, welcher zwischen diesem neuen Palais und dem Tempel eingeschlossen liegt, zu unserm Lagerplatze.

Da das Landhaus des Rajah noch leer stand, so verwehrte uns dies Niemand, eben so wenig als den Eintrit in seine innern Räume. Es ist ein völlig quadratisches Gebäude, mit einem kleinen Eingange, der zunächst in ein wahrscheinlich für die Dienerschaft bestimmtes größeres Gemach führt. Dort ist ein Vorbau, der den eigentlichen Eingang ins Innere enthält. In der Mitte des Gebäudes befindet sich ein offener Raum mit einem Wasserbassin, ringsum von einer zierlich geschnitzten Gallerie aus Cedernholz umgeben, von welcher kleine Thüren zu den dunkeln Schlafgemächern und größere, mit Holzschnitzwerk elegant verzierte zu den größeren Zimmern führen. Das zweite Stock-

werk hat dieselbe Einrichtung. Die Zimmer sind niedrig und nicht länger als 12′ und 5—8′ breit. Eine breite Gallerie, die das zweite Stockwerk auswendig umgiebt, war noch nicht beendigt. Sie wird von dem oben weit überstehenden Dache von schwarzem Schiefer bedeckt. Dem Landhause gegenüber befindet sich ein großer, schöner Tempel mit einer zierlichen breiten Gallerie und hoher, weißer Kegelspitze, vor welcher ein aus Stein gehauener Falke mit der Schlange im Schnabel sitzt.

Die Ecke des Deval war schön mit weißblühender Clematis überrankt, und ein dichtes Gebüsch von Hanf, Nesseln und Balsaminen umgiebt die zierliche Häusergruppe; auch wilde Feigenbäume mit kleinen dunkelblauen, eßbaren Früchten, Melien und Carissagebüsch, in welchem eine Art Kürbis mit hochgelben, kleinen Früchten hoch hinaufrankt, standen in Menge hier. Unter den gewöhnlichen Gewächsen fiel mir ein einzelner Citronenbaum (Nimbu) auf, der voll von grünen, faustgroßen Früchten hing.

Als wir von hier nach Rampur aufbrachen, wurde zum ersten Male die Hitze des flachen Landes wieder fühlbar. Der Weg ging fast beständig bergab und führte durch einen Wald von Tschilkiefern, in dem wir mehrere kleine Bäche zu passiren hatten. Bei der letzten Biegung des Weges, wo er sich bedeutend herabsenkte, zeigte man uns in der Ferne die Hauptstadt von Bissahir, Rampur, auf einem Vorsprung des Ufers liegend. Die Umgebung des reißenden Flusses ist hier sehr lieblich; seine Ufer sind zwar noch steil, allein nicht mehr so riesenhafte Felsenmauern, wie weiter hinauf bei Rogi oder Tschini, und die erste Terrasse, welche das Wasser bei seinem höchsten Steigen im Frühjahr erreicht, ist mit dem saftigsten Grün und üppigen Wiesen bedeckt.

Auf bequemen, gutangelegten Wegen folgten wir von Rampur aus dem Laufe des Sutledsch bis zum 30. August, und zogen dann, das Flußthal verlassend, südwestlich Kotghur zu, wo das Ende der Bergreise bei zwei deutschen Missionären Rudolph und Prochnow äußerst feierlich begangen wurde.

Es sind ein paar sehr liebenswürdige Leute, der erste ein Berliner, der zweite aus Pommern, die sehr wohl gethan haben, sich

in dem Paradiesgarten von Kotghur anzusiedeln. Sie haben sich hübsche Häuser erbaut, mit einem Park umgeben und eine große Schule für die Hindus eingerichtet, welche auch zahlreich zur Kirche zu kommen scheinen. In Deutschland würden sie sicher noch Candidaten sein, statt daß sie hier sich schon zu Familienvätern herangebildet haben. Gestern hat Hr. Rudolph die Vermehrung seiner Familie angezeigt und den Prinzen gebeten, Pathenstelle zu vertreten; Somit ist der Grund zur christlichen Gemeinde in Kotghur gelegt; denn die Bergbewohner kommen zwar aus Neugier in die Kirche und schicken ihre Kinder zur Schule, aber getauft ist noch Keiner; doch wissen die Knaben in der Schule ganz gut Bescheid, haben das Englische schnell gelernt und können die Bibel auf Hindui so wie auf Englisch erklären.

Wir hörten eine Hinduipredigt, und darauf eine deutsche, die sehr gut war, obgleich Herr Prochnow seit drei Jahren kein Wort deutsch gesprochen hatte. Eine Hinduibibel, die er mir zum Geschenk gemacht hat, bringe ich mit.

Am 1. September genossen wir beim Aufbruch am frühen Morgen noch einen schönen Blick in das reizende, mit wellenförmigen Bergen eingeschlossene Thal des Sutledsch, von dem wir hier Abschied nahmen, und zogen durch die Hanffelder von Kotghur nach Südwest hinab. Leider mußte ich meines schlimmen Fußes wegen ein meinethalben bestelltes Pferd benutzen. Unerwarteter Weise kamen wir bald in den allerschönsten Wald von Kiltannen (Pinus longifolia), Moru- und Bhanscheichen, und genossen das lieblichste Frühlingswetter in dem mit schönem Unterholz von Melien, Brombeeren, Farrenkräutern und Balsaminen bestandenen Walde. Viele freundliche Dörfer lagen mitten im Walde, von Amaranthfeldern umgeben. Bei einer, durch ein größeres Bachthal veranlaßten Krümmung des Weges sahen wir den Hatuberg mit der Festung Purana Killa darauf, und erreichten bald nachher nach Uebersteigung eines etwa 2000′ hohen Bergkammes, das schöne Bangalo von Nagkanda.

Am 4. September kamen wir in Simlah an, dem englischen Badeorte, wo es voll von englischen Offizieren ist, die mit ihren Familien sich Gesundheits halber hier aufhalten. Der Ort liegt in ähnlicher

Höhe wie Rainethal. Das letztere ist jedoch erst im Entstehen, man findet dort kaum zwanzig Engländer und gar keine Damen außer den Töchtern des Mr. Wilson. In Simlah dagegen wohnen etwa 150 Offiziere, von denen die Hälfte verheirathet und mit Töchtern oder nahen Verwandten versehen ist; außerdem leben viele Wittwen hier und einzelne verheirathete Damen, die sich für die Abwesenheit der Herren Gemahle auf den Bällen und Festlichkeiten schadlos halten.

Wir kamen in Folge der langen Bergreise in etwas verwildertem Kostüm hier in dem neuen, schönen, englischen Hôtel an, statt des Rocks mit einem Mittelding von Mantel und Waffenrock aus grobem Wollenzeuge angethan, einen breiten Gürtel um den Leib und den Hirschfänger darin, statt der Schuh Sandalen an den Füßen, das lange Haar rückwärts über den Kopf gekämmt, mit struppigem, ungeordnetem Barte. Die Haut im Gesicht hatte sich bei mir durch den Schneereflex zweimal ganz abgeschält und dunkelbraun wieder ersetzt.

Jetzt zieht man Glacehandschuh über die braunen Hände, zwingt die breitgetretenen Füße in zarte Tanzstiefelchen und erscheint nie anders als im Frack und weißer Weste; denn die strengste Etiquette wird hier beobachtet. Wie wunderbar kommt es mir noch immer vor, wenn ich des Morgens beim Erwachen statt des naßgeregneten Zeltes über meiner Nase mich in einem mit allen Bequemlichkeiten versehenen Zimmer befinde. Auch die wenige Bewegung meiner Füße kommt mir höchst ungewohnt vor, da man statt des beständigen Bergauf- und Bergabkletterns sie hier nur gebraucht, um Visiten zu machen und auf den Bällen Polka zu tanzen.

Es giebt in Simlah drei große Bazar's, d. h. Straßen, die nur aus Kaufläden bestehn; meistens stehn dort Kaschmirkaufleute aus. Auch eine große Menge eingeborner Handwerker leben hier. Man sieht eine Mannigfaltigkeit der verschiedensten Kostüme, die des Gebirges und der Ebene bei einander; Sikhs mit ganz spitzen Turbanen, auf denen sie gewöhnlich einen eisernen, am Rande scharfgeschliffenen Ring tragen, ein gefährliches Wurfgeschoß, Afghanen mit rothem Kaftan und schönen langen Bärten, Kaschmirer, die nicht verfehlen, ihre schönen Shawls zur Schau zu tragen. Sie sind gewöhnlich

Kaufleute oder Schneider, aber was sie verkaufen, ist für meinen Beutel nicht gemacht. Dazu kommen die bunten Uniformen der ganzen indischen Armee.

Jeden Abend nach 5 Uhr entfaltet sich nach indischer Weise das regste Leben, vor Allem auf der breiten Straße, an der unser Hôtel liegt, auf dem sogenannten Corso.

Niemand läßt sich hier sehen, der nicht ein schönes Pferd, sehr weiße Wäsche, den feinsten Frack oder Uniform und weiße Glacehandschuh produciren kann. Man muß besondere Toilette machen, um die freie Luft zu genießen. Alles ist beritten, auch das schöne Geschlecht erscheint auf den wildesten, arabischen Rennern; in scharfem Galopp sieht man die Ladies oft die Straße hinunter sprengen, gefolgt von einem Zuge von drei oder vier Offizieren in eleganter Uniform. Alte Damen lassen sich im Jumpan tragen. Dies ist eine Maschine wie ein Lehnstuhl gestaltet, der auf jeder Seite mit Riemen an einer kurzen Stange hängt, die von Trägern in bunter Livree auf den Schultern getragen wird. Zwölf solche wie Harlekins aussehende Burschen laufen hinterher; denn so viel gehören zu jedem Jumpan. Man kann daraus ermessen, wie groß die Zahl der Bedienten ist, die eine einzelne Lady gebraucht; denn diese Träger rühren weder Hand noch Fuß zu irgend einem andern Geschäfte als zum Tragen des Jumpan. Man hat hier für das Herumtragen der Billets besondere Diener nöthig, die nichts weiter thun; man hat Kleiderausklopfer, Stubenfeger, Schuhputzer, Lampenanstecker, Tischdecker, Aufwärter, Hundejungen (ein wichtiger Posten), Pferdebesorger, Thürsteher. Jeder hat seinen besonderen Namen, welche alle zu erlernen schon viel Mühe kostet.

Seit unsere Pferde angekommen sind, machen wir regelmäßig den Corso mit, ich nur um die Zahl zu vergrößern; denn ich ginge lieber zu Fuß aus, um Vögel zu schießen, da jetzt die Zeit ist, wo die gelben Kernbeißer und der fast noch unbekannte, schöne, rothe Kuckuck sich zeigen. Am Morgen komme ich selten dazu, weil ich fast nie vor 2 Uhr in der Nacht wieder zu Hause bin. Es herrscht hier nämlich die Sitte, daß erst um 8 oder 9 Uhr Abends zu Mittag gegessen wird. Ist ein Ball, so folgt eine zweite Mahlzeit, Souper genannt,

gegen 1 Uhr Nachts. Unser Diner war auf 4 Uhr festgesetzt, leider sind wir aber nie zu Hause.

Seit langer Zeit genießt man hier die Annehmlichkeit und Ungebundenheit eines Gasthofs, welchen man in ganz Indien bis zum Gebirge entbehrte, da wir immer von einem Governor zum anderen gingen, die freilich ihr halbes Haus, wenigstens die besten Zimmer, zur Disposition stellten, wo man aber die weiße Halsbinde und die Glacehandschuh nie ablegen konnte. Hier ist erst kürzlich ein Haus für Fremde entstanden, ein Gegenstand, der in den indischen Ebenen völlig unbekannt ist. Ein Franzose hat die Leitung, und man ist in seinem Hotel gut aufgehoben, wenigstens empfand ich, so lange gewohnt auf feuchter Erde zu schlafen, die Nässe der Wände und Feuchtigkeit der Fußböden nicht. Ein paar alte Claviere sind auch vorhanden und ich habe mir das beste ausgesucht und gestimmt, um hin und wieder des Abends einen alten Walzer spielen zu können, oder ein Duett zu begleiten.

Einen seltsamen Anblick gewährt die Stadt von fern gesehn, da sie fast aus lauter einzelnen Pavillons besteht; nur die Bazars, an einer ziemlich steilen Bergwand terrassenartig über einanderliegend, haben etwas mehr Zusammenhang und könnten für ein Dorf oder Städtchen angesprochen werden. Die oft sehr großartigen, schönen Landhäuser, mit weitläufigen Parkanlagen umher, liegen mitten im Walde hie und da zerstreut, von großen Cedern und Fichten dicht umgeben. Der früher erwähnte Corso führt auf der einen Seite zwischen diesen Landhäusern hin, rund um einen Berg und ist etwa $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen lang, auf der anderen Seite erstreckt er sich eben soweit in gerader Richtung. Die Entfernung von einen Landhause zum andern ist daher ganz unerhört und ohne Pferde kann man keine Visite machen.

Anfangs staunt man über die gewaltige Ausdehnung des Ortes, der an Größe Calcutta gleich kommt. Man bemerkt aber bald, daß der Wald, in welchen das Ganze gebaut ist und hinter dem man eine Menge Häuser vermuthet, durchaus nichts versteckt; denn alle Wohnungen liegen nah an den wenigen Straßen, die sich der Länge nach am Bergkamme hinziehen.

Bei den Spazierritten am Abend hatten wir die köstlichsten Aussichten auf die alten Bekannten, die Schneeberge, deren verschiedene Spitzen und Kuppen hier als eine einzige langgedehnte Reihe erscheinen. Kaum kann man sich's vorstellen, ihnen so nahe gewesen zu sein.

Eine Festlichkeit und ein Ball folgte dem anderen; auch ein Maskenball war veranstaltet. Zum Glück war ich dispensirt, im Kostüm zu erscheinen; auch die Idee, mich in die Tracht einer Gebirgsdame zu stecken, wurde aufgegeben, weil ich mir den Bart nicht abschneiden lassen wollte. Außerdem würde der Mangel an Trikots sich schwer haben ersetzen lassen. Es war eine sehr heitere Gesellschaft; denn es giebt hier eine große Anzahl lustiger, alter Damen, die mit ganzen Blumenbeeten beladen sich mit unglaublichem Eifer in die Polka stürzen. Doch erschienen sie nicht, wie ich gehört hatte, als Dianen oder Grazien, sondern in sehr hübschen, altmodigen Kostümen, Reifröcken und Brokat, und die älteren Herren dem entsprechend. Die Kostüme waren alle sehr gelungen und mit Geschmack ausgewählt. Die orientalischen Maskenanzüge waren gleichfalls sehr reich und so naturgetreu, wie man sie wohl nirgend anderswo sehn mag; denn es ist leicht zu begreifen, daß die Officiere, die zum Theil weit aus den entlegensten Gegenden Indiens herkommen, da sie bald nach dem Pendschab, bald nach Sind oder Afghanistan gesandt werden, bei der großen Schenklustigkeit der indischen Fürsten, mit kostbaren Stoffen reich ausgestattet sind, und sie bei solcher Gelegenheit nur zu verwenden brauchen.

Es fehlte jedoch keineswegs an jungen Damen; denn die vorsorglichen Verwandten verfehlen nicht, Alles, was nur an jugendlichen und heirathsfähigen Nichten und Cousinen existirt, von der Ebene herbeikommen zu lassen; denn hier, wo so viele liebenswürdige Offiziere sich nur des Vergnügens wegen aufhalten, findet sich manches Pärchen zusammen. Erst in vergangener Woche waren zwei Hochzeiten; große Festlichkeiten finden dabei hier ebensowenig wie in England statt. Man läßt sich trauen in einer ganz kleinen, elenden Kirche, zu der man eine Stunde vor Anfang des Gottesdienstes gehen muß, um einen Platz zu erhalten. Von Erbauung habe ich nicht viel mit

hinweg genommen; denn es werden nur eine Menge Psalmen hergelesen und zwar so, daß der Prediger den ersten Vers liest, die Gemeinde den folgenden immer abwechselnd. Dann folgen endlos lange Gebete, die sich zwei- bis dreimal wiederholen, während die Gemeinde sich umwendet, um vor den Sitzen niederzuknien und mit beiden Händen das Gesicht zu bedecken, wie es auch der Prediger thut. Ganz zuletzt kommt das Evangelium und die Epistel mit einigen angehängten Bemerkungen an die Reihe, welche die Stelle der Predigt vertreten. Ich habe mir im Stillen vorgenommen, nicht wieder hineinzugehn, weil ich bemerkte, daß das Gewölbe der Decke einen großen Riß hat und nächstens einstürzen kann.

Nachtrag.

Vom 17. Oktober 1845.

In der nächsten Woche reisen wir von hier ab, nachdem die Zeit fast ganz mit den zahllosen Festen, Bällen und Diners hingegangen ist, die dem Prinzen zu Ehren von dem Hauptcommandeur, General Smith, und den Offizieren gegeben wurden. Den Beschluß machte ein höchst glänzendes Fest, welches von Seiten des Prinzen veranstaltet wurde, und an dem die ganze schöne Welt von Simlah Theil nahm. Es war eine Art von fête champêtre in einem schönen Thalgrunde unter riesenhohen Cederbäumen, die gegen Abend mit vielen hundert Lampen an allen Zweigen erleuchtet wurden und einen prachtvollen Saal mit zauberischer Beleuchtung darstellten. Die schönen Figuren und Kostüme der vielen Zuschauer indischer Stämme, die von nah und fern herbeigekommen waren und sich amphitheatralisch an den Bergen ringsum gruppirten, gaben eine Scenerie, wie man sie sich nicht wunderbarer und schöner vorstellen kann. Auf einem großen mit Tuch überzogenen Parquet, welches in der Mitte

von drei großen, schön drapirten Zelten aufgeschlagen war, wurde getanzt. Im mittlern Zelte wurde ein sogenanntes Tiffin eingenommen. Die Herrlichkeit dieses Festes ist weithin besprochen und gerühmt, wie sie es wohl verdiente.

Wir gehen von Simlah westwärts in die heiße Pläne, die uns nach dem Aufenthalt in den schönen, kühlen Wäldern des Gebirges schlecht gefallen wird, zunächst nach Ferozepur; wohin weiter ist noch unbestimmt.

Dreizehnter Brief.

Der Feldzug gegen die Sikhs. — Abreise von Ferozepur nach Ludiana. — Die englische Armee. — Schlacht bei Mutki. — Die Verwundeten. — Gefahrvolle Rückkehr zum Lager. — Schlacht bei Ferozschah. — Schlußworte des Herausgebers. — Tod des Dr. W. Hoffmeister.

Es werden sich nachgerade genug wahre und falsche Berichte über den Feldzug gegen die Sikhs, in den ich mich seltsamer Weise verwickelt sehe, durch die europäischen Zeitungen verbreitet haben, daß ich keinen Grund habe, Euch länger darüber in Zweifel und Besorgniß zu lassen.

Die Lage der Sache ist die, daß die Sikhs, 36,000 Mann stark, über den Sutledsch gegangen sind unweit Ferozepur, welchen Ort sie mit seiner schwachen Besatzung von allen Seiten eingeschlossen halten. Die Nachricht von ihrem Einbruch in englisches Gebiet hatte einen erst später erwarteten Befehl zum Aufbruch sämmtlicher Regimenter von Ludiana zur Folge, und zwar erschien dieser so plötzlich, daß von manchen Regimentern selbst die Offiziere erst sechs Stunden vorher benachrichtigt wurden. Wir selbst hatten schon am 22. Nov. Ferozepur wieder verlassen, des Gerüchtes ungeachtet, daß sich die Sikhs in Bewegung gesetzt hätten, und waren nach Ludiana und Umballah, wo wir die Zelte und Kameele finden sollten, unverzüglich zurückgekehrt. Die Straße von Ferozepur nach Ludiana ist sehr öde, die Dörfer arm und menschenleer, so daß es nicht anders möglich war, als zu zweien nach einander die Reise im Palankin anzutreten an

drei verschiedenen Abenden; denn der Hitze wegen reist man nur Nachts. Wir kamen glücklich und ohne Sikhs gesehen zu haben nach Ludiana, hörten von der Bewegung und blieben 14 Tagen dort, bis die englische Armee sich gegen die Sikhs in Marsch setzte.

Atscheriko, den 17. Dez.

Ich kann nur so viel hinzufügen, daß Ihr Euch nicht um mich zu sorgen braucht. Die ersten Tage der Sikhkampagne sind vorüber, saure Tage für mich. Man muß ein geübter Reiter sein, um sich bei diesem Getümmel auf dem Pferde zu halten.

Gestern ist das erste Sikhfort Wedneh gestürmt, da aber das Geschütz zu schwach war, hat man die Zertrümmerung der Citadelle verschoben, bis stärkeres herbeigeschafft ist.

Die Sikhs sind sehr stark, aber auch die englische Armee, welche sich heute zum ersten Male hier versammelt, ist die größte, die je in Indien zusammen war. Morgen werden etwa zwanzig Regimenter hier sein. Der Lärm und das Gedränge, welches die vielen tausend Kameele und zahllosen Elephanten, das Gefolge von Weibern und Kindern, die den Nativsoldaten begleiten, die ungeheure Menge von Dienern und Pferdeknechten veranlassen, ist schwer zu beschreiben. Es sind wohl heute schon 50,000 Menschen hier versammelt.

Die Sikharmee, zwischen Ferozepur und Atscheriko eingeschlossen, ist von der einzigen Furt abgeschnitten und kann weder vorwärts noch rückwärts.

Mutki, den 20. Dez.

Wir langten am 18. Morgens nach dreitägigen forcirten Märschen mit der englischen Armee, die aus 13 Regimentern Infanterie, 5 Regimentern Kavallerie und 7 Batterien besteht, bei dem Dorfe

Mutki an. Kurz vor dem Einrücken in dasselbe hieß es, die Sikhs seien im Anrücken; man hörte mehrere Schüsse, allein die leichte, irreguläre Kavallerie trieb die feindlichen Abtheilungen zurück, so daß das Dorf ungehindert von den Engländern in Besitz genommen wurde. Die Zelte waren schnell aufgeschlagen; doch war die zahlreiche Bagage, die auf Tausenden von Kameelen, Elephanten und Ochsenkarren fortgeschafft wurde, noch nicht herein, als Alles plötzlich von einem hastig eingenommenen Inbiß auf die kaum abgesattelten Pferde eilte, und die todtmüden Soldaten (sie hatten zwei Tage hintereinander Märsche von 20 englischen Meilen gemacht) von ihren kochenden Kesseln aufgeschreckt wurden durch die Nachricht: Die Sikhs sind im Anmarsche. Im Geschwindschritt eilten die englischen Truppen vorwärts. Ich war im Lager zurückgelassen, weil mein Pferd übermäßig ermüdet war. Einige Minuten vor vier Uhr eröffneten die Sikhbatterien mit einem mörderischen Granatenfeuer die Schlacht. Es war eine dicke schwüle Luft, der Pulverdampf und der furchtbare Staub verhüllte Alles; man sah keinen Feind, nur aus dem Blitzen der Geschütze konnte man seine Stellung erkennen. Zwei Stunden lang hielt diese Kanonade an, worauf die Sikhinfanterie mit dem Bajonnette vorrückte, aber dreimal zurückgetrieben wurde. Erst mit völligem Einbruche der Nacht verließ der Feind seine Stellung. Ein einziger Sikh ist gefangen, 17 Kanonen und 3 Standarten genommen; dagegen der Verlust an Todten und Verwundeten sehr groß.

Einige Regimenter blieben auf dem Schlachtfelde, um die Fortschaffung der Verwundeten zu decken, unter welchen viele Offiziere waren. Zu meiner unsäglichen Freude erschienen der Prinz und die Grafen wieder ohne alle Verwundung, obgleich sie im stärksten Feuer gewesen waren. Man hatte mich durch die Nachricht erschreckt, einer von ihnen sei gefallen. Drei von meinen guten Freunden sind heute begraben worden; einer derselben gehörte zu den talentvollsten Aerzten der Armee. Einem andern Chirurgen sind beide Beine abgeschossen.

Gestern Morgen war ich nach durchwachter Nacht mit einer Abtheilung Truppen auf das Schlachtfeld gegangen, um die Verwundeten hereinschaffen zu helfen, die noch liegen geblieben waren. Unglücklicher Weise hatte ich mein Pferd zurücklassen müssen. Kaum am

Schlachtfelde angelangt, begegneten uns zahlreiche Truppencorps, welche den Befehl hatten, schleunigst zurückzukehren, weil feindliche Kavallerie im Anmarsche sei. Dessen ungeachtet rückte der Offizier, welcher die Abtheilung kommandirte, noch eine gute halbe Meile weiter vor. Plötzlich erschien, als wir eben die ersten der unglücklichen Verwundeten tränkten und aufladen wollten, am Horizonte eine Staubwolke; es fielen mehrere Schüsse. Der Offizier befahl, Linie zu formiren, allein die Angst vor den Sikhs war zu groß, die Nativsoldaten rissen sammt und sonders aus und zwar so schnell, daß ich ihnen nicht folgen konnte. Ich folgte dem Wege, den ich für den richtigen hielt, in schnellem Laufe etwa zwei Meilen lang, hier wurde er jedoch so sandig, daß meine Kräfte mich verließen, und ich fürchten mußte, die noch übrigen drei Meilen nicht ebenso schnell zurücklegen zu können.

Die Schüsse kamen immer näher, mit ihnen die Staubwolke, welche die Reiter verhüllte. Noch eine halbe Meile kam ich mit großer Mühe vorwärts und hatte kaum noch die Kraft, durch hohes Trinkgeld den Führer eines mit Todten beladenen Elephanten zu bewegen, still zu halten und mich aufzunehmen. Man zog mich hinauf, ich verlor das Bewußtsein, und als ich wieder zu mir kam, fand ich mich im Lager. Ein tüchtiger Schlaf brachte mich bald wieder zu Kräften.

Heute Morgen brachte man uns einen Leichnam in das Zelt nebst einem offenen Briefe, in welchem das Bedauern darüber ausgesprochen war, daß der Graf von O. seinen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden habe. Der Todte war jedoch ein katholischer Priester, der die irländischen Regimenter begleitet hatte. Ich hatte ihn auf dem Schlachtfelde liegen sehen und erkannte ihn an seinem langen, schwarzen Bart, der zu der Verwechselung Anlaß gegeben hatte. Er war durch Säbelhiebe ganz in Stücke gehauen.

Endlich kamen heute noch einige der unglücklichen Verwundeten, die zwei Tage und zwei Nächte auf dem Schlachtfelde gelegen hatten, im Lager an, dieselben, nach denen ich am Tage vorher suchen half. Nicht weit von der Stelle, wo ich mich befunden hatte, waren einem leicht verwundeten Soldaten beide Hände abgehauen. Meine sind gottlob ganz geblieben und ich habe sie tüchtig rühren müssen; denn es fehlt im Lazareth sehr an Aerzten.

Morgen rückt die Armee nach Ferozepur vor, und ich bin überzeugt, daß wir gut durchkommen, da noch neue Verstärkungen an Truppen angelangt sind. Auf baldiges Wiedersehen!

Es war ihm ein anderes Ziel bestimmt, als sein Vaterland.

Der höchste Wunsch, den er von früher Jugend auf gehegt hatte, war in der umfassendsten Weise und unter den glücklichsten Verhältnissen in Erfüllung gegangen. Es war ihm gewährt, an der Seite des Prinzen einen großen Theil des Orients zu durchwandern, und die Fülle der indischen Welt durch eigene Anschauung in sich aufzunehmen und zu genießen; allen Gefahren der langen Reise war er glücklich entgangen, weder die Hitze des tropischen Klimas, noch die Kälte der eisigen Höhen des Himalayah hatten die kräftige Gesundheit erschüttert; weder die Abgründe und Schluchten der Gebirgswege, noch die Wellen des Meeres hatten sein Leben gefährdet: da wurde er mitten aus dem Genusse des wissenschaftlichen Strebens in blühender Jugend durch einen ungeahnten Tod abgerufen, der so plötzlich eintrat, daß man ihn fast schmerzlos nennen könnte.

Der Herausgeber folgt in der kurzen Angabe der näheren Umstände seines Todes den Nachrichten, die in den Briefen Sr. Königl. Hoheit des Prinzen und des Grafen von der Gröben enthalten sind.

Am 21. December rückte die englische Armee von Ferozepur aus und traf bei Ferozeschah auf die Sikhs, welche ihre Hauptmacht in einem dichten Jungle zusammengezogen hatten. Es kam zu einer blutigen Schlacht. Die englischen Truppen griffen, in geschlossenen Gliedern vorrückend, den Feind an; das mörderische Gewehr- und Kartätschenfeuer brachte sie zum Stehen. Da ritt der Generalgouverneur Lord Hardinge selbst vor die Fronte, um sie zum Vordringen anzufeuern. Der Prinz begleitete ihn, umgeben von seinen Reisegefährten. An der Seite des Prinzen reitend, den er in dieser äußersten Gefahr nicht verlassen wollte, wurde der Dr. Hoffmeister dort von einer Kartätschenkugel getroffen, die in die Schläfe eindrang. Er

sank vornüber zu Boden. Der Prinz sprang augenblicklich vom Pferde und richtete ihn auf; aber das Leben war schon entflohen. In demselben Augenblicke nöthigte das Vordringen der Feinde zum Rückzuge. Die Leichen mußten auf dem Schlachtfelde zurückgelassen werden. Erst zwei Tage später konnten sie beerdigt werden.

Ein Grab deckt ihn mit vielen seinen an diesem blutigen Tage gefallenen Freunden, und ein Stein auf dem Kirchhofe zu Ferozepur, vom Prinzen dem treuen Arzte und lieben Begleiter errichtet, bewahrt das Andenken an das Ziel und Ende seiner Reise.

Naturwissenschaftlicher Anhang.



I.

Ueber
die geographische Verbreitung der Coniferen
am Himalayah.

(Aus einem Schreiben an Herrn v. Humboldt.)

Simlah, den 15. Okt. 1845.

Bei so vielem und mannigfaltigem Material, das ich vor mir liegen habe, ist es keine leichte Aufgabe für mich, das Rechte und Passende herauszunehmen, um Ihnen zu zeigen, daß ich doch nicht mit verschlossenen Augen diesen interessantesten Theil unserer Reise zurückgelegt habe. Nur in dieser Absicht, nicht in der Meinung, Ihnen etwas Neues mitzutheilen, habe ich es unternommen, Ihnen einige kurze Notizen über die Nadelhölzer des Himalayah und deren geogr. Verbreitung niederzuschreiben. Es ist in der letzten Zeit viel für die Feststellung der Arten geschehen, und es sind genaue Beschreibungen vorhanden (unter andern von meinem liebenswürdigen Freunde Capit. Madden in dem Quarterly med. and lit. Journ. Delhi 1845. p. 34—118), welche Ihnen wahrscheinlich schon bekannt sein werden. Die geogr. Verbreitung ist, so viel ich habe sehen können, ziemlich überall im Ungewissen gelassen; denn wenige der englischen Botaniker hatten die Gelegenheit, einen so großen Theil des Gebirges auf einmal zu sehen.

Die Zahl der Nadelhölzer, welche ich gesehen habe, beläuft sich auf 11 oder 12, nämlich:

Drei Kiefern: Pinus longifolia Lambert, excelsa Lamb., Gerardiana Lamb.

Eine Rothtanne: Picea Morinda Link (Abies Smithiana Loudon).

Zwei Silbertannen: Abies Pindrow Royle, Abies Webbiana Pinetum Woburnense.

Eine Ceder: Cedrus Deodara Loudon.

Eine oder vielleicht zwei Cypressen: Cypressus torulosa Lambert.

Zwei Wachholder: Juniperus excelsa Bieberst., squamosa Don.

Eine Eibe: Taxus baccata?

Der südlichste Punkt, von dem unsere Gebirgsreise ausging, ist Nainetal 79° 28′ L. 39° 22′ Br., am See gleiches Namens, 6500′ hoch. Hier ist ein höchst interessanter Wald von Cypressus torulosa; Bäume von 40′ Höhe an den Nordabhängen und bis 8500′ bis zur Spitze des Tschunarberges hinaufziehend. Die Südabhänge tragen dagegen Pinus longifolia, Bäume von 50—80′ Höhe. Letztere ist eine sehr schöne Kiefer, die Farbe der Nadeln gewöhnlich grasgrün zu 3 in einer Scheide. Schon durch die Farbe, die bei Pinus excelsa immer mehr graugrün ist, durch die Zapfen, welche bei letzterer von 16—20 Zoll lang sind, unterscheiden sich diese beiden nahe verwandten Species. Pinus longifolia blieb auf unserm ziemlich nördlich gerichteten Wege für lange Zeit das einzige Nadelholz; sie bekleidet die Nord- und Westabhänge der Berge am Kosila Ganga 6000—6500′, die Bergrücken von Bojan bis Diuli, die 7—8000′ hohen Kämme zur Seite des Ponduakhal-Passes die N. N. Westzüge von Dwara Hath bis zum Ramganga, die Vorberge des Dunaghiri. Nirgends sah ich höhere als 40—50′ hohe Bäume, überall hatte die Gewohnheit des Brennens im Grase und Unterholze sehr viel Schaden gethan. Bei Suniani wächst die Tschulukiefer, wie Pinus longifolia hier genannt wird, mit Qu. lanata, Myrica sapida in einer Höhe von 5600—6000′. Dann zeigen sich nur einzelne Wälder von Kiefern (welche Art, konnte ich nicht unterscheiden)

oberhalb Adhbadri. Einzelne Kiefern zeigen sich auch in der Gegend des Forts Tschandpur; die Bergkuppen sind hier alle kahl. Die Thäler des Kursali naddi oder Bangali naddi liegen zu tief. Selbst die Pässe im Gandial, der Khonkala kal und Pillekani kal von 7500—8000′, haben kein einziges Nadelholz auf der Südseite; und die Nordseite ernährt nur dürftige Taxus. Das Kupfergebirge bei Dhunpur ist ganz kahl auf den höhern Kämmen; die tiefen Einschnitte tragen dichten Laubwald. Im Thal des Dudegaon in einer Höhe von 6800′ fanden wir wieder einen ziemlich dichten Wald von Pinus longif. und merkwürdiger Weise schließt sich Chamaerops Martiana Wallich unmittelbar an diese an, einzelne hohe Stämme des letztern findet man mitten unter den Kiefern. Etwa 1000′ über dem Flußbette des Alakenanda hören die Nadelwälder auf und fangen am rechten Ufer etwas niedriger, etwa bei 1500′ wieder an und ziehen sich etwa 2 Stunden lang an beiden Ufern des kleinen Flusses Kungar hin, bis auf die Höhe des Rückens, der den Ganderegand naddi vom Kungar trennt. Von da an giebts kein Nadelholz mehr, das Kupfergebirge von Pokri, gewiß über 6500′ hoch, führt nur Eichen. Wir sahen die ersten Nadelhölzer wieder beim Uebergang über den Paß Khale kal, die schroffen Ausläufe des Tungnath-Piks. In einer Höhe von 7800—8500′ tritt hier zuerst auf die wunderschöne Abies Pindrow, ganz pyramidal, von ungeheurer Höhe und mit ganz kurzen Aesten. Der langen platten dunkelgrünen Nadeln wegen hatte man den Baum zuerst für eine Taxus (Wallich) gehalten. Man nannte den Baum hier Kulu, doch die Namen wechseln in jedem Thale, mit Ausnahme der Pinus longif. und excelsa, die im ganzen westlichen Himalayah den gemeinschaftlichen Namen Tschir oder Tschil tragen. Hier ist auch der Beginn der schönen Edeltanne Abies Webbiana mit kurzen aber sehr weißen Nadeln, ein Baum von etwa 80′ Höhe. Beide Abies-Arten haben hier (30° 30′) vielleicht ihre südliche Grenze. Beim Herabsteigen von Tungnath zeigte sich auch die Roitanne Picea Morinda (sehr unserer Rothtanne ähnlich, nur heller im Laub und mit spitzen Nadeln) in einer Höhe von 6500′. Auch für diese Bäume ist dies das südlichste Vorkommen. Das Thal des Agas ganga (4000′) und das des Mundagri

ganga mit den dazwischen liegenden Rücken von 7500′, hat nur Eichen auf den höchsten Punkten. Ebenso fehlen die Nadelhölzer an beiden Ufern des Mundagri bis zum Zusammenflusse des wilden Kali ganga mit dem erstern. Hier unterhalb der Höhe der Pavia-, Juglans- und Acerwälder findet man neben dem Dorfe Phata eine einzelne große Deodarceder, die erste die ich sah, gewiß kultivirt. Der Weg am rechten Ufer des Mundagri nach Gaurikund aufwärts erhebt sich nicht über die Region der Laubhölzer. Erst etwa 1 Stunde oberhalb Gaurikund zeigt sich auf dem linken Ufer hin und wieder die ausgezeichnete Gestalt der Pindrow in einer Höhe von etwa 2000′ über dem Flußbett. Auf dem Wege nach Kedarnath sieht man kein einziges Nadelholz. Dichter Eichenwald geht bis Bhim Odiar, oberhalb welches Ortes in einer Höhe von 9000′ die Bäume in folgender Ordnung aufhören: Quercus lanata, Corylus, Cornus, Rhododendron arboreum, Syringa, Salix. Auf den Kuppen des gegenüberliegenden linken Ufers sieht man in dieser Höhe noch Pinus; ob excelsa oder longifolia, kann ich nicht entscheiden. Von Tirjugi-Narain (5200′), das mitten im Eichwald liegt, kreuzten wir ohne Weg quer durch 6—8 höhere und niedrigere Ausläufe des Badrinathgebirges, bis wir etwa Reithal gegenüber an den Ganges kamen. Der erste Paß war etwa 9600′ hoch, Tsorikal, Grenze des Baumwuchses bei 8500′ mit Ellern, Birken und Pappeln; Naholz wurde nur in einem Grunde gesehen, etwa 8000′ tief und es schien die Abies Webbiana zu sein. Der Weg lief wohl 4 Stunden in der Höhe von 8500—9000′ fort. Beim Hinabsteigen zum Dorf Pauali berührten wir kein Nadelholz, nur dichte Eichenwaldung voll von nie gestörten Lophophorus, die auf allen Bäumen saßen, und Moschus. Im Flußthal des Billang bis zum Dorf Gowanne nur Eichen (3 Species). Der nächste Höhenzug zwischen Billang und Kathurathal war nach eigener (Thermometer) Messung 10,580′. Jedoch auch hier endigte der Wald mit Eichen und Baumrhododendren mit dichtem Unterholz von Bambus, der bis auf 9000′ hinaufgeht. Auf allen diesen Höhen findet man, wo irgend eine sanftere Neigung oder eine kleine Plateaufläche es zuläßt, ungeheure Felder von Krautpflanzen, Polygonum, Rumex, hohe Potentillae, Arum,

Sonchus von 3—5′ Höhe und solcher Dichtigkeit, daß man nur mit Mühe einen Weg hindurchbahnt. Diese Eigenthümlichkeit, die ich weder vorher noch nachher gesehen habe, zeichnet alle diese Querkämme des Badrinath aus. Der Kamm zwischen dem Kathurathal und den beiden Bhalegangas, ebenfalls 10,400′ hoch, hat dieselbe Vegetation, nur noch riesenartiger; auch liegen in der Höhe von 9000′ mehrere interessante Seen. Der Paß jenseits des Bhaleganga war sehr steil, kein Nadelholz auf der S. Ostseite, dagegen, nachdem die Spitze von 10,700′ überschritten war, begann an der N. Westseite in der Höhe von 8500′ einer der schönsten Nadelwälder, die ich gesehen habe, besonders die tiefen Gründe des Palang naddi waren voll von den höchsten Abies Pindrow, gewiß über 200′ hoch und an 15—20′ im Umfange; Abies Webbiana von 150′ Höhe und Picea Morinda von beinahe eben so viel. Die Pindrow wird hier Morin, Morind, Murinda genannt, die Rothtanne heißt Roi. Im Thal des Pillgaonflusses gab es nur Eichen mit dichtem Bambusjungle. Der letzte Paß bis zum Gangesthal war äußerst steil, wiewohl nur 9700′ hoch. Die höchsten Kuppen sind noch mit Wald bewachsen und zwar Eichenwald; bald unter der Spitze jedoch fängt wiederum auf der N. Westseite ein ausgedehnter Nadelwald an, zuerst mit Abies Pindrow, dann Ab. Webbiana, Picea Morinda von 8000—6500′ hinab. In der letztern Höhe fand sich auch Pinus excelsa, jedoch sparsam. Die Pindrow maßen zum Theil 30—40′ im Umfang; die Roi (Picea) 15—20′. Es war ein Riesenwald und die höchsten Nadelbäume, die ich im Himalayah gesehen. Auf dem linken Ufer des Ganges oberhalb Reithal in der Höhe von 800′ über dem Flusse beginnt ein dünner Pinus excelsa-Wald in einer Ausdehnung von etwa 3 Stunden. Diese führt ihren Namen mit großem Unrecht, denn Bäume von mehr als 40 — 50′ sind große Seltenheiten. Am Wasserfall des Ganges, nicht viel über dem Niveau des Flusses, kommt am linken Ufer Pinus excelsa mit longifolia zusammen vor. Roitannen, jedoch sehr vereinzelt, gehen an beiden Ufern des Flusses aufwärts. Bei Dangul am linken Ufer ist ein Wald von Hippophae, Populus, Morus und Grewia, untermischt mit einzelnen Roitannen 7500′ hoch. Von da bis Sukhi

sind die Felsen ziemlich kahl. Sukhi selbst liegt zwischen Juglans und Pavia-Wald, wiewohl 1000′ über dem Flusse, und doch kein Nadelholz in der Nähe. Erst bei dem Einfall der 3 Flüsse Scheangad, Hersile, Gumpti in den Ganges beginnt, nicht weit vom Dorfe Dschalla, auf dem rechten Ufer der Cedernwald, bald auch auf dem linken, und geht in großer Ausdehnung von den Bänken des hier seichten Flusses bis 1000 Fuß oberhalb desselben über die Dörfer Derali am linken, Mukba am rechten, über Bairamgathi an den Ufern des Jahnevi-Ganga in das Bhagirathi bis nach Gangotri ziemlich ohne Unterbrechung aufwärts, noch bis einen Tagemarsch oberhalb Gangotri. In seiner schönsten Vollkommenheit findet er sich zwischen Bairamgathi und Derali, wiewohl auch noch bei Gangotri einzelne Bäume von 10 — 12 Fuß Umfang und 50 — 80 Fuß Höhe vorkommen. Am Hersile- und Gumpti-Fluß geht der Cedernwald auch eine gute Strecke aufwärts, doch nur etwa 800′ über dem Flußbett. Es scheint also 31° 3′ die Südgrenze der Ceder zu sein, was etwa auch der Höhe von Simlah, wo die Ceder häufig, wenn auch nicht sehr vollkommen ist, entspricht.

Auf den Gebirgen oberhalb Mukba in der Höhe von 11,000 Fuß findet sich eine ganz niedrige Cypresse in großen Feldern. — Oberhalb des Hersile hört die Ceder auf, Pinus excelsa, wiewohl in geringer Ausdehnung zugleich mit Picea Morinda, geht noch ein paar hundert Fuß höher, dann hört der Baumwuchs in den wiesenreichen Zuflußthälern der Quellen des Gumpti mit Hasel- und Birkenwald in der Höhe von Fulal daru 11,500′ ganz auf. Juniperus squamosa endigt zugleich mit der Birke. Jenseit des Lama Kaga-Schneepasses (16,000′) an den Quellen des Baspa war eine Cypressus von sehr niedrigem Wuchs, unser Brennmaterial. Ich glaube, daß dies eine neue Cypresse ist, eine von Cypr. torulosa verschiedene Art. Sie wuchs in der Höhe von 14 — 15,000′ und findet sich auch noch bei Beginn des engen Felsbettes des Baspa anderthalb Tagemärsche abwärts, wo sie von den Bewohnern von Tschetkul sehr wohl von der Juniperus unterschieden wird, als zur Bereitung des Wachholderbranntweins untauglich. Die ersten Kie-

fern beginnen lange nach den Birken, zuerst auf dem linken Baspa-ufer, 1½ deutsche Meilen oberhalb Tschetkul. Es schien Pinus excelsa, Höhe von 11,500′. Erst bei Tschetkul selbst fangen auch auf dem rechten Ufer die Pinus excelsa-Wälder an; der Baum heißt hier Linne. Die Roitannen, hier Marin genannt, beginnen zugleich mit der Pappel in der Höhe von Ragsam 9000′ auf beiden Ufern. Tief unterhalb Ragsam beim Ausfluß des Bersen naddi auf dem rechten Baspa-Ufer fängt auch die Ceder, hier Kjelmang genannt, wieder an, welche bei Sangla, besonders auf dem linken weniger cultivirten Ufer zugleich mit Pinus excelsa in einer Höhe von 800′ über dem Flusse in großer Vollkommenheit auftritt. Die ganze S. S. Ostseite des Harang-Passes ist von Holz entblößt. In großen Massen dagegen tritt das Nadelholz auf der Nordwestseite desselben Passes auf, von der Spitze an bis zum Niveau des Sutledsch. Es scheint hier ein Knotenpunkt für die Nadelhölzer des Himalayah zu sein; man findet sie hier alle. Den Anfang macht Pinus excelsa zugleich mit Rhododendron campanulatum, dicht unter der Spitze (10,600′). Etwa 600′ tiefer beginnt Abies Webbiana, hier Kuruz genannt, darauf fast zugleich mit ihr die Picea Morinda, sodann wieder 500′ tiefer die Abies Pindrow, aber nur einzeln. Alle 4 gehen bis Mebur herab (9500′); unmittelbar unter diesem Ort beginnt die Ceder ausschließlich vorzuherrschen; einzeln fängt dieselbe schon früher an. — Vor dem Orte Barang (8400′) findet sich die erste Neoza (Pinus Gerardiana), die dem Sutledsch eigenthümlich ist. Sie geht in einem höchst vollkommenen Walde bis Puari 5800′ herab. Auf dem rechten Sutledsch-Ufer in der Höhe von Tschini (9600′), wo der Weinbau aufhört, findet sich die Ceder in ungeheuren Exemplaren (36 Fuß im Umfange) mit Neoza und der Pinus excelsa vermischt. Aufwärts bis Pangi ist auf beiden Seiten ein ziemlich dichter Cedernwald in der Höhe von 1—3000 Fuß über dem Flusse mit Roitannen untermischt und mit Neoza am Rande eingefaßt. Derselbe Wald zieht sich den Sutledsch auf beiden Seiten in großer Dichtigkeit und mit Vorherrschen der Ceder herauf bis zum Erreng-Passe am rechten Ufer; am linken geht der Wald viel weiter. Jenseits des Erreng, oberhalb Lipe, ist der Wald äußerst dünn;

kümmerliche Cedern und Neoza-Kiefern laufen auf den schroffen Geröllbergen vorwärts bis oberhalb Kanum, wo bald Alles verkrüppelt, und die thibetische Steppenvegetation anfängt. Merkwürdig ist der Erreng-Paß deswegen, weil auf seiner Südseite die Juniperus excelsa mit der Cypresse zugleich vorkommt. Beide waren in Früchten gar nicht zu verwechseln. Juniperus excelsa habe ich in einem 40′ hohen Exemplare zuerst in Tschetkul gesehen; nachher ist es am Sutledsch die einzige baumartige Pflanze. Nur beim Orte Khab finden sich wieder einzelne Neoza-Kiefern von großer Schönheit. Schipki und Namgiah haben nur die Juniperus; das Gleiche gilt vom Li-Thal, den Gebirgen von Nako, Lio und Hang, welche über alle Begriffe kahl sind. Den untern Lauf des Sutledsch zieht sich der Cederwald an beiden Seiten des Flusses in der Höhe von 2000′ über demselben noch mehrere Tagemärsche bis Tranda hin, wo er wieder in großer Vollkommenheit auftritt. Nicht weit von Gura auf dem Wege nach Rampur findet sich als Kuriosität ein mehrere Stunden langer Wald von Pinus longifolia in der Höhe von 1000′ über dem Flusse. Sie wird hier Kil genannt. Oberhalb Kotghur, und nicht früher, beginnt ein schöner Wald von Picea Morinda, Abies Webbiana und Pinus excelsa. Bei Nagkanda beginnen auch Cedernwälder, von neuem untermischt mit Ab. Webbiana und Abies Pindrow; die Neoza fehlt. Die Bergkuppen sind bis auf die höchsten Kuppen mit Nadelwald bedeckt, bald dichter bald sparsamer. Sehr schöne Stämme von Abies Pindrow, Picea Morinda findet man einen Tagemarsch oberhalb Simlah bei Fagu. Kurz vor dieser Station findet sich auch ein vereinzelter Wald von Taxus. Die schönsten Nadelbäume sind unzweifelhaft die Abies Pindrow und die Neoza. Letztere hab' ich nie höher als von 50′ gesehen, der Stamm ist nie gerade aber höchst elegant gebogen und mit einer stets ganz glatten silbergrauen Epidermis bedeckt. Die Form der großen Früchte ist eben so höchst elegant und die Farbe der Nadeln sehr lebhaft grasgrün, so daß der Baum zu einer der größten Zierden der Berge gehört. Die Früchte sind außerdem sehr schmackhaft und reifen im November. — Die Verbreitung des Baumes entspricht ungefähr der des Weinstocks im Sutledschthal. Nur die

Berge oberhalb Kanum, wo eine verkrüppelte Form dieser Bäume existirt, machen hiervon eine Ausnahme.

Doch ich vergesse, daß ich das Maaß eines kurzen Berichts längst überschritten habe. —

Anhang.

Vorstehende Abhandlung ergiebt folgende Resultate:

1. Pinus longifolia. Lambert Pinus t. 26. 27. Royle III. of the Bot. of the Himalayan mount. II. t. 85. 1. Link in Schlechtend. Linn. XV. p. 507. Die Tschil-Kiefer. Tschelu Tschir oder Tschil (nach Royle Illustrations of the Botany of the Himalayan mount. I. p. 349. cheer, sullah und thansa genannt) am Sutledsch Kil *). Wuchs: 50—80′ Höhe. Geograph. Verbreitung: 29° 25′—32°. Vegetations-Grenze: von 5000 und bis 8000′ über dem Meer. Am weitesten verbreitet im Himalayah.

2. Pinus excelsa. Lambert l. c. 33. Wallich Pl. as. rar. t. 201. Link l. c. p. 515. Kuel der Eingebornen von Sirmore und Ghurwal, von den englischen Reisenden häufig der dünnen hängenden Zweige wegen „weeping fir“ genannt. Linne-Kiefer. Wuchs: höchstens bis zu 40—50′. Geograph. Verbreitung: 30° 30′—32° Vegetat.-Gr.: von 7000 bis 10,600′. Weniger allgemein verbreitet, doch hin und wieder große Waldungen bildend.

3. Pinus Gerardiana. Lambert l. c. t. 79. Royle l. c. II. t. 85. fig. 2. Die Neoza-Kiefer. Wuchs: bis zu 50′, nie ganz gerade. Geogr. Verbr.: 31° 15′ — 31° 45′. Vegetations-Grenze: von 5800 bis 9400′. Wächst nur am Sutledsch.

4. Picea Morinda. Link l. c. p. 522. Abies Smithiana Loud. Arb. brit. 4, 2317. Pinet. Woburn. t. 30. Pinus Khutrow Royle l. c. t. 84. f. 1. Die Roi-Tanne; bei Tschetkul: Marin. Wuchs: bis 150′ hoch, 20′ Umfang. Geogr. Verbreitung: von 30° 45′—32°. Vegetat.-Grenze: von 6500 bis 10,000′. Am meisten unserer Abies ähnlich.

---

*) Kil Sanskr. nach Wilson: eine Art Kiefer.

5. Abies Pindrow. Royle l. c. I. p. 354. II. t. 86. Die Kulu-Silbertanne. Morin oder Murinda, Morindaun. Wuchs: bis 200′ Höhe, 20′ Umfang. Geogr. Verbreitung: von 30° 30′ — 32°. Vegetat.-Grenze: von 8000 bis 9500′. Ganz pyramidal mit kurzen Aesten. Stete Begleiterin des Weinbaues im Sutledsch-Thal.

6. Abies Webbiana Pinetum Woburnense t. 41. Link l. c. p. 532. Pinus Webbiana und P. spectabilis Lambert t. 44. und t. 2. Die Kuruz, Chilrow, Gobrea, Sallar und Donum, Silber- oder Edeltanne. Wuchs: bis 80′ Höhe. Geogr. Verbreitung: 30° 30′ — 32°. Vegetat.-Grenze: von 6500 bis 10,000′. Eine der selteneren Arten.

7. Cedrus Deodara. Loudon Arboret. brit. 4, 2428. Pinetum Woburn. t. 48. 49. Link l. c. p. 538. *). Die Deodar- oder Kelon-Ceder. Am Baspa: Kjelmang **). Wuchs: bis 150′ Höhe, 36′ Umfang. Geogr. Verbreit.: 31° 3′ — 31° 50′. Veget.-Grenze: von 8000 bis 11000′. Hauptzierde des Himalayah. Hin und wieder außer den natürlichen Standorten kultivirt. Einzeln über 40′ Umfang.

8. Cupressus torulosa Lambert. Wuchs: bis 40′ Höhe. Geogr. Verbreit.: 29° 22′ bis 32°. Veget.-Grenze: von 5500 bis 8500′. Verkümmert, auch wohl noch höher hinauf.

9. Cupressus n. sp. Wuchs: strauchartig, gesellig, in großen Feldern. Geogr. Verbreit.: 31° 0′ bis 31° 20′. Veget.-Grenze: von 11000 bis 16000′. An den Quellen des Gumpti und Baspa.

10. Juniperus excelsa Bieberstein! Wuchs: bis 40′ Höhe. Geogr. Verbreit.: 31° 30′ bis 32°. Veg.-Grenze: von 8000 bis 12000′. Oft mit Cupressus torulosa in Gesellschaft, verbreitet sich höher als die andern, ist am obern Sutledsch der einzige Baum, ebenso an den Abhängen gegen das Plateau bei Schipki, wird aber dann strauchartig.

11. Juniperus squamosa Don. Wuchs: niedrig. Geogr.

---

*) Dêra-dâru Sanskr., d. h. Götterfichte. Dâru für sich allein bezeichnet denselben Baum.

**) Kilima Sanskr. nach Wilson: eine Art Kiefer.

Verbreit.: 31° 30 bis 32°. Veget.-Grenze: von 9000 bis 11500′. In Gesellschaft von Zwergarten der Gattung Corylus und Betula; hört mit der letzteren in der angegebenen Höhe auf.

12. Taxus baccata? (Eibe). Wuchs: baumartig an den bessern Standorten; verkrüppelt in den Höhen, Geogr. Verbreit.: von 30° bis 32°. Vegetat.-Grenze: von 5000 bis 8000′. Bildet hin und wieder kleine Wälder (z. B. bei Fagu).

II.

Bemerkungen
über
die Vegetation des Himalayah.

I. Von Rainethal bis zum Ramganga.
Thal des Kossla und Usigaka naddi.

1. Untere Waldregion.

Phoenix humilis. Melia. Ficus. Elate sylvestris. Bombax. Bassia butyracea. Vitex. Laurus. Platanus. Bauhinia. Vitis. Punica. Deutzia. Indigofera. Cactus. Androsace. Fragaria indica. Urtica.

2. Obere Waldregion.

Rhododendron. Betula. Cerasus. Acer. Quercus. Pinus longifolia. Berberis. Rosa. Rubus. Arbutus. Carissa sepiaria.

3. Bachthäler.

Laurus. Berberis. Daphne. Hedera helix. Ipomaea. Mazus. Cyperus. Gnaphalium. Primula. Adiantum. Campanula. Ajuga. Campanula. Impatiens.

4. Kulturpflanzen.

Mangifera indica. Triticum.

II. Thal des Ramganga bis zum Alacananda.
Thal des Kursali naddi und Dudegaon naddi.

1. Untere Waldregion.

Phoenix humilis. Acacia. Ficus. Cassia. Carissa. Vitis. Myrica sapida. Cissus. Paeonia.

2. Obere Waldregion.

Aesculus. Morus. Pyrus. Quercus incana. Q. semicarpifolia. Taxus. Pinus longifolia. Rhododendron. Berberis. Rubus. Anemone. Aquilegia. Cypripedium. Fragaria indica. Fr. vesca. Euphorbia. Arum. Lamium.

3. Bachthäler.

Spiraea (veronicaefolia?). Philadelphus. Carissa sepiaria. Verbena officinalis. Ajuga. Mazus. Agrostis. Poa.

III. Vom Alacananda bis Kedarnath.
Thal des Kunegar und Mundragiri.

1. Untere Waldregion.

Laurus. Pterocarpus. Phoenix humilis. Menispermum. Myrica. Bambusa. Orchis.

2. Obere Waldregion.

Quercus incana u. semicarpif. Picea Morinda. P. excelsa. Aesculus. Ulmus. Acer. Salix. Alnus. Populus. Taxus. Staphylea. Sambucus. Cornus. Corylus. Vitis. Smilax. Cissus. Rosa. Arum. Filices.

3. Wiesenvegetation.

Arum. Mazus. Polygonum. Ajuga. Prunella. Herminium. Cerastium vulg. Alhine media. Myosotis. Gnaphalium. Juncus. Carex (am See von Durithal).

4. Alpine Flora von Kedarnath.

Rheum. Iris. Fritillaria (meleagris). Potentilla pteropoda u. coccinea. Primula. Anemone (2 Spec.). Corydalis. Myosotis. Draba. Pedicularis. Gentiana. Veratrum. Anchusa. Viola reniformis. Hottonia. Erysimum. Nasturtium. Caltha. Juncus. Carex. Rhododendron. Rosa. Cotoneaster. Salix.

IV. Von Kedarnath bis zum Bhagirathi.
Thal des Billang und Bhaleganga.

1. Waldregion.

Cornus. Quercus (Moru u. Bhansch). Andromeda. Acer. Juglans. Alnus. Sorbus. Fraxinus. Betula. Pyrus. Carpi-

nus. Taxus (5′ Durchmesser). Abies Pindrow (6′ Durchm. 200′ Höhe). Picea Morinda. Corylus (3′ Durchm.). Rhododendron arboreum. Rh. campanulatum. Spiraea (baumartig). Xylosteum (baumartig). Berberis angustifolia. Rhamnus. Philadelphus. Rubus. Vitis. Bambusa. Betonica. Urtica. Cannabis. Fragaria. Impatiens. Cheiranthus.

2. Krautfelder im Walde (4′ bis 5′ hoch).

Rumex. Chaerophyllum. Lamium. Ballota. Arum. Sonchus. Polygonum. Thlaspi bursa pastorum. Caltha cachemiriana. Ranunculus.

3. Auf den Paßhöhen.

Thermopsis barbata. Aster. Liliaceen u. Orchideen.

4. Kulturpflanzen.

Prunus armeniaca. Juglans. Amaranthus Gangeticus. Oryza sativa. Triticum. Hordeum. Panicum.

V. Thal des Bhagirathi bis Gangotri.
Ufer des Bhagirathi.

1. Am Flußbette.

Berberis. Cissus. Rubus. Vitis. Auratiaceen.

2. Höher hinauf.

Pinus longifolia. Pavia. Grewia. Betula. Populus. Sorbus. Morus. Ulmus. Alnus. Dryobalanus. Salix pentandra. Hippophae (Amil). Bignonia. Corragana. Rhamnus. Dalbergia. Vitis (Lagella). Ficus (kletternd). Parietaria. Rumex. Carduus. Pteris. Cyperus.

3. Bachthäler.

Urtica (2 Spec.). Cannabis. Impatiens. Spiraea. Fraxinus (Gebüsch). Coriaria. Salix. Solanum moschatum (am Wasserfall des Bhagirathi).

4. Steinschurren.

Saxifraga. Cichorium. Dianthus barbatus. Sempervivum. Lilium martagon. Epilobium. Cucubalus. Petasites. Scrophuaria. Arenaria. Myosotis. Astragalus. Galium.

Höher hinauf: Papaver (blau). Saxifraga. Rheum. Sedum. Telephium. Primula.

5. Erster Cederwald von Dschalla an.

Cedrus Deodara. Fragaria. Thlaspi. Senecio. Allium. Monotropa. Bupleurum (am Rande des Waldes). Indigofera. Ribes grossularia.

6. Kulturpflanzen.

Juglans. Prunus armeniaca. Amygdalus persica. Panicum (2 Spec.). Triticum. Hordeum.

7. Vegetation bei den Dörfern.

Ribes gross. Origanum. Thymus. Lychnis. Turritis. Orobanche. Artemisia Absinthium. Tanacetum. Cheiranthus. Lonicera.

8. Vegetation von Bairamgath.

Artemisia. Pyrethrum. Galium. Blitum. Lithospermum. Soldanella. Arenaria. Apargia. Asparagus acinacifolia. Scabiosa. Pedicularis. Origanum. Alopecurus. Artemisia. Viburnum. Indigofera.

9. Vegetation von Gangotri.

Astragalus. Athamanta. Vicia (cracca?). Wiborgia. Artemisia. Thesium. Epilobium. Lilium martagon. Aster. Asparagus. Rheum. Asperifolia. Rumex. Rhododendron. Berberis. Philadelphus.

VI. Vom Bhagirathi bis zum Sutledsch. Thal des Hersile, Gumti und Baspa.

1. Das Hersilethal.

Alpenvegetation.

Papaver (blau). Anemone. Parnassia. Primula. Saxifraga. Sedum. Telephium. Rheum.

Waldregion.

Cedrus Deodara (dichter Wald). Pinus longif. P. Morinda. Fragaria. Cheiranthus. Dalbergia.

2. Das Gumtithal.

Alpenwiesen.

Potentilla atropos. Geranium (pratense?). Rumex. Pedicularis. Hottonia. Epilobium. Centaurea. Polemonium. Lotus corniculatus. Valeriana. Campanula. Saxifraga. Lilium. Astrantia. Sagina. Telephium. Asperifolia. Echium. Polygonum. Sedum (2 Spec.). Valeriana. Chaerophyllum. Heracleum. Convallaria. Galega. Cucubalus. Brassica. Arabis. Poa. Alopecurus. Briza. Agrostis. Carex (3 Spec.). Juncus. Salix (Gebüsch). Rhododendron campanulatum. Sorbus. Rosa Webbiana. Artemisia.

Lama Kagapaß.

Equisetum. P. Bistorta. Potentilla coccinea. Ballota. Delphinium cachemirianum. Silene. Myosotis. Anemone (alba). Rumex obtusifolia. Medicago. Musci u. Lichenes.

Geröllflächen.

Rheum. Artemisia. Asparagus acinacifol. Syringa. Deutzia. Berberis. Rosa. Alopecurus. Phleum. Poa.

3. Das Baspathal.

Oberes Baspa bis Tschetkul.

Primula. Potentilla. Filago. Astragalus (gelb). Gypsophila. Salsola. Pedicularis. Gnaphalium. Lactuca. Geranium. Arabis. Nepeta. Galium. Tanacetum. Senecio. Scrophularia. Gentiana. Fumaria. Delphinium (mit Moschusgeruch). Silene. Oxytropus. Rheum. Bellis. Chrysanthemum (hellrosenroth). Artemisia. Epilobium. Veronica. Carex (3 Sp.). Scirpus. Poa. Agrostis. Tamarix. Salix (Gesträuch). Xylosteum. Cypressus. Rosa. Umbellaten.

Flora bei Tschetkul.

Pinus longifolia. P. Morinda. Pedicularis (2 Sp.). Thymus. Nepeta. Scutellaria. Mentha. Chenopodium bon. henr. Ch. album. Blitum. Dianthus barbatus (weiß). Morina Wallichiana. Leontodon Taraxacum. Achillea millefolium. Potentilla. Apium petroselinum. Plantago media. Urtica urens. Impatiens. Euphrasia officinalis. Fumaria lutea. Gnaphalium

(weiß). Polyg. aviculare. Myosotis (dunkelblau). Artemisia. Verbascum Thapsus. Cucubalus. Chenopodium (mit kleinen runden Blättern). Stellaria. Galium aparine. Capsella bursa. Rumex. Sagina. Pycnocycla? Bistorta. Brassica. Chaerophyllum (bulbosum?). Anthriscus. Lamium. Thalictrum. Anemone discolor. Heracleum. Cuscuta. Hieracium. Medicago. Lotus corniculatus. Silene. Bupleurum (falcatum?). Arum. Scirpus. Phleum. Poa. Alopecurus. Ribes grossularia.

Kulturfelder bei Tschetkul.

Triticum (2 Spec.). Polygonum (fagopyrum?). Brassica napus.

Unteres Baspa bis zum Sutledsch.

Populus. P. longifolia. Cedrus Deodara. Corylus. Syringa. Rosa. Indigofera. Artemisia. Heracleum. Origanum. Thalictrum. Fragaria. Salvia (2 Sp.). Linum. Scrophularia. Impatiens. Dianthus. Campanula.

Bei Sangla.

Prunus armeniaca. Amygdalus persica. Juglans. Felder: Polygonum fagopyrum. Panicum. Triticum.

VII. Das Thal des Sutledsch vom Einfluß des Baspa bis Schipki. (Ober-Kunauer).

1. Vom Einfluß des Baspa bis zum Errengkhalpaß.

Wald.

Cedrus Deodara. Pinus longifol. Picea Morinda. Abies Webbiana. Pinus Gerardiana. Pyrus. Ribes. Helianthemum. Geranium. Dianthus. Leontodon. Artem. dracunculus. Portulacca. Medicago falcata. Malva rotundif.

Bachthäler.

Hoya (selten). Myosotis. Verbascum. Rheum. Senecio. Thalictrum. Valeriana. Artemisia. Thlaspi. Nepeta. Chenopodium (häufig). Origanum. Impatiens. Thymus. Phleum. Stipa.

Wald höher oben.

Cedr. Deod. (einzeln). Cypressus. Pyrus. Viburnum. Rosa. Syringa. Xylosteum. Caragana. Berberis. Cotoneaster. Spiraea aruncus. Sp. veronicaefolia. Dianthus. Orobanche. Silene. Eupatorium. Erigeron. Veronica. Gnaphalium. Bupleurum (2 Spec.). Rheum. Lotus. Blitum. Arenaria. Arabis. Pedicularis. Mentha. Galium aparine. Anthriscus. Sedum. Cerastium. Salvia. Oxytropus. Arum. Aster.

Wiesengrund.

Salvia (blau). Polygon. laxiflorum. Centaurea. Heracleum. Scabiosa (6′ hoch). Epilobium. Eupatoria. Cichorium. Echinops. Leonurus. Geranium. Impatiens (4 Spec.). Phleum. Cyperus.

Flora bei Tschini.

Polygonum hydropiper. Polyg. aviculare. Polyg. phapar. Pedicularis. Orchis. Gloxinia. Carduus. Gratiola. Cannabis. Ranunculus (arvensis?). Plantago major. Mentha. Prunella. Lotus cornic. Senecio. Malva. Urtica dioica. Chenopodium album. Chen. crispum. Euphrasia officinalis. Salvia (gelb). Medicago. Impatiens (3 Spec.). Dactylis glomerata. Myosotis (2 Spec.). Inula. Spiraea ulmaria. Clinopodium. Scirpus. Agrostis. Juncus. Rubus.

Kulturpflanzen bei Tschini.

Melia. Populus. Corylus. Juglans. Prunus Armen. Amygdalus persica. Pyrus malus. Vitis. Triticum. Hordeum. Polygonum.

Flußufer.

Capparis. Apargia. Campanula. Malva (2 Spec.). Althaea. Echinops. Cnicus. Carduus. Clematis.

Flora des Errengkhalpasses.

Cypressus. Juniperus. Artemisia. Thymus. Gnaphalium album. Salvia. Senecio. Epilobium laxum. Geranium pratense. Pteris. Poa laxa. Poa pratensis. Poa exilis. Alopecurus. Festuca. Carex (2 Sp.). Morina Wallichiana. Gyp-

sophila. Arenaria. Sempervivum. Erigeron. Rumex scultellatus. R. obtusifol. Meconopsis. Potentilla. Ranunculus (arvensis?). Polygonum laxiflorum. P. (aviculare?). Sedum. Galium aparine. Scrophularia purpurea. Myosotis (2 Spec.). Lotus corniculatus. Leontodon Taraxacum. Gentiana pusilla. Gentiana. Sagina. Valeriana. Aster. Prenanthes. Senecio. Senecillio. Hyssopus. Asplenium. Aspidium. Umbellaten. Astrantia (Lasser). Cichorium. Draba. Campanula. Papaver (blau). Rhododendron. Betula (jenseit der Paßhöhe).

2. Vom Errengthal bis Schipki.

Geröllwände des Sutledschthals.

Cedrus Deodara (spärlich und verkrüppelt). Pinus Gerardiana (einzeln und verkrüppelt). Cypressus. Caragana. Rosa. Ribes grossul. Colutea. Xylosteum. Artemisia absinth. Astragalus Grahamianus. Spiraea. Senecio. Carduus. Origanum. Verbascum. Chenopodium. Salsola. Zizyphus. Thymus. Lolium. Poa. Panicum.

Paßhöhen.

Rosa (2 Sp.). Lonicera. Ribes. Caragana. Rheum Delphinium cachemirianum. Orobanche (2 Spec.), Geranium. Polygonum bistorta u. aviculare. Gentiana. Veronica. Centaurea (weiß). Scorzonera. Epilobium. Prenanthes. Arenaria. Avena. Euphorbia exigua (Binangpaß).

Bachthäler.

Beccabunga. Mentha. Leontodon Tarax. Myosotis. Ranunculus (bulbosus?). Rumex (vorherrschend). Impatiens. Salvia (gelb). Chondrilla (blau). Cannabis. Euphrasia offic. Mehrere Umbellaten und Gräser.

Flora bei den Dörfern.

Alnus. Ribes grossularia. Lonicera. Spiraea. Clematis. Cannabis. Urtica. Cuscuta. Nepeta. Hyoscyamus. Salvia pratensis. Salvia (gelb). Mentha. Adonis. Artemisia (2 Sp.). Echinops. Poa. Phleum.

Kulturpflanzen.

Populus alba. Grewia. Prunus armeniaca. Cerasus. Py-

rus malus. Tagetes. Datura. Althaea. Triticum. Hordeum. (sechszeilig). Spelta. Brassica (napus). Brassica rapa. Polygonum. Pisum. Vicia.

VIII. Thal des Sutledsch vom Einfluß des Baspa bis Kotghuhr.

(Unter-Kunauer).

Bergwald.

C. Deodara (einzeln). Larix (sehr selten). Pinus longif. P. Gerardiana. Picea morinda. Abies Pindrow. Taxus. Quercus (Moru u. Bhansch). Acer. Fraxinus. Morus. Grewia. Melia. Pyrus (Li). Amygdalus persica. Juglans. Rhododendron (zuletzt bei Manjuti Danda). Alnus. Aesculus. Ilex. Viburnum. Ficus. Philadelphus. Dalbergia. Carissa. Cassia. Dolichos. Cucumis. Vitis. Clematis. Gloxinia. Pteris. Impatiens. Polygonum.

Tiefer im Flußthale.

Pterocarpus. Vitex. Bignonia. Volcameria. Ficus. Dalbergia. Rhamnus. Clematis. Capparis. Amomum. Bambusa. Arundo. Gloxinia. Nepeta. Sedum. Dolichos. Scammonium.

Wiesenflora.

Verbascum. Artemisia. Campanula. Centaurea. Polygala. Gloxinia. Nepeta. Salvia. Teucrium. Pedicularis. Epilobium laxum. Myosotis. Lychnis. Aster. Orchis. Androsace. Oxalis corniculata. Polygonum amplexicaule. Goldfussia. P. laxiflorum. Cnicus. Scirpus. Priodia. Poa. Festuca. Bambusa (klein).

Flora bei den Dörfern.

Melia. Ficus. Bignonia. Sapindus. Carissa. Citrus (bei Gura). Clematis. Cucumis. Cucurbita (2 Spec.). Cannabis. Urtica. Gloxinia. Impatiens. Papilionaceae.

Kulturpflanzen.

Prunus armeniaca. Amygdalus persica. P. malus. Mangifera. Vitis. Dolichos. Chenopodium. Eleusine. Amaranthus. Panicum (2 Spec.). Triticum. Oriza sativa (bei Kartol).

III.

Die Vögel des Himalayah.

(Mr. Hay's Sammlung zu Simlah.)

Fringillae. Pyrgita.

1) Pyrgita . . . ? 5″—5″ 3‴. Von zartem Bau, lichtroth-braun, besonders lebhaft auf dem Kopfe und Rücken, welcher mit einzelnen, großen, schwarzen Flecken gesprengt ist; Brust, Bauch und Kehle schmutzig hellgelb; schwarzer Streif über Schultern und Kehle, Schwanz graubraun, Flügeldeckfedern ebenso.

Weibchen graubraun, hat durchaus kein Rothbraun, der Kehlstreifen fehlt.

2) Pyrgita . . . ? Schnabel stark und länger als bei dem vorigen, hellgraubraun ohne alle Flecken und Schattirung; Kopf ebenfalls graubraun; an der hellgrauen Kehle ein runder, verwaschener, schwefelgelber Fleck. 5″ 2‴ P. Nur ein Exemplar. Selten. Röthliche Schultern.

3) Pyrgita . . . ? hellgrau mit großen, schwarzbraunen Flecken über den ganzen Rücken. 5″ 6‴.

4) Pyrgita. Männchen. Braunrother Rücken, besonders schön im aschgrauer Kopf, dunkelbraune Schwingen; hellgraubrauner Nacken; Schwanz; hellgrau oder weißgrauer Bauch und Schläfe; schwarze Kehle und Brust. Weibchen. hellgraubraun, kein Rothbraun, kein Schwarz; schmutzig gelbgraue Brust, Bürzel und Bauch; aschgrauer Kehlstreifen. 5″ 8‴.

5) Pyrrhula . . . ? Eine kleine niedliche Art Dompfaffen. Die größten Männchen messen 6″, Weichen 5″ 6‴.

Der ganze Körper rothgelb angeflogen, Kopf lebhaft rothgelb; Schnabelwurzel mit einem schwarzen Ringe umgeben; Schwanz dunkelblau, schwarz glänzend mit ganz undeutlichen nicht glänzenden Binden. Schwingen dunkelblauschwarz, Bürzel weiß, Bauch gelbgrau; Kehle und Brust bis zur Mitte hinab gelblich rosenroth. Häufig im Cedernwalde.

6) Pyrrhula . . . ? Ein einziges Exemplar, junges Männchen, 6″ 6‴, ganz grau, viel größer als der erste.

Schwanz dunkelblauschwarz glänzend, mit deutlichen, matten, schwarzen Binden. Schwingen ebenso.

7) Enucleator . . .? Pyrrhospiza. 7″ 6‴. Stattlicher Vogel, nur an der Grenze des Schnees in den höchsten Fichtenwäldern. Glänzend blutrother Kopf, Hals und Brust bis auf die Mitte des Bauches; Bürzel und After hellrosenroth.

8) Chloris. Braungelber Rücken und Kopf mit dunkelbraunen Flecken; braune Schläfe, schwarzbraune Schwingen. Schwanz mit weißlichen Rändern, gelber Bürzel, gelbe Kehle, gelber Bauch, mit braunem Mittelstreif in jeder Feder.

9) a. Linaria rhodochroa. Gould. Seltener Vogel. Burandapaß 14,000′ hoch. Schnabel 3‴ lang 2‴ hoch. Brust intensiv rosenroth, so der Bürzel und ein Fleck über den Augen, Flügeldeckfedern braunroth.

9) b. Linaria rhodopepla ist etwas größer, heller rosenroth angeflogen, Schnabel dicker, 5‴ lang 4‴ hoch, die Backen mit silbernem Glanze.

10) Linaria nova sp. . . . 5″ 3‴. Schnabel dicker als bei beiden vorigen. Das Roth äußerst brillant feuerroth, über den ganzen Kopf, aber nur bis auf den halben Bauch. Der After weiß, der ganze Rücken ist mit demselben Roth angeflogen. Einige Exemplare haben hellgraue Flecken am Bürzel oder Rücken.

Dies ist vielleicht die Erythrospiza von Pallas und Coccothraustes roseus von Viellot das Weibchen.

11) Linaria nova spec. . . 7″ l. Nur das Weibchen bekannt, Farbe braungrau mit schwarzen Rändern der Rücken- und Halsfedern. Schwarze Beine und Schnabel. Baspa.

12) Procarduelis? Hodgson. Seltsamer Vogel, nur einmal in einem Schneesturm am Bruandapasse getroffen. 5″ 8‴.

Schnabel, völlig der des Stieglitzes, schwarz; Beine braun, Untergefieder graubraun; Rücken und Kopf rauchbraun, röthlich angeflogen, die Stirn und Schnabelwurzel schön hellroth glänzend. Hinterkopf schwarz, welche Farbe sich in den Nacken und Rücken hinein verliert; die Schläfe und Kehle rosenroth angeflogen, Brust gleichfalls, aber schwächer und auf dunklerm Grunde; Bauch rosenroth, Bürzel und Schwingen schwarzbraun.

13) Carduelis caniceps; häufig bei Schipki, kleiner als unser Stieglitz; das größere Männchen 5″ l.

14) Chrysomitris. Boie. Der Himalayahzeisig, viel gesehen. Hals, Bauch, Schultern, Flügeldecken, Bürzel, Mitte der Schwingen hochgelb. — Stirn, Schläfe, Ende der Schwingen und Schwanz schwarz. Rücken graubraun in Gelb übergehend. 4″ 7‴.

15—16) Mehrere Weibchen von Linaria-Arten, die nicht zu den vorigen passen, und wozu die Männchen noch nicht bekannt sind.

17) Nov. Genus . . . Zwergform von Coccothraustes. 6″ 6‴. Nur einmal ein Flug bei Nagkanda vorgekommen. 3 Männchen, Weibchen nicht zur Untersuchung vorliegend. Hauptfarbe des Rückens wie bei einer unausgefärbten Loxia, graugrün mit rothgelben Spitzen; Bauch rothgelb mit grünem Schimmer, rothe Brust und Kehle, letztere mit viel Graugrün gemengt, dunkelgelbrothe Augenkreise; Flecken an der Schnabelwurzel, Kopf- und Kehlflecken schwarz. Die Schwingen sind schwarz, die inneren mit weißen Flecken am Außenrande der Spitze. Bei denen der zweiten Ordnung ist dieser Fleck größer, die Deckfedern haben einen noch größern, weißen Dupfen. Schwanz schwarz mit weißer Spitze und weißer Unterseite. Schnabel hochgelb, sehr spitz, Füße hellbraun.

18) Coccothraustes icteroides. Gould. 8″ 3‴. Schnabel $8^1/_2$‴ l. $5^1/_2$‴ br., an der Wurzel blaugrün mit weißen Rändern; dunkelblauschwarzen Schwanz und Schwingen haben auch Weibchen und Junge. Simlah.

19) Coccothraust. nova spec. . . ? 8″ 2‴. Schnabel 9‴ l. $8^1/_2$‴ br., grau. Hellgelb, schwarzgrau gefleckt; graue Streifen ziehen

vom Auge herab den Nacken entlang. Schwanz und Schwingen schwarz. Simlah.

20) Euplectes philippinensis . ? Dera Dhun. Gelbe Brust, Kopf und Nacken. Graubraune Kehle, brauner Schwanz, Rückenfedern braun, gelbgesäumt. Unterschnabel mit sehr breiter Wurzelspitze.

21) Amadina . . . ? Federn des Rückens groß, schwarzbraun, weißgesäumt. Schwingen grau, gelb gesäumt am Außenrande. Federn der Brust hellgrau gesäumt, Schwanz schwarz, weiß gesäumt. Kopf grauschwarz, Kehle und Schläfe besonders dunkel. Stirn feuerfarbig, ein runder Fleck am Bürzel hellgelb. 4″ 4‴.

22) Amadina . . ? Braunroth, Kopf und Nacken lebhaft; Kehle dunkelbraun, die Brust- und Bauchfedern weiß mit braunen Rändern. 4″ 3‴. Simlah.

23) Amadina . . . ? Rothbraun glänzend, Untergefieder grau, Brust und Kehle graubraun, Rücken und Bürzel rothbraun mit weißen Augen; Bauch heller, ebenfalls mit Augen. 4″ 1‴. Dera Dhun.

24) . . . ? Ammerartiger Vogel, dunkelschwarz, einen Schopf von 6—8 dünnen Federn; Flügel, Schwingen und Schultern braunroth, Deckfedern schwarz, Schwanz braunroth.

Weibchen hat denselben Schopf, ist aber durchaus graubraun. 6″ 3‴. Burandapaß. Missuri.

24) Emberiza . . . ? Rothbraun mit schwarzen Mittelstreifen auf jeder Feder, Kehle hellaschgrau, Stirne schwarz, in der Mitte weiß getheilt, Zügel schwarz, Bauch hellrostfarbig. 6″. Tschini.

25) Emberiza . . . ? Rothbraun mit einzelnen schwarzen Mittelflecken auf den Federn, Kopf einfarbig aschgrau, mit stark markirter, schwarzer Mittellinie; Schläfenfleck rothbraun, weiße Zügel mit schwarzem Außenrande. Kehle und Brust grau, auf der Brust oben ein schwarzer, dann ein weißer und zuletzt ein braunrother Ring; letzterer verläuft am Bauch in Weiß. Buri.

26) Emberiza . . . ? Einfach graubraun, der Rücken heller; Kehle hellgrau, Zügel schwarz, Backen grau; ein schwarzer Fleck hinter den Augen. Schwarzer Kopf mit grau verlaufener Mittellinie, Bauch hellrostroth.

27) Emberiza. Eine weiße, vermuthlich gespornte Art habe

ich auf dem Passe vor Schipki unterhalb des Purgeul gesehen. In keiner Sammlung.

28) Parus monticolus. Schwarzer Kopf, Brust und Kehle; weiße Schläfen. Gelber Bauch und Linie hinter der Schulter, eine schwächere im Nacken. Der Rücken grün, Untergefieder grau; blaugrauer Schwanz mit weißen Spitzen, schwarze Schwingen mit dito. Zuweilen geht das Blauschwarz der Kehle bis tief auf den Bauch hinab. Schulterfedern blaugrau, hellgesäumt.

29) Parus . . . ? xanthogenys. Schwarzer Kopf und Kehle; ein hoher, blauschwarzer Schopf, gelbe Schläfen und Augenkreise, gelbe Brust und Bauch; Rücken grün, Untergefieder grau. Schwanz bräunlichgrau mit schwarzer Mittellinie der Federn; blauschwarze Schwingen mit bläulich weißen Vorderrändern, die der 2ten Ordnung mit weißen Spitzen. Schulterdeckfedern blauschwarz, gelbgesäumt.

30) Parus melanolophus. Kopf, Brust und Kehle kohlschwarz; ein spitzer, blauschwarzer Federbusch, bleigrauer Rücken, Bauch und Brust, weiße Schläfen. Ring um den Kopf, Schwingen graubraun mit bläulichem Vorderrande, Deckfedern mit weißen Dupfen an der Spitze. Rostgelbe Flecken unter dem Flügel und auf der Brust, Schwanz schwarzgrau. 4″ 3‴.

31) Parus . . . ? Dem vorigen ähnlich, jedoch ohne Busch; ganzes Gefieder aschgrau, das Schwarze der Kehle verbunden durch einen Streif mit dem des Hinterkopfes. Die aschgrauen Flügeldecken mit weißer Spitze. Schwarze Flecken am schmutzig grauweißen Bauche. Länge 5″.

32) Parus . . . ? Das Schwarz der Brust geht bis auf die Mitte des Bauches; die Flügeldeckfedern einfarbig dunkelgrau, der Rücken grünlich; ein ganz schwacher Schopf. Im Nacken ein verwaschen hellrostbrauner Fleck. 5″ 3‴.

Sind dies vielleicht Junge von P. melanoloph? Sie sind viel größer als diese Art. — Ist vielleicht Nro. 31 ein altes Weibchen?

33) Parus erythrocephalus. 4″ 2‴ l. Mit rothbraunem Kopfe, schwarzer Schläfe und Halsbinde, weißer Schnabelwurzel.

Diesen kleinen Vogel habe ich viel in Nepaul gesehen.

34) Eine an die Meisen sich anreihende Gruppe (vielleicht Ixos).

Hellgraubraun auf dem Rücken; dunkelgraubrauner Kopf mit schwachem Schopfe, Schwanz am Ende fast schwarz, Kehle schwarzbraun, weiße Schläfen, Brust und Bauch hellgraubraun, After lebhaft gelb, Schwingen braun, Schnabel und Füße schwarz. 7″ 8‴. Simlah.

34) a. Ixos . . . ? Dunkelaschgrauer Schopf und Rücken; hellaschgrauer Bauch und Kehle; Schwingen 2ter Ordnung und Deckfedern hellgrüngelb, After weiß, Kehle weiß. 8″.

34) b. Ixos . . . ? Graugrüner Rücken, Flügel und Bürzel; gelbgrüne Brust, hellgelber Bauch und After; Kopf und Schopf glänzend blauschwarz. Schwingen und Schwanz dunkelgraubraun. 7″10‴.

35) Certhia . . . ? (Goodpanensis). Schwarzblaues Untergefieder mit hellbraunen Federspitzen am Kopf und Rücken; Kehle weiß; Schwanz hellbraun, schwarzbraun gerändert; Schwingen hellgraubraun mit unregelmäßigen, hellrostfarbenen Flecken; Bauch schmutzig weiß. 5″ 2‴. Tschini. Simlah.

36) Certhia. Gelbe Brust, blauschwarze Kehle; kupferroth glänzender Kopf und Nacken, gelber Bürzel, blauer Schwanz.

Wahrscheinlich Cinnyris Gouldiae. Kommt sehr hoch im Gebirge, 10,000′ hoch, vor, aber nur einzeln.

37) Tichodroma. Hellaschgrau, weiße Kehle; dunkelgrauer Bauch und Brust; Deckfedern der Schwingen lebhaft krapproth. Zwei große weiße Flecke auf den ersten 3 Schwingen, einer auf der 4ten. 6″ 5‴. Schnabel 1″ 2‴ Simlah.

38) Tichodroma. In allen Verhältnissen kleiner, das Roth mehr ausgedehnt; zwei große weiße Flecken auf den 3 ersten Schwingen, auf der 4ten fehlt er an der Spitze. 5″ 5‴. Schnabel 8½‴. Namgiah.

39) Sitta . . . ? Hellgrauer Rücken, Kopf, Flügel, Schwanz. Schwarze Zügel, weiße Streifen am Schnabel unter dem Auge, dunkelrostbraune Kehle, Brust und Bauch. Die untern Schwanzfedern mit weißen Augen. 5″ 4‴. Landour.

40) Sitta . . . ? Dunkelbleigrauer Rücken, Flügel, Schwanz und Kopf; schwarzglänzende Augenkreise; Backen und Kehle weiß; Bauch schmutzig weiß, After hellrostbraun. 4″ 10‴. Tschini.

41) Troglodytes . . . ? Sehr dunkel braungrau, schwarz gesprenkelt. 3″ 2‴. Tschini.

42) Regulus . . . ? Rücken grüngrau, Kopf mit lebhaft schwefelgelbem, schwarz gefaßtem Fleck, ohne Haube; Bauch und Kehle schmutzig weiß; Flügel braun, Schwingen gelb gesäumt, Deckfedern mit weißen Spitzen. 3″ 3‴.

43) Muscicapa melanops. Durchaus hellgraublau, glänzend; Kehle heller, Schwingen und Schwanz dunkler; schwarzer Fleck vor dem Auge.

44) Muscicapa . . . ? Rücken hellgraubraun, Schwingen dunkelbraun, Schwanz schwarz; Kopf bis in den Nacken glänzend schwarz, Kehle weiß.

45) — 46) —

47) Muscicapa paradisea, in allen Varietäten.

Suppl. Parus, gleich in Größe dem Erytroceph, braungrauer Rücken, Schwanz und Schwingen, letztere schmal weiß gesäumt, hellbraungrauer Kopf, weiße Stirn, schwarze Schläfen und Augenkreis, weiße Kehle; Bauch und Bürzel isabellfarbig. 3″ 8‴.

48) Phoenicurus . . . ? Schwarze Kehle, Schultern und Rücken; dunkelgrauer Kopf. Rostfarbener Bauch, Schwanz und Bürzel, braune Schwingen. 5″ 5‴. Namgiah.

49) Phoenicurus coeruleocephala. Schwarze Kehle, Rücken, Schwanz und Brust, weißer Bauch, weiße Flügeldeckfedern; braungrauer Kopf. 5″ 6‴. Namgiah.

50) Phoenicurus . . . ? leucocephala. Schwarze Kehle, Augenkreise, Rücken, Brust, Flügel und Schwanzspitze; lebhaft rostrother Bürzel, erste Schwanzhälfte und Bauch; weißer Kopf. 6″ 3‴. Baspa, Simlah.

51) Phoenicurus . . . ? Rücken braungrau, Kopf dito, Schwanz und Schwingen schwarz; Kehle, Brust und Bauch glänzend blauschwarz; weiße Flecken an der Schulter. Missuri.

52) Phoenicurus. Grau gesperbert. Fagu.

52) Saxicola . . . ? Schwarzer Kopf, Nacken, Rücken, Schwanz und Schwingen; weiße Deckfedern, Bürzel, Seitenstreif am Halse;

rostgelbe Brust, und schmutzig bräunlichweißer Bauch. 4″ 10‴. Tschini.

53) Saxicola . . . ? Grau, etwas mit braun gesprenkelt, Rücken, Kopf, Hals, Kehle und Bauch. Braunschwarze Schwingen, schwarzer Schwanz, rostrother Bürzel. 5″ 2‴. Schipki.

54) Saxicola . . . ? Dunkelbraunschwarzer Rücken und Kopf, jede Feder mit hellbraunem Rande; schwarze Kehle, Federn weiß gerändert; schwarze Schläfe, hellrostrothe Brust, schmutzig weißer Bauch; Schwingen braunschwarz hellgerändert, so wie die Deckfedern. 5″. Dhera Dhun.

55) Saxicola . . . ? Dunkelgrauer Rücken, weißer Schwanz und Bürzel, schwarze Kehle und Brust; weißer Bauch, weißer Kopf, bräunliche Stirn; Schwingen braun, schwarze Augenkreise. Schwanzspitze schwarz. 5″ 6‴. Namgiah.

56) Saxicola . . . ? Ganz schwarz, junge Individuen haben bräunliche Federränder auf Rücken und Brust; weißer Bürzel und After, schwarzer Schwanz, weiße Schulterflecken. 4″ 8‴. Rampur.

57) Saxicola . . . ? Graubrauner Rücken (graues Untergefieder) und Kopf, hellgraubrauner Bauch; Kehle, Schwanz und Bürzel rostroth, dunklere Mittellinie der Federn. 5″.

58) Sylvia . . . ? Blaugrauer Rücken, Schwanz, Flügel und Kopf; schwarzer Seitenstreif und Augenkreis; rostgelbe Kehle und Bauch, weißer After, ein weißer Fleck über dem Auge; rothkehlchenartig, langbeinig 5″ 2‴. Nur einmal vorgekommen. Wartu. Fichtenwald.

59) Sylvia . . . ? (Schnabelfirste stark. Ob Sylvia?) Junge gelbgrau gesprenkelt, Schwanz unterwärts weiß. Blaugrauer Rücken, Kopf, Kehle, Brust, Bauch und Flügel; rothbrauner Bürzel, Schwanz und After. 5″.

60) Sylvia . . . ? Neu. Dunkelblaugrauer Rücken, Kopf, Bürzel; braungraue Flügel; schwarze Brust und Kehlseiten, schwarzer Schwanz mit unterseits weißer Spitze; ein scharf begrenzter, glänzend orangerother Fleck vom Kinn bis zur Brust; weiße Flecken über Augen und Schnabelwurzel. Weißer Bauch und After, lange Beine.

5″ 8‴. Buranda-Paß. Nähert sich den Bachstelzen, jedoch ist der Schwanz kurz.

61) Sylvia . . . ? Graublauer Rücken und Kopf, himmelblaue Stirn und Bürzel; Schwanz graublau, Schwingen braun mit bläulichem Anfluge; Schläfen dunkelgraublau, Kehle weiß, Bauch weiß; Seitenfleck an der Brust rostgelb, himmelblaue Flecken an der Schulter. 4″ 10‴.

62) Sylvia . . . ? Rücken dunkelaschgrau, Brust grau, weißgesperbert, wie auch mit weniger deutlichen Flecken, Kehle und Bauch; Schwingen braun, Schwanz dunkelbraun, After und Bürzel reinweiß.

63) Sylvia . . . ? Grüngrauer Rücken und Kopf, blaugraue Schläfen und Halsseiten, schwarze Kehle, schwarzer Bürzel und Schwanz, dessen mittleren Federn zur untern Hälfte weiß sind. Unter der Kehle ein lebhaft rostgelber Ring, blaugraue Brust, weißer Bauch, hellbraungraue Schwingen. 5″ 7‴.

64) Sylvia . . . ? Grüngrauer Rücken, Kopf, Schwanz und Schwingen hellweißlich, grüner Bauch und Kehle, eine weißgelbe Querbinde über den Flügeln, die Spitze der Deckfedern und Schwanz grün gesäumt. 3″ 2‴. Simlah.

65) Sylvia . . . ? Einfach braungrüner Kopf und Rücken, grauweiße Kehle, schmutzigweißer Bauch. 4″ 5‴.

66) Sylvia. Grüner Kopf, Rücken und Bürzel, mit grauem Untergefieder; schmale hellgelbe Kehle; grauweißlicher Bauch, Schwingen graubraun, vorn grün gesäumt, Schwanz dito. 4″ 6‴.

68) Saxicola? . . ? Schnabel stark mit scharfer Firste, Rücken tief aschgrau mit schwarzen verlaufenden Flecken; Kopf blaugrau; Schläfen, Augenkreise bis zum Schnabel schwarz; weißer Streif über dem Auge, weiße Kehle, Brust und Bauch; schwarze Schwingen und Schwanz, die äußeren Schwanzfedern außen weiß gesäumt. 5″ 9‴. Simlah.

70) Nov. Genus mit sehr starkem Schnabel, sonst Sylvia gleich. Schnabel ganz schwach gebogen, Spitze gerade; Kopf, Rücken, Bürzel und Schwanz zeisiggrün; Kehle, Brust und Bauch lebhaft gelb; Schwingen graubraun, die vordern schwach, die hintern breit weißgelb gesäumt, die Deckfedern an der Spitze weiß.

71) Enicurus . . . ? maculatus. Sammetschwarze Brust, Kehle, Hinterkopf, Augenkreis, Schwingen und unterer Theil der Schwanzfedern, Nacken und Rücken, wo die Spitzen weiß gesäumt sind. Stirn weiß, schwarz gerändert; weiße Deckfedern, weißer Bürzel und unterer Rückentheil, weißer Bauch, Bürzel, Schwanzfedernspitze und untere Schwanzfedern. 9″ 8‴. Schwanz 5″ 3‴.

72) Enicurus Scouleri. Sammetschwarzer Rücken, Hinterkopf, Schultern, Kehle; weiße Binde über die Mitte der schwarzen Flügel; weißer Bürzel, weiße untere Schwanzhälfte, obere schwarz; Brust und Bauch schmutzig weiß, Stirn glänzend weiß. 5″ 1‴. Simlah.

73) Enicurus intrepidus nov. spec. Schwarzer Kopf, Nacken, Rücken, Flügel, letzterer mit breiter weißer Binde, Kehle schmutzig weiß, so Brust, Bauch, untere Seite des Schwanzes und Schwanzwurzel; die Brust ist grau getupft. Namgiah. Ist von Hrn. Hay zuerst gefunden worden.

NB. Enicurus (ob Junge vom Maculatus?). Ganze fleckige Oberkörper bis zur Schulter, Kopf, Hals, Brust, Nacken, der halbe Rücken olivenbraun; dann kommt erst der weiße Querstreif über dem Rücken.

74) Motacilla alba mit weißer Kehle, häufig im Baspathale 7″ 1‴.

75) Motacilla . . . ? Dunkelschwarz, Kopf, Rücken, Schultern, Bürzel, Schwanz, Kehle und Oberbrust; ein weißes Fleckchen vor und hinter dem Auge, weißer Bauch und ein breiter Längsstreifen des Flügels. 7″ 9‴. Simlah.

76) Motacilla . . . ? Grünlich grauer Rücken und Kopf, dunkelbraungraue Schwingen, weiße Kehle; isabellgelbe Brust, schwefelgelber After, grünlich gelber Bürzel, schwarze Schwanzfedern, außen heller gesäumt. 7″. Nirt am Sutledsch.

77) Motacilla boarula. Schwarze Kehle. Tschini.

78) Motacilla . . . ? Hellgraubraun, einfarbiger Kopf und Rücken, dunkelbrauner Schwanz und Flügel; schmale weiße Kehle, durch grauen Ring begrenzt; schmutzig weißer Bauch, After und Unterseite des Schwanzes; weißes Fleckchen vor dem Auge. 7″ 2‴.

79) . . . Hochbeinige Gattung nahe Motacilla, dunkelgrau-

braunes, loses Gefieder, braune Schwingen, die Federn auf dem Kopf und Bürzel mit gelbbrauner Spitze; Kehle gelbgrau, das graue Untergefieder schimmert durch; Bauch schmutzigweiß, Schwanz lang, einfarbig graubraun. 6″ 4‴. Tschini, Namgiah.

Phoenicornis.

80) Phoen. brevirostris. Blauschwarzer Rücken, Kopf, Kehle, Schultern, Flügelenden, Oberseite des Schwanzes; scharlachrothe Brust, Bauch, After, Bürzel, Flügelmitte. 7″ 6‴. Tschini.

81) Phoen. princeps . 8″ 5‴. Missuri.

82) Phoenicornis . . . ? Aschgrauer Rücken, Kopf, Bürzel und Schultern; weiße Kehle, röthliche Brust, weißer Bauch, braune Schwingen mit einem Scharlachmittelfleck, brauner Schwanz. Die äußern Schwanzfedern an der Außenseite roth gesäumt. 7″ 4‴.

83) Phoenicornis . . . ? Aschgrauer Rücken, Schultern, Kehle, Kopf, braune Schwingen mit einem orangerothen Mittelfleck; Brust hell orangenroth; Bauch gelblich, Bürzel hochorangenroth, Schwanz schwarzbraun, orangegesäumt. 5″ 8‴.

84) Phoenicornis . . . ? Ein Weibchen. Aschgrauer Rücken und Kopf, Stirn grünlich gelb, so auch der untere Theil des Rückens; der Bürzel hochgelb, Brust grünlich gelb; Kehle, Bauch hellschwefelgelb, Schwingen dunkelbraun, die vierte äußere außen unterhalb gelb; hochgelbe Flecken an den Deckfedern; Schwanz blauschwarz, unterhalb hellgelb. 7″ 9‴.

85) Phoen. viel größer, Flecke am Flügel viel größer, in allem Uebrigen ganz gleich. 8″ 4‴.

86) Nov. Genus . Cinclosoma? . . Starker Motacillenschnabel mit scharfem Rande, stumpfer Firste, kurze starke Beine, letztere graubraun, erstere hellgelb.

87) . . . Rücken und Bürzel grüngrau, Kopf rostgelb ins Grünliche, eine Art Schopf bildend. Kinn gelb, Kehle weiß mit schwarzen Rändern; Brust und Bauch hellbräunlichgelb; runde schwarze Flecken an der Seite des Halses; Schultern grüngrau. Die erste Deckfeder sammtschwarz, Schwingen sammtschwarz mit orange Streif, außen gesäumt; an den hinteren ist die Vorderhälfte aschgrau. Schwanz

blauschwarz, orangegelb gesäumt. Simlah. An einigen fehlt die schwarze Zeichnung der Kehle. 6″ 3‴.

86) Dies ist eine andere Art; die Kehle rostgelb. Missuri.

87) Zosterops . . . ? Grüner Kopf, gelbe Kehle; grüngrauer Rücken und Flügel; grüngelber Bürzel, hellgrauer After und Bauch. 4″ 2‴. Missuri.

89) Prinia . . . ? Graubrauner Kopf, Nacken und Rücken graubraun; die Kopffedern hellgerändert; Kehle, Brust, Bauch schmutzig gelb mit grauem Untergefieder; lange Schwanzfedern schmutzighellbraun. 6″ 8‴. Schwanz 4″. Rampur.

90) Petrocincla . . . nov. spec.? Das alte Männchen ist dunkelblaugrau; Brust, Bauch mit schwach hellbraun gesäumten Federn, Schwingen und Schwanz sind dunkelschwarzblau. 8″ 2‴. Ramgiah. Hanrangpaß.

Die Jungen sind hellgrau, Brust, Kehle und Bauch mit weißlichen Säumen an den Federn; Schwanz, Schwingen hellblaugrau. 7″ 5‴.

91) Petrocincla cinclorhyncha ist bekannt. Die Jungen sind grau, weiß gesperbert.

92) Alcopus nigriceps. 8″ 6‴. Gleicht sehr Pastor., hat aber schwarzen, dünnen Schnabel. 8000′.

93) Pastor . . . ? Schwarzblauer Kopf mit langem getheilten Schopf, Flügel, Rücken bräunlich aschgrau; 8 Schwingen braunschwarz, ebenso der Schwanz, dessen Unterseite weiß; After weiß; Kehle, Brust und Schläfen. Hals und Bauch hellbräunlich gelb mit glänzender Spitze. 7″ 6‴.

94) . . . Drosselartig, schwächere Füße, Kopf blauschwarz ins Graue; Rücken, Schultern, Bürzel hellaschgrau, Kehle dunkelgrau, Brust sehr hell aschgrau, ins Weiße des Bauches verlaufend; Schwingen schwarz, so der Schwanz, nur die beiden obern Schwanzfedern sind hellgrau.

95) Turdus Wardii. Schwarzglänzender Kopf, Nacken, Kehle, Brust, Schultern, Schwingen, Schwanz und Schläfen; weiße Streifen über dem Auge, weißer Bauch; Unterbrust seitwärts schwarzgrau gedüpfelt. Schnabel gelb. 8″ 4‴.

96) Turdus albicollis. Kopf glänzend braunschwarz; Rücken und Brust, die ganzen Flügel und Schultern, Bauch und Schwanz glänzend braunschwarz; Bauch duffer; am dunkelsten die Schwingen; zollbreite schmutzigweiße Ringe um den Hals, gelber Schnabel, die Jungen hellbraun. 9″ 10‴.

97) Turdus atrogularis. Einfach hellbraungrau, dunklere Schwingen und Schwanz; die Brust und Kehle schwarz, hellgesäumt; die Unterbrust und der Bauch schmutzig weiß. Schnabel gelb, die Spitze schwarz. 9″ 3‴. Junge mit gelbweißer Kehle.

98) Turdus erythrogaster? . . Dunkelgraublauer Rücken mit indigblauem Kopf und Bürzel, Saum der 3ten, 4ten, 5ten Schwingen und Kehle schmutzig graublau; auf dem Nacken haben die Federn einen weißlichen Saum, dunkelrothbraune Brust und Bauch. 8″ 10‴. (Junger Vogel).

99) Turdus . . . ? Kopf und Stirn bräunlich grau, Nacken und Kehle hellweißlich, grau glänzend; Rücken, Schultern, Bauch und Brust schön dunkel rostroth, mit einem schwärzlichen Schatten über Nacken und Schultern, Schwingen glänzend schwarz, so auch der Schwanz. After weiß, schwarz getüpfelt, Schnabel hellgelb. 9″ 10‴.

100) Turdus . . . ? Durchaus schwarz glänzend auf dem Rücken und den Schwingen, bräunlich an Bauch und Kehle; die größern Deckfedern der Flügel sind hellbraungrau, so die Vorderhälfte der Schwingen zweiter Ordnung. Schnabel rothgelb. 10″ 5‴.

101) Turdus poecilopterus. Einfach graubraun überall, auf dem Rücken mit grünlicher Färbung, so auf den Schwingen und dem Schwanz, die dunkler sind. Schnabel gelb. 10″ 9‴. Nagkanda.

102) Turd. viscivorus. Sehr hell gefärbt, die Flecken auf den Spitzen der Bauchfedern graubraun, nie sehr dunkel. Bauch, Kehle, Brust schmutzig weiß. Oberseite graubraun ohne grünlichen Anflug. 10″. Kunauer.

103) Turd. . . . ? Oberseite olivenbraun, Kehle gelblich weiß; die Federn mit schwarzen Dreieckflecken; Brust und Bauch mehr gelb als weiß, mit sehr breitem schwarzen Saum an jeder Feder. Schnabel schwarz. 7″ 8‴.

104) Turd. . . . ? Hellbräunlich grau; auf dem Rücken hat jede Feder erst einen gelbbraunen, dann einen schwarzen Endstreif, so auf dem Kopfe. Kehle und Brust hellgelblich weiß mit schwarzen Säumen. Kehle fast weiß mit undeutlichen Säumen. Flügel braun mit gelbem Vordersaum. 10″ 3‴.

105) Turd. . . . nov. gen.? Schnabel mit hoher Firste, kurz. Dunkel aschgrauer Rücken, Flügel, Bürzel, Schwanz; Schwingen bräunlich, Kopf und Nacken hellrostgelb, so auch die Brust, Kehle weiß. After und Bauch schmutzig weiß. Schnabel schwarz. 8″ 2‴.

106) Cinclosoma variegatum. Gould. Schwarze Kehle. 9″5‴.

107) Cinc. erythrocephalum. Gould. In Nepaul häufig. 10″ 3‴.

108) Cinc. nova sp. Olivenbrauner Rücken und Schwanz; die großen Federn mit breiten schwarzen Säumen. Schwarzer Kopf, rostgelbe Kehle, weißgraue Brust mit einzelnen schwarzen Dupfen. Rostbrauner After. Schwanz vor der Spitze schwarz. Spitze rostbraun, Schnabel gelb. 9″ 5‴.

109) Myophonus Temminkii. Mit gelbem Schnabel; überall blauschwarz glänzende Dupfen. 13″ 3‴.

110) Oriolus melanocephalus? Schwarzer Kopf, Brust hellgelb; Rücken grüngelb; oberste Schwanzfeder schwarz; unten gelb. Spitzen gelb, gelbe Schultern. 9″ 3‴.

111) Or. . . . ? Gelber Kopf, Nacken, Brust, Bauch. Sammtschwarze Schultern und Schwingen. Einige haben schwefelgelbe Spitzen. Einen hochgelben Fleck auf den Deckfedern der Schwingen. Schwanz oberhalb schwarz ohne gelbe Spitze; unterhalb gelb. Weibchen und junges Männchen grün. 9″ 3‴. Tschini.

112) Pomatorhinus erythrogenys. Gould. Rothbraune Backen und Bauch. 9″ 5‴.

113) Pom. . . . ? Olivenbrauner Rücken, Kopf, Schwanz, schwarze Augenkreise; weißer Fleck vor und hinter dem Auge. Weiße Kehle, Brust, Bauch. Dunkelrostbraune Begrenzung der Kehle und einzelne Flecken unter den Flügeln. After grau; Schnabel gelb. Rücken schwarz. 8″ 3‴. Missuri.

114) Hypsipetes psaroides. Gould. Gemein. 10″ lang.

115) Zoothera monticola. Ueberall seltener Vogel. Im Winter.

116) Cinclus Pallasii. Häufig. Exemplare mit weißlichen Federspitzen sind wohl nur durch das Alter verschieden.

117) Upupa . . . Hellgelbbraun, Rücken ins Aschgraue verlaufend und mit einer schwarzen Binde endigend, auf die eine weiße und dann eine undeutliche schwarze folgt. Bürzel weiß, Schwanz schwarz mit einer, Flügel schwarz mit vier weißen Binden, von denen die beiden äußersten unvollständig sind. Kehle hellbräunlich. Bauch schmutzig weiß mit schwarzen Flecken. 8″ 8‴. Schnabel 1‴ 11‴. Federbusch hellrostgelb mit schwarzen Spitzen.

118) Cuculus canorus. Mit schwarzem Schwanze.

119) Cuculus sparveroides. Gould. Soll sich durch gestreiften Schwanz unterscheiden. Der Schwanz ist sehr hell gefärbt und hat fünf dunkle Binden, die nach unten gewässert verlaufen. Spitze des Schwanzes dunkelbraun mit hellem Rande. Die Bänder der Brustfedern sehr breit. Wahrscheinlich ein junger Vogel.

120) Cuculus himalayanus. Manche sind fast gar nicht gestreift und auf dem Rücken dunkelrostroth; einige sehr dicht und fein, andere weitläufig und breitgestreift. Der Schwanz hat bei einem fünf deutliche schwarze Binden auf rostfarbenem Grunde und weiße Fleckchen auf den Mittellinien; bei andern ist er ganz schwarz; kaum merklich braun gerändert und hat weiße Flecken auf der Mitte; endet auch mit einem solchen an der Spitze. Ein dritter hat sehr breite hellrostfarbene Außenränder am schwarzbraunen Schwanze und nichts Weißes. Bei a reichen die Deckfedern des Schwanzes bis auf $^1/_3$ der Länge, bei b auf die Hälfte, bei c bis $^3/_4$ der Schwanzlänge. a mißt 12″ 4‴. b 9″ 2‴. c 9″. Ist dieses nur eine Art, so fällt 118 und 119 ebenfalls zusammen. Tschini und Simlah.

121) Cuculus . . . nov. sp. Rücken und Kopf dunkel aschgrau; der Kopf mit undeutlichen rostfarbenen Flecken. Kehle hellgrau mit kaum sichtbaren schwärzlichen Binden; auf der Brust werden diese dunkler und sind ziemlich breit. Bauch und After sind schmutzig weiß. Schwingen einfarbig dunkelgraubraun. Schwanz schwarz mit drei weißen Flecken in der Mitte und einem an der Spitze. 9″ bis 9″ 6‴. Burandapaß und Tschini.

122) Oxylophus . . . ? Schwarzblau glänzender Rücken, Schopf, Flügel, Bürzel und Schwanz. Eine weiße Binde über die Flügel. Schwanzspitze unterwärts weiß; schmutzig grauweiße Kehle, Brust, Bauch. 11″ 2‴. Missuri.

123) Ein verwandtes Genus. Einfach dunkel schiefergrau. Schwingen blauschwarz. Schwanz unterwärts mit weißer Spitze. Junge Vögel durchaus gesperbert; auch die Schopf- und Nackenfedern haben einen schwarzen und weißen Endstreifen. 8″ 8‴. Füße mit undeutlichen Haftzehen. Schnabel Kuckucksschnabel.

124) Chalcites ...? Kopf hellrostbraun, Kehle, Brust, Bauch weiße Federn, die von der Spitze eine goldgrüne Binde haben. Rücken, Flügel, Schwanz dunkel metallisch grün mit braunem, einige Federn an der Flügeldecke und die Schwanzspitze mit blauem Schimmer. Schwanz unterhalb braun, schwarz, blau und weiß gebändert. 7″. Dhera Dun. Nur einmal vorgekommen.

125) Nucifraga hemispila. Sehr schwarz, sonst unserm gleich. Gemein.

126) Picus hyperythrus. Gould. Ein Buntspecht. Hals, Kehle und Oberbrust zimmtbraun; weiße Augenkreise, Kopf scharlachroth. Nacken und Rücken schwarz mit weißen Federrändern, Bauch zimmtbraun. Schwarze Flügel mit weißen Düpfelreihen. 8″ 2‴. Simlah.

127) Picus brunnifrons. Dito. Rücken schwarz mit breiten weißen Federrändern; schmutzig weiße Kehle und Schläfe. Schwarze Zügelflecke. Brust und Bauch schmutzig weiß, schwarz gefleckt. Bürzel rein schwarz. After roth orange bis zum Bauch. Federbusch grüngelb; nach hintenzu orange und feuerroth. Stirn graubraun. 7″ 4‴. Simlah.

128) Picus . . . ? Schwarzer Rücken, mit sehr breiten weißen Enden der Federn, Flecke der Flügel bilden vier undeutliche weiße Binden. Hals, Kehle, Augenkreise bis fast zum Nacken schmutzig weiß. Eine schwarze Zügellinie bis auf die Schultern. Schmutzig rother Kopf und After. 8″. Missuri.

129) Picus . . . ? Schwarzer Rücken. Hals und Kopf ohne Binden. Schwarze Zügel; schmutzig bräunliche Augenflecke, Kehle,

Brust und Bauch. Rother After. Das Roth zieht sich bis auf den Bürzel herüber. Sehr große weiße Schulterflecken. Ist vielleicht das Weibchen von einer größern Art. 8″ 10‴. Tschini.

130) Picus . . . ? Rücken, Bürzel, Flügel bräunlich grau; graugrüner Kopf roth eingefaßt, von der Schnabelwurzel über die Augen bis nach dem Hinterkopfe eine scharlachrothe Linie, die nach hinten in einen starken hochgelben Nackenschopf sich verläuft. Weiße schwarzgrau gefleckte Kehle; dunkelgraugrüne Brust und Oberbauch. Bauch schwarz gestreift auf graugrünem Grunde. Schwanz blauschwarz. Schwingen dunkelbraun. Die 3te und 4te mit grüngelben, die 5te und 6te, 7te und 8te mit rostrothem Vorderrande. 10″ 2‴. Simlah.

131) Picus occipitalis. Graue Schläfe, scharlach Stirn, schwarzer Hinterkopf und Nacken; gelbgrüner Nacken und graugrüne Brust und Bauch. Der Bauch des Weibchens schmutzig weiß mit schwarzen Federrändern. 13″ 6‴. Simlah.

132) Picus Shorii. Kopf glänzend scharlach bis zum Nacken; schwarze Schläfe und Augenkreise; Rücken, Schultern und Flügel gelbbraun mit goldenen Spitzen. Der Bürzel und die Umgegend dunkel scharlachroth. Brust und Bauch schmutzig weiß, mit schwarzen Rändern. 14″ 4‴.

133) Picus . . . ? Dem vorigen ähnlich. Kopf glänzend scharlach bis zum Nacken; Stirn mit vielem Schwarz vermischt; Nacken schwarz, Rücken goldgelb glänzend, Flügel braungrün. Schultern schwarz mit einzelnen weißen Dupfen, Bürzel und Schwanz schwarz. Bauch und Brust schmutzig weiß, mit dünnen schwarzen Federrändern. Kehle stark schwarz gefleckt. Weißer Seitenstreif des Halses bis auf die Schultern.

134) Picus . . . ? Durchaus schmutzig dunkelbraun, Kopf graubraun, Rücken schwarz gebändert; unter den Augen röthliche Federn. 8″ 10‴.

135) Picus squamatus. Simlah.

136) Merops. Schön lichtgrün Rücken und Bürzel, obere Flügeldeckfedern; Kopf schmutzig gelbbraun, ins Grüne übergehend. Augenkreise schwarz; so auch die Kehle, welche dunkelblauen Schimmer

hat. Zügel glänzend himmelblau, Brust und Bauch rostgelb, nach der Seite zu grünlich. Dunkelblaue Schwingen und Schwanz; hell-grünspanbläuliche Flecke auf den Schultern. 7″ 9‴.

137) Alcedo guttatus. Burandapaß.

137) b. Alcedo . . . ? Klein, hellblau. Namgiah.

138) Bucco grandis. Dunkelschwarzblauer Kopf, gelbe Nackenfedern. 13″ 10‴.

139) Bucco . . . ? Kehle, Augenkreise und Schläfe himmelblau ins Grünspangrüne. Stirn und Hinterkopf feuerroth, eine schwarze Binde zwischen beiden. Rothe Flecke jederseits der Kehle, wo sie anfängt in das Gelbgrüne der Brust überzugehen. 8″ 5‴.

140) Bucco . . . ? Hellgraubrauner Kopf mit glänzend heller Mittellinie jeder Feder, so auch Nacken, Kehle und Brust. Auf Bauch und Rücken geht diese Farbe in ein schönes Lichtgrau über. Schwingen schwarz, Schwanz grün. 10″ 5‴.

141) Bucco . . . ? Stirn feuerroth, Augenkreis und Kehle schwefelgelb, unter letzterer ein feuerrother Fleck, der gelb gesäumt ist und in das Weißlichgrau der Brust übergeht. Der Stirnfleck und die Augenkreise schwarz gesäumt. Das Schwarz geht nach der Schläfe zu in ein schönes Aschgrau über. Nacken und Rücken gelbgrün, aschgrau gewässert. 5″ 9‴.

143) Pica vagabunda. Gould. Kopf und Kehle hellgrau. Rücken, Brust, Bauch hellbraungelb, Schwingen schwarz. Schultern und Deckfedern weiß. 14″. Alle Specimina waren kürzer geschwänzt als in Goulds Abbildung.

144) Pica erythrorhyncha. Bekannt.

145) Pica sinensis. Aschgraubraun, Hinterkopf heller, Flügel, Schwanz, Bürzel hellgrau, After rothbraun. 15″ 6‴. Schwanz 10″.

146) Garrulus lanceolatus. Mit schwarzer Haube und weißen Kehlfedern. 11″.

147) Garrulus bispecularis. Dem Häher gleich. 12″ 6‴.

148) Garrulus . . . ? Mit schwächerem dünneren Schnabel, Rücken, Kopf, Schwanz, Flügel olivenbraun, weiße Kehle, olivenbraune Brust, rostgelber Bauch.

149) Garrul. leucocephalus. Missuri.

150) Garrul. striatus. Simlah. Selten.

149) Dicrurus. Einfach glänzend blauschwarz. 10″ 10‴. Schwanz 5″ 6‴. Missuri.

149) a. Dicrurus . . . ? Mit umgerollten Schwanzfedern und langen Borsten auf dem Kopfe. Missuri.

150) Lamprotornis spilopterus. Gould. Gemein. Missuri.

151) Corvus . . . ? Blauschwarz, Schnabel mit vielen plattanliegenden Borsten, Schnabel 1″ 10‴ lang, 9‴ hoch. Länge 16″ 4‴.

152) Corvus . . . ? Violettschwarzes Gefieder. Schnabel sehr lang, mit fast auf die Mitte reichenden Nasenborsten. 2″ 6‴ lang, 9‴ hoch. L. 17″.

153) Corvus . . .? Blauschwarz; Schnabel 2″ 2½‴; 11‴ hoch. L. 17″ 9‴. Tschini.

154) Pyrrhocorax. Violettschwarz auf dem Rücken. Dunkelmattschwarz am Bauch, gelbe Beine und Schnabel. L. 14″ 6‴. Schnabel 1″ 3‴ lang, 5‴ hoch.

155) Lanius. Collurio erythropterus. Gould. Männchen. Schwarzer Kopf blauglänzend, schwarze Schwingen und Schwanz. Weibchen grauer Kopf, grüne Schwingen, grauer Schwanz. 6″.

156) Collurio erythronotus. Gould. Ist ganz derselbe wie Hardwickii, denn die Größe differirt ungemein. 7″ 4‴ bis 8″ 6‴.

158) Caprimulgus . . . ? Dunkelschwarzbraun, weiß gelb gesperbert; große schwarzbraune Flecken auf dem Kopf, auf Schultern und Rücken; hellgelbbraune Kehlflecken; graubraune Schwingen, am Vorderrande mit 5 bis 6 gelbbraunen Flecken, Schwanz schwarzbraun gebändert. 9″ 8‴ bis 10″ 5‴. Tranda. Sutledschthal.

159) Caprimulgus . . .? Hellaschgrau, braun gesperbert, scharfe schwarze Längsfleckchen auf der Mittellinie des Kopfes bis in den Nacken. Flügeldeckfedern haben scharfe schwarze, große Dreiecke mit hellgelbem Saume. Ein rostgelber Ring um den Nacken; große hellbräunliche Flecke auf den Schultern, Schwingen und Schwanz hellgraubraun, letzterer mit verloschenen Binden. Neue Species. 9″. Missuri.

160) Cypselus. Glänzend braunschwarz, grünbrauner Kopf, weiße Kehle, Bauch fast schwarz mit zarten weißen Federrändern. Schwingen 6″ L. 6″ 3‴.

162) Hirundo. Einfach braungrau. Schwingen dunkler. Bauch, Brust, Kehle schmutzig gelbweiß. 5″. Namgiah.

163) Hirundo . . .? Blauschwarzer Kopf und Rücken. Schwarzbraune Schwingen und Schwanz. Rothgelber Hinterkopf, Schläfen und Bürzel bis zum Rücken. Kehle, Brust, Bauch schmutzig bräunlich weiß, mit schwarzen Längsfleckchen an jeder Feder. 6″ 5‴. Schwanz 3″ 4‴.

166) Psittacus schisticeps.

170) Columba nepalensis. Häufig am Sutledsch. Grauer Kopf, Hals, Nacken und Kehle, auf dem Nacken beginnt schwarz und dunkelrostroth in die Farbe des Rückens übergehend, welcher dunkelschwarzbraun, oberhalb mit rostrothem, unterhalb mit violettem und blauem Schimmer ist. Schultern rostbraun. So ist auch der Bauch gescheckt.

171) Columba leuconota. Dunkel aschgrauer Kopf, weißer Hals und Nacken, von wo das Weiß nach dem Rücken zu allmälich in Braungrau übergeht. Tiefer am Rücken weiß, Bürzel schwarzbraun, braungraue Flügel.

172) Columba livia. Häufig am Sutledsch. Dunkelrothe Iris; hellrothe Füße, gewöhnlich dunkel aschgrau mit bläulichem Schimmer; aber häufig variirend.

173) Calumba . . .? Weißer Kopf, dunkelrostrother Rücken, Flügel und Schwanz. Schwarze Schwingen; sehr groß.

Nur zweimal im Baspathale gesehen.

174) Vinago sphenura. Schön gelbgrüner Kopf, gelbgrüne Brust mit röthlichem Schimmer, blaugraugrüner Nacken, dunkel rostrother Rücken. Graugrüner Bürzel und Schwanz; Schultern schön dunkelviolettroth; blauschwarze Schwingen mit gelben Säumen. 7″ 6‴.

175) Turtur . . .? Röthlich grauer Kopf, Kehle, Brust und Bauch; Nackenkragen von schwarzen, weißgetüpfelten Federn, graubrauner Rücken, Schwanz und After. Untere Schwanzseite weiß. 12″.

177) Aquila . . .? Schwarzer Schnabel, Kopf, Rücken, Schultern, Schwingen und Schwanz schwarzbraun, Schwanz mit drei grauen Binden; Kehle schmutzig weiß mit schwarzbraunen Längsstreifen in der Mitte. Federn der Brust lichthellbraun; braungraue

Mitte, jederseits ein weißer Fleck; so auch die Bauchfedern, nur dunkler von Farbe. Zehen graubraun, weißgestreift, lange fast schwarze Federn am Schopfe. Unterseite der Flügel grauschwarz gebändert 2′ 3″

178) Gypaëtos barbatus. Sehr dunkel gefärbt. Rückenfedern schwarz mit weißer Spule. Das Schwarz geht bis hoch in den Nacken, wo noch einige Federn schwarze Spitzen haben. Schwingen, Schwanz braungrau mit dunkeln Rändern, Flügeldeckfedern schwarzbraun, mit gelber Mittellinie. Hals und Kehle rostgelb; Stirn weißlich mit schwarzen Flecken. Bart sehr kurz, am Kinnwinkel beginnend, so lang als der Unterschnabel. 3′ 10″.

179. Vultur. Graubraun mit braunem Kragen, Hals mit weißen Flaumen.

180) Astur. Rücken dunkelbraun, nach dem Nacken zu heller, Schwanz kohlschwarz, mit einer zwei Finger breiten weißen Binde gerade in der Mitte. Schwingen braungrau, mit breitem schwarzen Ende und einer schwarzen Binde. Das schwarze Ende hat an der äußersten Spitze einen feinen weißen Saum. Schultern schwarz, weiß getüpfelt; Bauch hellgraubraun, mit weißen und schwarzen verloschenen Binden auf jeder Feder. Bei den Hosen herrscht das Weiß vor. Kehle braungrau, schwärzlich gestrichelt. Kopf schwarz mit in den Nacken hin liegenden schwarz und weiß gebänderten Federn. Mitten auf der Stirn ein weißer Fleck. 2′ $5^1/_2$″.

181) Buteo. Jung. Weißer Kopf, Hals mit braunen Endflecken der Federn; gelblicher Bauch mit braunen Längslinien der Federn. Schwanz hell rostgelb. Rücken braun, rostgelb gefleckt. Flügel dunkelbraun. 2′

182) a. Falco subbuteo . . .? Kopf und Rücken dunkel aschgrau, weißgelbe Kehle. Schwarze Zügel; Brust weißgelb mit breiten braungrauen Längslinien der Federn, Hosen und After rostbraun; ein weißlicher Ring um den Nacken 13″ 10‴.

182) b. Falco . . .? Ein Edelfalk; mit der Färbung des Tinnunculus, aber weit größerm Kopf und Schnabel. Kopf hellgelbbraun mit schwarzgrauen Längsstreifen, weiße Kehle, Rücken gebändert. Bauch weiß mit schwarzen Längsstreifen. Schwanz bräunlich-

grau mit schwarzer Spitze und weißen Endmarken. Schnabel blau. 14″. Schwanz 6″.

183) Falco . . .? Hellaschgrauer Rücken und Schwanz, das untere Drittel des Schwanzes schwarz mit grauer Spitze. Nacken und Kopf schön rostroth, weiße Kehle, schmutzig weißer Bauch und Brust, mit quer schwarz gebänderten Federn, so auch Hosen und After. Flügel blaugrau, mit schwärzlichen Schwingen. Schnabel gelb mit schwarzer Spitze. L. 12″.

184) Falco cenchris. Dunkelaschgrauer Kopf mit bräunlichem Anfluge, Rücken hellrostbraun, mit sparsamen schwarzen Triangelflecken. Bauch schmutzig rostgelb, mit schwarzen Längsstreifen der Federn. Kehle schmutzig gelb. Schwingen dunkelbraun. Schwanz grau, mit schwarzem Ende und grauer Spitze. 13″. Schwanz 5″ 6‴.

Bei einigen hat der Schwanz schwarze Flecken auf dem Grauen.

185) Circus. Nahestehend, jedoch kleiner und ohne Schleier; sehr langbeinig, schwache Zehen, schwacher Schnabel, dunkelgrau oder dunkelgraubraun auf dem Rücken. Schwanz ebenso, undeutlich schwarz gebändert. Brust und Bauch schmutzig weiß mit feinen, rostbraunen Querstreifen. Flügel grau, unterhalb gestreift, schmutzig weiße, rostgelb angeflogene Kehle. Schnabel schwarz und die langen unbefiederten Tarsen gelb. 13″ 5‴. Schwanz 6″ 3‴.

186) Nauclerus . . .? Die zweite Schwinge die längste. Schneeweiße Kehle und Bart, hellgrauer Kopf und Nacken, dunkelgrauer Rücken, Schwingen und obere Schwanzseite, schneeweiße Brust, Bauch Bürzel und untere Schwanzseite, schwarze Schultern und Deckfedern, Schwanz kurz. L. 12″.

187) Circus. Hellgelbbraune Kehle, Nacken, Brust, jede Feder mit graubraunem Längsstreif; brauner Rücken, graubraune Schwingen und Schwanz, letzterer dunkler gebändert; schmutzig gelbe Hose und Bauch, weißer Bürzel. L. 21″ 8‴ Schwanz 10″.

188) Pandion . . .? Zweite Schwinge am längsten. Gefieder, Rücken, Flügel, Schwanz dunkelrostbraun. Schwingen, Schwanz Kopf, Nacken, Brust weiß mit schwarzen Schäften, Bauch rostbraun, Schnabel gelb. L. 19″ 5‴.

189) Strix . . .? (Uralensis gleich). Dunkelbrauner Rücken und Kopf, Flügel mit Bronceglanz, braune Stirn, graues Gesicht, mit schwarzen Schäften der Federn; schwarzer Kehlkragen unter dem Schleier. Weiße Kehle, Brust und Bauch, Beine schmutzig weiß, fein braun gebändert. Schwingen dunkelbraun, mit verloschenen hellern Binden, so auch der Schwanz. 25″ 6‴

190) Strix. . .? (Aluco gleich). Graubraun mit weißgelblichen Flecken und verloschenen Streifen auf jeder Feder. Unter dem Schleier und der Kehle ein Kranz von glänzend weißen Federn, die nach oben schwarz gebändert sind, nach der Kehle zu rein weiß werden. Bauch schmutzig weiß gebändert. 17″ 3‴. Eine dieser gleich mit grauem Schleier hellgelb braungeflecktem Nacken. 16″.

191) Noctua. Rücken, Kopf, Flügel graubraun, jede Feder mit zwei schmutzig weißen Linien. Die Schwingen mit hellgelbbraunen, dreieckigen Flecken. Weiße Flecken an der Schulter. Kehle weiß, Brust und Bauch bräunlich grau, jede Feder mit zwei schmutzig weißen breiten Binden. 9″.

192) Noctua. Röthlich hellbraune Grundfarbe auf Rücken, Flügel und Kopf; jede Feder mit dunkelbraunem Kreuze; an den Seiten des Kopfes stehen einige hellgelbe Federn, welche im Nacken einen Ring bilden. Schwingen braun, mit isabellgelben Flecken am Vorderrande. Bauch und Brust schmutzig weiß mit Kreuzflecken und verwaschenen Zickzackbinden.

193) Noctua. Der vorigen ähnlich. Eine hellgelbe, sich ins Graue verlierende Farbe herrscht vor, keine Kreuzflecke; die hellgelbbraune Binde im Nacken deutlich, weiße Kehle, weißliches Gesicht. Schwingen hellgraubraun, nach vorn mit weißen Flecken, welche Binden bilden. Bürzel und Schwanz spielen ins Graue. 9″ 4‴.

194) Noctua. Dunkelgraubraun am Kopf, Nacken, Rücken und Flügel, jede Feder mit zwei gelblichen Binden. Schwanz schwärzlich braun, mit alternirenden hellen Binden von weißer Farbe. Bauch dunkelgraubraun mit zwei gelblichen Binden auf jeder Feder. Schwingen gelbbraun gebändert. Dies ist vielleicht dieselbe Art wie 191. 9″.

195) Noctua. Hellgraubrauner Rücken, Kopf, Schwanz und Flügel; alle Federn mit weißen Augenflecken. Schwanz schmal, weiß

gebändert. Schwingen am Vorderrande weiß gefleckt. Kehle weiß. Brust und Bauch gelblich weiß mit bräunlichen Querbinden. 8″ 8‴.

196) Noctua. Dunkelgraubraun auf Kopf, Rücken, Schwanz, Flügel. Jede Feder mit einem gelblichen Mittelfleck auf dem Kopfe mit zwei Binden auf dem Rücken; Schwanz schmal gelb gebändert. Im Nacken ein breiter gelber Kragen, mit blauschwarzen Federn untermengt, Kehle weiß mit einem Ringe von Federn, die denen des Rückens gleich sind. Bauch und Brust graubraun, jede Feder mit zwei breiten, weißgelben Binden. 6″ 2‴.

197) Scolopax. monticola. Mit rostrothen Flügeln.

198) Scolop. nemoricola. Kennzeichen: Eine lebhaft rostrothe Schwanzbinde. Bei einem Exemplare mißt der Schnabel 2″ 5‴; bei allen andern 2″ 9‴. Das erste hat auch einen hellen Ring im Nacken. Der Bauch ist nicht weißlich, sondern gelblich und die Kehle röthlich gelb, welche bei den andern weiß gefleckt ist; vielleicht eine andere Art.

199) Tringa. Graubraun mit bronzenem Schimmer, gelbweißer Kehle, schmutzigweißem Bauch, Flügel mit einer weißen Binde. Ohne Schnabel 5″ 10‴ lang. Der Schnabel 12‴.

200) Tringa. Graubrauner Rücken, Kopf und Flügel; auf dem Rücken hat jede Feder erst einen schwarzen, dann einen hellgrauen Saum. Kehle hellgrau, Bauch weiß. Ohne Schnabel 4″ 9‴ lang. Der Schnabel 7‴.

201) Vanellus Goënsis. . . .? Schwarzer Kopf, Kehle und Brustring; graue Brust, weißer Bauch, graubrauner Rücken. Schnabel roth, die Spitze schwarz. 11″.

202) Tringa. Die äußere Zehe geheftet. Olivenbraun mit weißlichen Flecken, dunkelbraune Schwingen, graugefleckte Kehle, weißer Bürzel und Bauch. Schwanz schwarz mit weißen Binden. Ohne Schnabel 7″. Der Schnabel 1″ 4‴.

203) Phasianus Stocii.

204) Phasianus Pucrasia.

205) Phasianus albo cristatus.

206) Tetraogallus Nigellii mit Jungen.

207) Lophophorus refulgens.

208) Tragopan Satyrus.

210) Perdix francolinus.

Anmerk. Bei einem Exemplare aus Afghanistan geht das Schwarz der Brust ohne alle weiße Augenflecke bis zum After hinab.

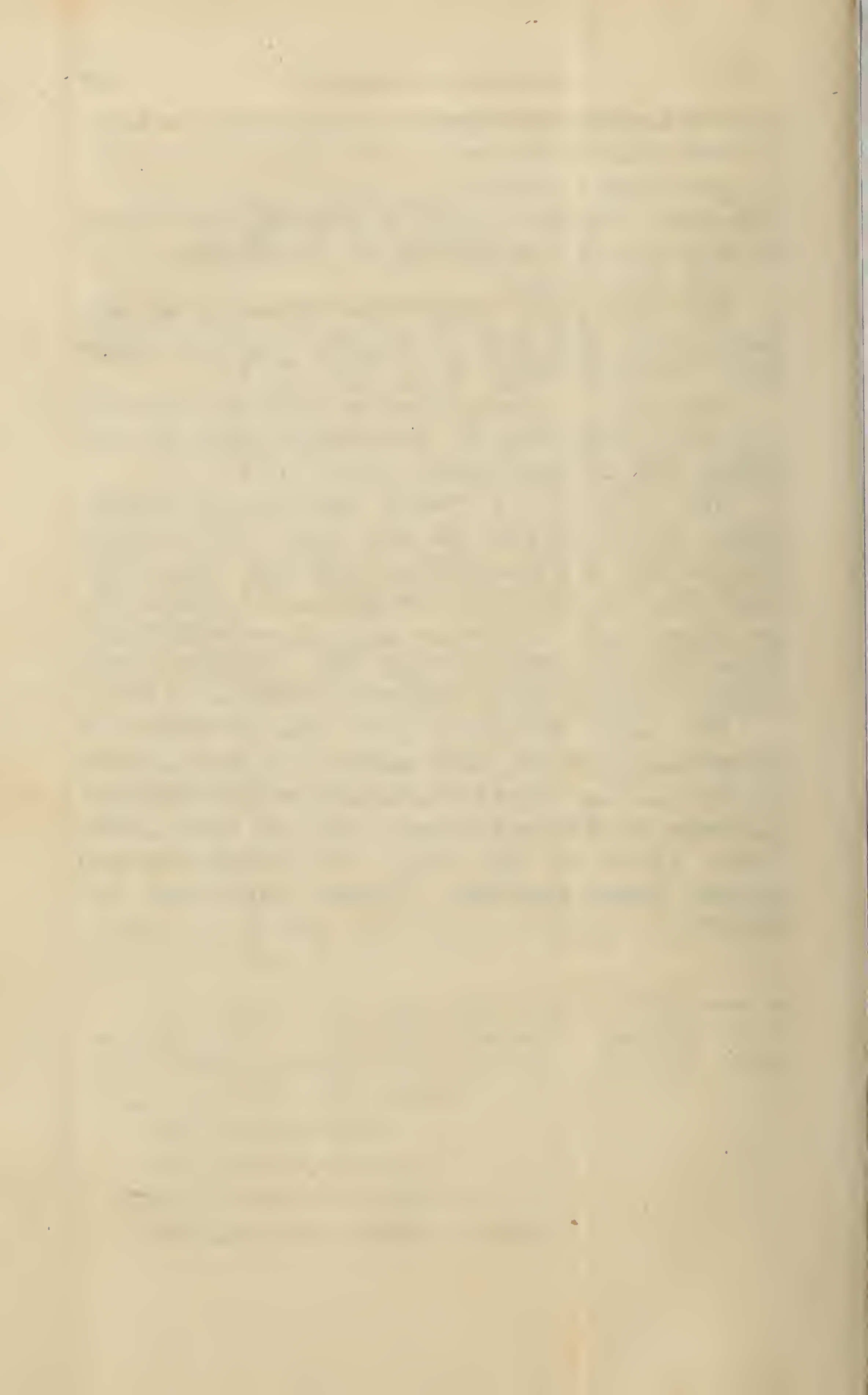
211) Perd. olivaceus.

212) Perd. pictus. Große braune Rückenfedern mit einem weißen Rande, weiße Brust, mit schwarzem Doppelkreuz auf jeder Seite. Rostbraunes Gesicht. Brauner Helm. 11″ 6‴.

213) Perd. . . .? Hellrothbraun mit zwei weißen Streifen auf jeder Feder. Rücken, Flügel und Kopf braungrau, Bauch und Brust schmutzig weiß, mit feinen schwarzen Linien. 11″ 8‴.

215) Coturnix . . . ? Oberseite, Rücken und Hals braungrau, schwarz gewässert, die Federn mit weißer Spule. Kopf braungrau, über dem Auge ein rothbrauner Streif. Kehle beim Männchen rostroth. Brust und Bauch weiß. Jede Feder mit drei schwarzen Binden. Bürzel rostgelb, Deckfedern und Flügel gelb, mit großen schwarzen Flecken nach innen. Weibchen ebenso, aber mit einfarbig röthlichlichgrauer Brust und Bauch. Männchen 7″. Weibchen 6″ 5‴.

216) Falco. Mit scharfem Zahn, schwarzem Schnabel und Wachshaut gleich Nr. 182; allein dunkler auf dem Rücken, heller an der Kehle Kopf und Rücken dunkelgraubraun, mit hellem Außenrande. Schwingen und Schwanz fast schwarz. Nacken mit schmutzig weißen Ringen, Schläfen und Zügel schwarz. Kehle reinweiß, Brust gelbweiß mit schwarzen Längsstreifen. Hosen und Bürzel schmutzig weiß. 13″ 8‴.



IV.

Tabellarische Uebersicht der Temperatur- und Höhen-Angaben.

Datum.	Morgen.	Luft.	Wasser.	Vormittag.	Luft.	Wasser.	Nachmittag.	Luft.	Wasser.	Abend.	Luft.	Wasser.	Bemerkung.	Angabe des Orts.	Absolute Höhe.
19. Sept.	7	18,4	17,5				1	23,5		7	19,5			Corfu.	
24.	7	20,4								7	22,8			Athen.	
25.	7	20,8		10	24,8					12	21			"	
26.	7	21,5					1	22,2		8	18,5			"	
2. Oktbr.	7	18					1	18,4		7	18,4			"	
3.	7	19,8					1	22,7		8	19,5		Fahrt auf dem mittelländischen Meere.	Abends in Alexandria.	
4.	7	19					1	26,5						Alexandria.	
5.	7	18,5		12	23		5	20,2		9	19,5			"	
7.	7	19					1	23,5		7	22			Kairo.	
9.	7	19		11	25		1	26,5		7	23,5			"	
10.	7	18,8		10	22,8		1	26,3		7	22,8			"	
11.	6	19,5		11	25,3		1	27		7	21,6			"	
12.	7	19,2		1	24,8		7	21		10	20,5			"	
27.	6	21	22	—	—		1	23¼	22¼	6	22¼	23½		Rothes Meer.	
28.	6	20¾	23½	10	23½	23	1	24	23½	6	23¼	22	Abends Wetterleuchten.	Rothes Meer.	
29.	6	24	23	11	25¼	23¾	1	25¼	24	6	25	21½	starker Wind.	" "	
30.	6	24	23½	11½	25	24	2	24¾	—	6	24	23½	starker Wind.	" "	
31.	6	23½	23½	10½	23¾	23½	1½	23	22½	6	23¼	22½	starker Wind.	Straße Babel Mandeb	
1. Nov.	6	21¾	23	11½	23¼	22¾	1	23	22½	6	22¼	22½		Aden, 10 Uhr Mrgs.	
2.	7	23	22½	—	—		2	23½	22½	6	22¼	22¼	Regen.	Aden.	
3.	6	21½	22½	10½	22¾		1	23	22	5¾	21	20½	starker Wind.	Meerbusen von Aden.	
4.	6	21	22½	10	21		2	21¾	20¾	5¾	22	20½			
5.	6	21	23¼	10	21¼		1½	22¾	21	5¾	22¼	20¼			

*) Die Temperaturangaben sind nach der Skala von Reaumur, und die Höhenangaben nach englischen Fußen bestimmt.

Datum.	Morgen.	Luft.	Wasser.	Vormittag.	Luft.	Wasser.	Nachmittag.	Luft.	Wasser.	Abend.	Luft.	Wasser.	Bemerkung.	Angabe des Ortes.	Absolute Höhe.
6. Nov.	6	21¼	21	10	22		1½	22	21¼	5¾	21½	20¾		Indischer. Ocean.	
7.	6	21½	21¼	11	22		1½	22¾	22¼	5¾	22	22	starker Wind.	—	
8.	6	21¼	21	10½	22½		1½	22½	22¼	5¾	22	22½	starker Wind.	—	
9.	6	20¾	22	10½	22½		1½	23¼	22¼	5¾	22¼	22½	Windstill.	—	
10.	6	22¼	22½	10½	23½		1½	23¼	23⅓	5¾	23⅕	24¾	Windstill.	—	
11.	6	21¼	22¾	10½	23		1½	24	24	5¾	22¼	24½			
12.	6	22¼	22¾	10½	23		1½	22¾		6	22½	23½	Windstill.		
13.										4	22		Wetterleuchten Abds.	Ponte Galle.	
14.	7	22½		12	25					5	23⅓		Nachmittags Regen.	See.	
15.	7	20											Mittags Regen.	Colombo.	
16.	7	19,8		12	24					5	22		—	Colombo.	
17.	8	20,8		12	23					5	21,6		Heiteres Wetter.	Colombo.	
18.				12	23		1	23,6					Gewitter.	Weg nach Kandy.	
19.	8	20		12	22,6					4	18,2		Regen.	Kandy.	
20.	7	18,5		11	20,5		1	23,8		7	15		Gewitter.	Pusselawa.	
21.	7½	16,8		11	18,5		3	17		5	15,2		Nebel.	Rambodde.	2,000′
22.	6	8,5		11	16,5		3	15		5	14,3		Sonnenschein.	Nuwera Ellia.	6,400′
23.	7	10,8		10	16		1	18,5		4½	16,2		Regen.	Wilson Bangalo.	
24.	6½	14,6		11	19		4	17,8		8	15,2		Gewitter..	Badulla.	2,200′
25.	7	15		10½	17,2		4	18,8					Regen.	Taldenia.	1,100′
26.	6½	19,8		11	20,5		2½	20,9		7	19,8		Regen.	Galbocka.	
27.	7½	19		11	20,2		4	19,5					Regen.	Galbocka.	
28.	7	18,9		11	19,2		4	18,4					Regen.	—	
29.	8	19,8					1	20					Regen.	—	
6. Dez.	6	12,5								6	18,3			Habu Talla.	
7.	7	19,5					1	20,7		6½	20			Ratnapura.	
8.	8	19,4												Ratnapura.	
9.	7	17,5					2	19,2		6	18			Palebadulla.	2,500′
10.				10	14,3		1	10,5		4	9,5		Abends Nebel.	Adamspik.	7,500′

Datum.	Morgen.	Luft.	Wasser.	Vormittag.	Luft.	Wasser.	Nachmittag.	Luft.	Wasser.	Abend.	Luft.	Wasser.	Bemerkung.	Namen des Ortes.	Absolute Höhe.
11. Dez.	6	8,7												Adamspik.	
15.	8	19,5		12	22,3					6	21,5		Gewitter.	Colombo.	
16.	7	21,2		12	23					6	22,3		Gewitter.	Colombo.	
18.	7	21,8					2	23		7	22			"	
6. Jan.	7	13,5		12	19,5		2	21,5		7	15,5			Calcutta	
7.	7	12,7		12	21,5		5	19,4		7	15,5		Nebel Morgen u. Abd.	"	
8.	7	13,5					1	22,2					Nebel Morgen.	"	
9.	7	13,8		10	18,4		2	22,5		7	16,8		Wenig Nebel.	"	
10.	7	14,2		10	18,5					7	18,2		Bedeckter Himmel.	"	
11.	7	13,6		10	18,5		1	23,5		7	18,5		Nebel Morgen.	"	
12.	7	12,7					4½	20,3		6	11		Nebel Morgen.	"	
14.	7	10		10	17,5		4	20		6½	17		Nebel Morgen.	"	
22.				1	27		4	22,5		7	15,5			Ebene vor Gayah.	
23.	7	6,2		10	17,2		3½	23,8						Gayah.	
6. Febr.	7	3		8½	12,5									Wald bei Betschiko.	
12.	7	5,5	Begmutti 12	12	15,5		2	20		6	14		Mittlere Temperatur.	Kathmandu.	4,500′
3. Mai.	9	23		11	25		2	21		7	19		Gewitter um 2 Uhr.	Delhi.	
4.	7	18		9	23,5										
7.	6	14,2		10	18	See 13,8	1	22,5		4	18,4			Nainethal.	6,300′
2. Juni.				12	27		4	26,5		7	23			Adh Badri.	
3.				12	23		2	24,5		7	20,2			Pungaon.	
5.	5	11		11	20,5		1	21,2		6	18,6			Dhunpur.	
6.				11	27		1	28		6	25			Bamoth.	
7.	6	16,5		8	20									Weg nach Pokri.	
8.	7	17,5					4	18		7	15			Pokri.	
9.				10	14		4	15,2					Regen.	Pokri.	
10.	6	13,5					1½	9		8	10,5		Wind.	Tschobeda.	
11.	6	7		10	10,5		2	24,5		8	15,5			Durithal.	
12.	6	10,2		9	12,5	See 16,5	1	17,2		6	14		Heiteres Wetter.	Durithal.	

Datum.	Morgen.	Luft.	Wasser.	Vormittag.	Luft.	Wasser.	Nachmittag.	Luft.	Wasser.	Abend.	Luft.	Wasser.	Bemerkung.	Namen des Ortes.	Absolute Höhe.
14. Juni.	7	13		12	24,5		5	22,3		7½	19		Regen Abends.	Phata.	
15.				12	22	Quelle. 41,5	4	18,5		7	17,5			Gaurikund.	6,800′
16.	6	5,5				Quelle. 4,5	3	9,5		7	7,3			Kedarnath.	11,800′
17.	6	5		11	20,2		1	18,6		7	15,3			Weg nach Gaurikund.	
20.				12	24		3	16,5						Pauali Danda.	
21.	6	8,3		12	23									Gowanne.	
24.							1	12						Kedarakhalpaß.	10,580′
8. Juli.	6	14		9	21		1	26		6	17			Mukba.	
4.	6	9				Quelle. 3,2				6	10,2			Gangotri.	9,670′
12.	8	10					6½	9,8		9½	8,5			Fula Daru im Gumtith.	11,272′
13.	6	5,8								7	5,2		Nebel Morgens.	Quellen des Gumti.	12,000′
14.	6	4,8		12	5,6		2	4,5		7	9,5		Schnee Nachmittags	Lama Kagapaß. Do S.	15,355′
15.														Do Sumda.	13,366′
16.	6	5											Regen und Wind.	Lager am Baspa.	12,278′
19.	8	9					2	11		7	9,5		Regen.	Tschetkul.	10,495′
22.	7	10,2												Ragsam.	9,756′
28.														Tschini.	7,320′
31.														Errengkhal (Paß).	11,500′







